This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

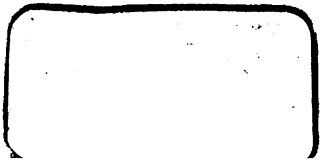
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Dreizehnter Band.
Vermischte Schriften. Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

HARVARD UNIVERSITY
LIBRARY
AUG 15 2005

057102

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermischte Schriften.

Autobiographische Skizze 3
Die Romantik 13
Briefe aus Berlin.
Erster Brief 23
Zweiter Brief 49
Dritter Brief 94
Über Polen 131
Der Thee; Humoreske 183

Recensionen.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach 191
Gedichte und Poesien ꝛc. von J. B. Rousseau . . . 197
Tasso's Tod, Trauerspiel von W. Smets 204
Struensee, Trauerspiel von M. Beer 241
Die deutsche Literatur von W. Menzel 267
Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus 290

Nachträge.

Die erste Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" 293
Der Hamburger Brand 298

Gedanken und Einfälle.

		Seite
I.	Persönliches	305
II.	Religion und Philosophie	307
III.	Kunst und Literatur	319
IV.	Staat und Gesellschaft	342
V.	Frauen, Liebe und Ehe	358
VI.	Vermischte Einfälle	360
VII.	Bilder und Farbenstriche	367

Vorwort des Herausgebers.

Die im vorliegenden Band enthaltenen Aufsätze erscheinen hier zum ersten Male gesammelt und in entsprechender Ordnung zusammengestellt. Sie gewähren ein interessantes Bild der frühreifen Entwicklung eines Schriftstellers, aus dessen ersten literarischen Versuchen schon die ganze Originalität, die kritische Schärfe und der epochemachende Stil seiner spätern Produktionen deutlich hervorblickt.

Die „Autobiographische Skizze" wurde zuerst im Februar oder März 1835 in der „Revue de Paris", und neuerdings in den „Études sur l'Allemagne au XIXe siècle, par Philarète Chasles" (Paris, Amyot, 1861) abgedruckt.

Der Aufsatz über „Die Romantik" — gewissermaßen das ästhetische Programm Heine's für die ersten Jahre seiner literarischen Thätigkeit — erschien in Nr. 31 des „Kunst- und Wissenschaftsblattes" (Beiblatt zum „Sprecher" oder „Rheinisch-westfälischen Anzeiger"), vom 18. August 1820. Eine französische Übersetzung dieses Aufsatzes ist in den „Drames et Fantaisies" enthalten.

Ebendaſelbſt wurden (in Nr. 6 und 7, 16—19 und 27—30, vom 8. und 15. Februar, 12. April bis 3. Mai, und 28. Juni bis 19. Juli 1822) die an den Herausgeber jener Zeitſchrift, Dr. H. Schulz, gerichteten „Briefe aus Berlin" veröffentlicht. Nur die wenigen, nicht von Klammern umſchloſſenen Stellen des zweiten und dritten Briefes finden ſich in der erſten Auflage des zweiten Bandes der „Reiſebilder" (1827) wieder abgedruckt.

Den Reiſebericht „Über Polen" enthielt der Berliner „Geſellſchafter," 10.—17. Blatt, vom 17. —29. Januar 1823.

Die Humoreske „Der Thee" wurde in der „Weſernymphe," einem von Theodor v. Kobbe herausgegebenen novelliſtiſchen Almanach auf das Jahr 1831 (Bremen, Kaiſer) mitgetheilt.

Die Beſprechung des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs auf das Jahr 1821" war im „Geſellſchafter," 129. Blatt, vom 13. Auguſt 1821, — die Kritik der „Gedichte" und der „Poeſien für Liebe und Freundſchaft, von J. B. Rouſſeau" ebendaſelbſt, 112. Blatt, vom 14. Juli 1823, enthalten.

Den Aufſatz über die Tragödie „Taſſo's Tod,

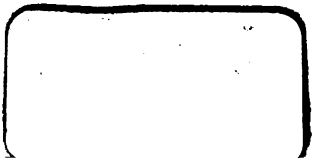
von W. Smets" brachte die von J. D. Symanski herausgegebene Berliner Zeitschrift: „Der Zuschauer," Nr. 74—86, vom 21. Juni bis 19. Juli 1821.

Die Besprechung von Michael Beer's „Struensee" wurde im Stuttgarter „Morgenblatt," Nr. 88—97, vom 11.—22. April 1828, abgedruckt.

Die Recension von W. Menzel's „Die deutsche Literatur" findet sich in den „Neuen allgemeinen politischen Annalen," Jahrgang 1828, Bd. XXVII, 3. Heft, — die „Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus" ebendaselbst, Bd. XXVII, 4. Heft.

Die nachträglich mitgetheilte Besprechung der ersten Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" ist in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 68, vom 8. März 1836, — der Korrespondenzartikel über den Hamburger Brand in demselben Journal, Nr. 146, vom 26. Mai 1842, enthalten.

Außer den im vorliegenden und nächstfolgenden Bande gesammelten Aufsätzen, mögen noch einzelne



H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Dreizehnter Band.
Vermischte Schriften. Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Vermischte Schriften

von

Heinrich Heine.

Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

HARVARD UNIVERSITY
AUG 15 2005

057102

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermischte Schriften.

Autobiographische Skizze 3
Die Romantik 13
Briefe aus Berlin.
Erster Brief 23
Zweiter Brief 49
Dritter Brief 94
Über Polen 131
Der Thee; Humoreske 183

Recensionen.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach 191
Gedichte und Poesien ꝛc. von J. B. Rousseau . . . 197
Tasso's Tod, Trauerspiel von W. Smets 204
Struensee, Trauerspiel von M. Beer 241
Die deutsche Literatur von W. Menzel 267
Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus 290

Nachträge.

Die erste Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" 293
Der Hamburger Brand 298

Gedanken und Einfälle.

		Seite
I.	Persönliches	305
II.	Religion und Philosophie	307
III.	Kunst und Literatur	319
IV.	Staat und Gesellschaft	342
V.	Frauen, Liebe und Ehe	358
VI.	Vermischte Einfälle	360
VII.	Bilder und Farbenstriche	367

Vorwort des Herausgebers.

Die im vorliegenden Band enthaltenen Aufsätze erscheinen hier zum ersten Male gesammelt und in entsprechender Ordnung zusammengestellt. Sie gewähren ein interessantes Bild der frühreifen Entwicklung eines Schriftstellers, aus dessen ersten literarischen Versuchen schon die ganze Originalität, die kritische Schärfe und der epochemachende Stil seiner spätern Produktionen deutlich hervorblickt.

Die „Autobiographische Skizze" wurde zuerst im Februar oder März 1835 in der „Revue de Paris", und neuerdings in den „Études sur l'Allemagne au XIXe siècle, par Philarète Chasles" (Paris, Amyot, 1861) abgedruckt.

Der Aufsatz über „Die Romantik" — gewissermaßen das ästhetische Programm Heine's für die ersten Jahre seiner literarischen Thätigkeit — erschien in Nr. 31 des „Kunst- und Wissenschaftsblattes" (Beiblatt zum „Sprecher" oder „Rheinisch-westfälischen Anzeiger"), vom 18. August 1820. Eine französische Übersetzung dieses Aufsatzes ist in den „Drames et Fantaisies" enthalten.

Ebendaselbst wurden (in Nr. 6 und 7, 16—19 und 27—30, vom 8. und 15. Februar, 12. April bis 3. Mai, und 28. Juni bis 19. Juli 1822) die an den Herausgeber jener Zeitschrift, Dr. H. Schulz, gerichteten „Briefe aus Berlin" veröffentlicht. Nur die wenigen, nicht von Klammern umschlossenen Stellen des zweiten und dritten Briefes finden sich in der ersten Auflage des zweiten Bandes der „Reisebilder" (1827) wieder abgedruckt.

Den Reisebericht „Über Polen" enthielt der Berliner „Gesellschafter," 10.—17. Blatt, vom 17. —29. Januar 1823.

Die Humoreske „Der Thee" wurde in der „Wesernymphe," einem von Theodor v. Kobbe herausgegebenen novellistischen Almanach auf das Jahr 1831 (Bremen, Kaiser) mitgetheilt.

Die Besprechung des „Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs auf das Jahr 1821" war im „Gesellschafter," 129. Blatt, vom 13. August 1821, — die Kritik der „Gedichte" und der „Poesien für Liebe und Freundschaft, von J. B. Rousseau" ebendaselbst, 112. Blatt, vom 14. Juli 1823, enthalten.

Den Aufsatz über die Tragödie „Tasso's Tod,

von W. Smets" brachte die von J. D. Symanski herausgegebene Berliner Zeitschrift: „Der Zuschauer," Nr. 74—86, vom 21. Juni bis 19. Juli 1821.

Die Besprechung von Michael Beer's „Struensee" wurde im Stuttgarter „Morgenblatt," Nr. 88—97, vom 11.—22. April 1828, abgedruckt.

Die Recension von W. Menzel's „Die deutsche Literatur" findet sich in den „Neuen allgemeinen politischen Annalen," Jahrgang 1828, Bd. XXVII, 3. Heft, — die „Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus" ebendaselbst, Bd. XXVII, 4. Heft.

Die nachträglich mitgetheilte Besprechung der ersten Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" ist in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 68, vom 8. März 1836, — der Korrespondenzartikel über den Hamburger Brand in demselben Journal, Nr. 146, vom 26. Mai 1842, enthalten.

Außer den im vorliegenden und nächstfolgenden Bande gesammelten Aufsätzen, mögen noch einzelne

Jugendarbeiten Heine's in der „Rheinischen Flora" (Aachen 1825), der „Hermione" (Hamm, 1827 u. 1828) oder anderen mir bis jetzt nicht zugänglichen Zeitschriften zu finden sein.

So ist es mir unter Anderm nicht gelungen, Heine's Besprechung der Abhandlung von Karl Immermann „über den rasenden Ajax des Sophokles" zu ermitteln. Nach Angabe des Herrn Dr. Wilhelm Hemsen in Köln, dem ich manchen schätzbaren Nachweis Betreffs der älteren Aufsätze Heine's verdanke, muss jene Kritik in einer Berliner Zeitschrift vom Jahre 1826 gedruckt worden sein.

Im „Gesellschafter" vom 10. Januar 1821, 10. Juli, 11. September und 13. November 1822 und 12. März 1823 finden sich ein paar kleine, theils „H.," theils „H. H." unterzeichnete Aufsätze, die möglicherweise von H. Heine herstammen. Leider vermochte ich über die Autorschaft derselben keine Gewissheit zu erlangen, da der Herausgeber jener Zeitschrift, Herr Professor F. W. Gubitz in Berlin, aus eigennützigstem Grunde, wiederholentlich jede Auskunft über diesen Gegenstand verweigerte. Herr Gubitz gedenkt nämlich seine biographischen Erinnerungen dadurch interessant zu machen, dass er in denselben die von Heine im „Gesellschafter" veröffentlichten Aufsätze nochmals wieder abdruckt. Um

dieſer geſchäftlichen Spekulation willen hat er nicht bloß die Beantwortung der obigen Anfrage abgelehnt, ſondern, mit einer in den Annalen der Literatur unerhörten Rückſichtsloſigkeit, mir nicht einmal den Einblick in ein paar frühere, ſchwer zu erlangende Jahrgänge des „Geſellſchafter" geſtatten wollen, deren ich ſpäter nur nach langem und mühevollem Umherſuchen anderweitig habhaft ward.

Da ich ſämmtliche Jahrgänge der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" von 1826—1849 Seite für Seite auf das genaueſte durchforſchen ließ, darf ich mit Beſtimmtheit behaupten, daſs, außer den in der vorliegenden Geſammtausgabe mitgetheilten, nur noch zwei Korreſpondenzartikel jenes Blattes möglicherweiſe von H. Heine geſchrieben ſind. Der eine (in Nr. 347 und 348 d. Bl., außerordentliche Beilage) iſt vom 30. November 1831 datiert und würde, wenn echt, die erſte Korreſpondenz ſein, welche Heine in der „Allgemeinen Zeitung" drucken ließ. Er trägt daſſelbe Zeichen, wie der Bericht vom 28. December 1831 (Band VIII, S. 45 ff.). Der andere Bericht (in Nr. 135 d. Bl.) iſt vom 5. Mai 1836 datiert und trägt dieſelbe Chiffer wie der Artikel über die erſte Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" (Band XIII, S. 293 ff.). Leider vermochte Herr Dr. Kolb, der Redakteur jener Zeitung, ſich nicht

mehr zu entsinnen, ob die beiden Korrespondenzen von Heine verfasst worden sind.

Ein Aufsatz über Goethe, den Heine im Jahre 1823 für Varnhagen's „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" schrieb, der aber zu spät eintraf, um in jenem Buche gedruckt zu werden, scheint verloren gegangen zu sein, wenn er sich nicht vielleicht noch in Varnhagen's Nachlasse vorfindet.

In „H. Schröder's Lexikon der hamburgischen Schriftsteller" (Bd. III, S. 145) ist Heine als der Verfasser einer Broschüre namhaft gemacht, die unter dem Titel: „Beleuchtung der Stimme des Volks über die Juden" (Niedersachsen, 1819) anonym veröffentlicht ward. Während einerseits schon der ganze wissenschaftlich gelehrte Ton dieser Broschüre mit einer solchen Annahme in Widerspruch steht, hat sich mir andererseits Herr Dr. med. F. A. Simon in Hamburg mündlich und schriftlich als alleinigen Verfasser des Büchleins genannt.

Was endlich die von H. Heine hinterlassenen drei Bände „Memoiren" betrifft, so befinden sich dieselben in Händen des Herrn Gustav Heine zu Wien, welcher das ohne Zweifel werthvolle und interessante Manuskript wohl noch lange dem Publikum vorenthalten wird, wenn es überhaupt jemals in unverstümmelter Form an die Öffentlichkeit gelangt.

Vermiſchte Schriften.

Autobiographiſche Skizze.

(1835.)

An Philarète Chasles.

Paris, den 11. Januar 1835.

So eben empfing ich das Schreiben, mit dem Sie mich beehrt haben, und ich beeile mich, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben.

Ich bin geboren im Jahre 1800*) zu Düsseldorf, einer Stadt am Rhein, die von 1806—1814 von den Franzosen occupiert war, so dass ich schon in meiner Kindheit die Luft Frankreichs eingeathmet. Meine erste Ausbildung erhielt ich im Franciskanerkloster zu Düsseldorf. Späterhin besuchte ich das Gymnasium dieser Stadt, welches damals „Lyceum" hieß. Ich machte dort alle die Klassen durch, wo Humaniora gelehrt wurden, und ich

*) Über Heine's Geburtsjahr vergl. den Brief an St. René Taillandier vom 3. November 1851, — H. Heine's Briefe, dritter Theil, S. 210.

Der Herausgeber.

habe mich in der obern Klasse ausgezeichnet, wo der Rektor Schallmeyer Philosophie, der Professor Brewer Mathematik, der Abbé Daulnoie die französische Rhetorik und Dichtkunst lehrte, und Professor Kramer die klassischen Dichter explicierte. Diese Männer leben noch jetzt, mit Ausnahme des Ersteren, eines katholischen Priesters, der sich meiner ganz besonders annahm, wahrscheinlich des Bruders meiner Mutter, des Hofraths von Geldern wegen, der sein Universitätsfreund war, und auch, wie ich glaube, meines Großvaters wegen, des Doktors von Geldern, eines berühmten Arztes, der ihm das Leben gerettet.

Mein Vater war Kaufmann und ziemlich vermögend; er ist todt. Meine Mutter, eine treffliche Frau, lebt noch jetzt, zurückgezogen von der großen Welt. Ich habe eine Schwester, Frau Charlotte von Embden, und zwei Brüder, von welchen der Eine, Gustav von Geldern (er hat den Namen der Mutter angenommen), Dragonerofficier in Diensten Sr. Majestät des Kaisers von Östreich ist; der Andre, Dr. Maximilian Heine, ist Arzt in der russischen Armee, mit welcher er den Übergang über den Balkan gemacht.

Meine, durch romantische Launen, durch Etablissementsversuche, durch Liebe und durch andre

Krankheiten unterbrochenen Studien wurden seit dem Jahre 1819 zu Bonn, zu Göttingen und zu Berlin fortgesetzt. Ich habe viertehalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von Krankheiten aller Art, unter andern von einem Degenstich in die Lenden heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Scheller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich aufs empfindlichste zu verwunden.

Ich habe sieben Jahre lang auf den obgenannten Universitäten studiert, und zu Göttingen war es, wo ich, dorthin zurückgekehrt, den Grad als Doktor der Rechte nach einem Privatexamen und einer öffentlichen Disputation erhielt, bei welcher der berühmte Hugo, damals Dekan der juristischen Fakultät, mir auch nicht die kleinste scholastische Formalität erließ. Obgleich dieser letztere Umstand Ihnen sehr geringfügig erscheinen mag, bitte ich Sie doch, davon Notiz zu nehmen, weil man in einem wider mich geschriebenen Buche die Behauptung aufgestellt hat, ich hätte mir mein akademisches Diplom nur erkauft. Unter all' den Lügen, die man über mein Privatleben hat drucken lassen, ist dies die einzige, die ich niederschlagen möchte. Da

ſehen Sie den Gelehrtenſtolz! Man ſage von mir, ich ſei ein Baſtard, ein Henkersſohn, ein Straßenräuber, ein Atheiſt, ein ſchlechter Poet — ich lache darüber; aber es zerreißt mir das Herz, meine Doktorwürde beſtritten zu ſehen! (Unter uns geſagt, obgleich ich Doktor der Rechte bin, iſt die Jurisprudenz grade die Wiſſenſchaft, von welcher ich unter allen am wenigſten weiß.)

Von meinem ſechzehnten Jahre an habe ich Verſe gemacht. Meine erſten Poeſien wurden im Jahre 1821 zu Berlin gedruckt. Zwei Jahre ſpäter gab ich neue Gedichte nebſt zwei Tragödien heraus. Die eine der letzteren ward zu Braunſchweig, der Hauptſtadt des gleichnamigen Herzogthums, aufgeführt und ausgepfiffen*). Im Jahre 1826 erſchien der erſte Band der „Reiſebilder"; die drei andern Bände kamen einige Jahre ſpäter bei den Herren Hoffmann und Campe heraus, welche noch immer meine Verleger ſind. Während der Jahre 1826—1831 habe ich abwechſelnd zu Lüneburg, zu Hamburg und zu München gelebt, wo

*) Am 20. Auguſt 1823. Über die äußeren Gründe der ungünſtigen Aufnahme des „Almanſor" in Braunſchweig vgl. die nächſtens erſcheinende Schrift: „H. Heine. Sein Leben und ſeine Werke. Von Adolf Strodtmann."

Der Herausgeber.

ich mit meinem Freunde Lindner die „Politiſchen Annalen“ herausgab. In der Zwiſchenzeit habe ich Reiſen in fremde Länder gemacht. Seit zwölf Jahren habe ich die Herbſtmonate ſtets am Meeresufer zugebracht, gewöhnlich auf einer der kleinen Inſeln der Nordſee. Ich liebe das Meer wie eine Geliebte, und ich habe ſeine Schönheit und ſeine Launen beſungen. Dieſe Dichtungen befinden ſich in der deutſchen Ausgabe der „Reiſebilder“; in der franzöſiſchen Ausgabe habe ich ſie weggelaſſen, ſo wie auch den polemiſchen Theil, der ſich auf den Geburtsadel, auf die Teutomanen und auf die katholiſche Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, ſo habe ich dieſen noch in der Vorrede zu den „Briefen von Kahldorf“ beſprochen, die nicht von mir verfaſſt ſind, wie das deutſche Publikum irrthümlich glaubt. Was die Teutomanen, dieſe deutſchen alten Weiber (ces vieilles Allemagnes), betrifft, deren Patriotismus nur in einem blinden Haſſe gegen Frankreich beſtand, ſo habe ich ſie in all' meinen Schriften mit Erbitterung verfolgt. Es iſt Dies eine Animoſität, die noch von der Burſchenſchaft herdatiert, zu welcher ich gehörte. Ich habe zur ſelben Zeit die katholiſche Propaganda, die Jeſuiten Deutſchlands, bekämpft, ſowohl um Verleumder zu züchtigen, die mich zuerſt angegriffen,

als um einem protestantischen Sinne zu genügen. Dieser mag mich freilich bisweilen zu weit fortgerissen haben, denn der Protestantismus war mir nicht bloß eine liberale Religion, sondern auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehörte der lutherischen Konfession nicht nur durch den Taufakt an, sondern auch durch eine Kampfeslust, die mich an den Schlachten dieser Ecclesia militans theilnehmen ließ. Aber während ich die socialen Interessen des Protestantismus vertheidigte, habe ich aus meinen pantheistischen Sympathien niemals ein Hehl gemacht. Deßhalb bin ich des Atheismus beschuldigt worden. Schlecht unterrichtete oder böswillige Landsleute haben schon lange das Gerücht verbreitet, ich hätte den saintsimonistischen Rock angezogen; Andere beehren mich mit dem Judenthum. Es thut mir leid, daſs ich nicht immer in der Lage bin, dergleichen Liebesdienste zu vergelten.

Ich habe nie geraucht; eben so wenig bin ich ein Freund des Bieres, und erst in Frankreich habe ich zum erstenmal Sauerkraut gegessen. In der Literatur habe ich mich in Allem versucht. Ich habe lyrische, epische und dramatische Gedichte verfasst; ich habe über Kunst, über Philosophie, über Theologie. über Politik geschrieben . . . Gott ver-

zeih's! Seit zwölf Jahren bin ich in Deutſchland beſprochen worden; man lobt mich oder man tadelt mich, aber ſtets mit Leidenſchaft und ohne Ende. Da haſſt, da verabſcheut, da vergöttert, da beleidigt man mich. Seit dem Monat Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit faſt vier Jahren habe ich keine deutſche Nachtigall gehört.

Aber genug! ich werde traurig. Wenn Sie noch andere Auskunft wünſchen, will ich ſie Ihnen mit Vergnügen ertheilen. Ich ſehe es immer gern, wenn Sie mich ſelbſt darum angehen. Reden Sie gut von mir, reden Sie gut von Ihrem Nächſten, wie das Evangelium es gebeut, und genehmigen Sie die Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich bin, ꝛc.

Heinrich Heine.

Die Romantik.

(1820.)

Die Romantik.

Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
A. W. v. Schlegel.

No. 12, 14 und 27 des „Kunst- und Unterhaltungsblatts" enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und gloſſierte Satire wider Romantik und romantiſche Form*). Ob man zwar einer ſolchen Satire eigentlich nur mit einer Gegenſatire entgegnen ſollte, ſo iſt es dennoch die Frage, ob man hiedurch der Sache ſelbſt nützen würde. No. 124 der „Hall. allgem. Literatur-Zeitung" enthält die Recenſion einer ſolchen Gegenſatire deren Wirkung auf die Gegenpartei dieſelbe zu

*) Der in Rede ſtehende Aufſatz war eine von W. v. Blomberg verfaſſte „Erklärung des im Jahrgange 1810 des Heidelberger Taſchenbuchs enthaltenen Sonett-Dramas, betitelt: „Des ſinnreichen himmliſchen Boten Phosphorus Confunculus Solaris jüngſte Komödie, von ihm ſelbſt geboren, gegeben und geſchaut."

Der Herausgeber.

ſein ſcheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich Achſelzucken. Ich wenigſtens möchte daher nicht ohne Ausſicht, dadurch nutzen zu können, alſo bloß des Scherzes halber, von einer Sache ſprechen, von der die Ausbildung des deutſchen Wortes faſt ausſchließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock ſchlägt, ſo trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke ſteckt, und wenn man über die poetiſche Form des deutſchen Wortes ſpöttelt, ſo läuft auch Manches mit unter, wodurch das deutſche Wort ſelbſt verletzt wird. Und dieſes Wort iſt ja eben unſer heiligſtes Gut, ein Grenzſtein Deutſchlands, den kein ſchlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland ſelbſt Demjenigen, dem Thorheit und Argliſt ein Vaterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemiſche Ausfälle, und ganz unbefangen, meine ſubjektiven Anſichten über Romantik und romantiſche Form hier mittheilen.

Im Alterthum, Das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrſchend. Die Menſchen lebten meiſtens in äußern Anſchauungen, und ihre Poeſie hatte vorzugsweiſe

das Äußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein schöneres und milderes Licht im Oriente aufleuchtete, als die Menschen anfingen zu ahnen, daſs es noch etwas Beſſeres giebt als Sinnenrauſch, als die unüberſchwänglich beſeligende Idee des Chriſtenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchſchauern begann: da wollten auch die Menſchen dieſe geheimen Schauer, dieſe unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wolluſt mit Worten ausſprechen und beſingen. Vergebens ſuchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es muſſten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und juſt ſolche, die durch eine geheime ſympathetiſche Verwandtſchaft mit jenen neuen Gefühlen dieſe letztern zu jeder Zeit im Gemüthe erwecken und gleichſam heraufbeſchwören konnten. So entſtand die ſogenannte romantiſche Poeſie, die in ihrem ſchönſten Lichte im Mittelalter aufblühete, ſpäterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensſtürme traurig dahinwelkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutſchen Boden aufſproſſte und ihre herrlichſten Blumen entfaltete. Es iſt wahr, die Bilder der Romantik ſollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr iſt Dasjenige die wahre Romantik, was

ſo Viele dafür ausgeben, nämlich ein Gemengſel von ſpaniſchem Schmelz, ſchottiſchen Nebeln und italiäniſchem Geklinge, verworrene und verſchwimmende Bilder, die gleichſam aus einer Zauberlaterne ausgegoſſen werden und durch buntes Farbenſpiel und frappante Beleuchtung ſeltſam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantiſchen Gefühle erregt werden ſollen, dürfen eben ſo klar und mit eben ſo beſtimmten Umriſſen gezeichnet ſein, als die Bilder der plaſtiſchen Poeſie. Dieſe romantiſchen Bilder ſollen an und für ſich ſchon ergötzlich ſein; ſie ſind die koſtbaren goldenen Schlüſſel, womit, wie alte Märchen ſagen, die hübſchen verzauberten Feengärten aufgeſchloſſen werden. — So kommt es, daſs unſere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. von Schlegel, zu gleicher Zeit auch unſere größten Plaſtiker ſind. In Goethe's „Fauſt" und Liedern ſind dieſelben reinen Umriſſe, wie in der „Iphigenie", in „Hermann und Dorothea", in den Elegien u. ſ. w.; und in den romantiſchen Dichtungen Schlegel's ſind dieſelben ſicher und beſtimmt gezeichneten Kontouren, wie in Deſſen wahrhaft plaſtiſchem „Rom". O, möchten Dies doch endlich Diejenigen beherzigen, die ſich ſo gern Schlegelianer nennen.

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluſs das Chriſtenthum, und in deſſen Folge das Ritterthum, auf die romantiſche Poeſie ausgeübt haben, vermeinen nun Beides in ihre Dichtungen einmiſchen zu müſſen, um denſelben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Chriſtenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verſchaffen; die Flamme derſelben leuchtet ſchon längſt auf dem Altare unſerer Poeſie; kein Prieſter braucht noch geweihtes Öl hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutſchland iſt jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutſchen Geiſter einzukerkern; kein adeliger Herrſcherling vermag mehr die deutſchen Leiber zur Frohn zu peitſchen, und deſshalb ſoll auch die deutſche Muſe wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutſches Mädchen ſein, und kein ſchmachtendes Nönnchen und kein ahnenſtolzes Ritterfräulein.

Möchten doch Viele dieſe Anſicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwiſchen Romantikern und Plaſtikern. Doch mancher Lorber muſs welken, ehe wieder das Ölblatt auf unſerem Parnaſſus hervorgrünt.

Briefe aus Berlin.

(1822.)

Seltſam! — Wenn ich der Dei von Tunis wäre,
Schlüg' ich bei ſo zweideut'gem Vorfall Lärm.

Kleist's „Prinz von Homburg".

Erſter Brief.

Berlin, den 26. Januar 1822.

Ihr ſehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da ſich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarſten ausſprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daſs ſo viele gute und wackere Menſchen mit Intereſſe und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daſs ich unſeres Weſtfalens ſo bald vergeſſen hätte. Der September 1820 ſchwebt mir noch zu ſehr im Gedächtnis. Die ſchönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz v. B., Sie, Wundermann, die Alterthümer in Soeſt, ſelbſt die Paderborner Heide, Alles ſteht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauſchen, wie jedes Blatt mir zuflüſtert: Hier wohnten die alten Sachſen, die

am spätesten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wandrer, steh, hier hat Armin den Varus geschlagen!“ — Man muss zu Fuß, und zwar, wie ich, in östreichischen Landwehrtagemärschen Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will. — Es wird mir gewiss recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie Sie mir schreiben, durch Mittheilungen aus der Residenz mir so viele liebe Menschen verpflichte. Ich habe mir gleich bei Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zurechtgelegt, und bin schon jetzt — im Schreiben.

An Notizen fehlt es nicht, und es ist nur die Aufgabe: Was soll ich nicht schreiben? d. h. was weiß das Publikum schon längst, was ist demselben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wissen? Und dann ist die Aufgabe: Vielerlei zu schreiben, so wenig als möglich vom Theater und solchen Gegenständen, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konversationsblatte ꝛc. ꝛc. die gewöhnlichen Hebel der Korrespondenz sind und dort ihre ausführliche und systematische Darstellung finden. Den Einen interessirt's, wenn ich erzähle, dass Jagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich

durch ſein Trüffeleis vermehrt hat; den Andern intereſſiert die Nachricht, daſs Spontini beim letzten Ordensfeſt Rock und Hoſen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur verlangen Sie von mir keine Syſtematik; Das iſt der Würgengel aller Korreſpondenz. Ich ſpreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Poſſenreißern, die in ſeltſamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giuſtinianiſchen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Poſſenreißern. Aſſociation der Ideen ſoll immer vorwalten. Alle 4 oder 6 Wochen ſoll ein Brief folgen. Die zwei erſten werden unverhältnismäßig lang werden, da ich doch vorher das äußere und das innere Leben Berlin's andeuten muſs. Nur andeuten, nicht ausmalen. Aber womit fange ich an bei dieſer Maſſe von Materialien? Hier hilft eine franzöſiſche Regel: Commencez par le commencement.

Ich fange alſo mit der Stadt an und denke mir, ich ſei wieder ſo eben an der Poſt auf der Königſtraße abgeſtiegen, und laſſe mir den leichten Koffer nach dem „ſchwarzen Adler" auf der Poſtſtraße tragen. Ich ſehe Sie ſchon fragen: Warum iſt denn die Poſt nicht auf der Poſtſtraße und der „ſchwarze Adler" auf der Königſtraße? Ein andermal beant-

worte ich dieſe Frage; aber jetzt will ich durch die Stadt laufen, und ich bitte Sie, mir Geſellſchaft zu leiſten. Folgen Sie mir nur ein paar Schritte, und wir ſind ſchon auf einem ſehr intereſſanten Platze. Wir ſtehen auf der langen Brücke. Sie wundern ſich: — „Die iſt aber nicht ſehr lang!“ Es iſt Ironie, mein Lieber. Laſſt uns hier einen Augenblick ſtehen bleiben und die große Statue des großen Kurfürſten betrachten. Er ſitzt ſtolz zu Pferde, und gefeſſelte Sklaven umgeben das Fußgeſtell. Es iſt ein herrlicher Metallguſs, und unſtreitig das größte Kunſtwerk Berlin's. Und iſt ganz umſonſt zu ſehen, weil es mitten auf der Brücke ſteht. Es hat die meiſte Ähnlichkeit mit der Statue des Kurfürſten Johann Wilhelm auf dem Markte zu Düſſeldorf, nur daſs hier in Berlin der Schwanz des Pferdes nicht ſo bedeutend dick iſt. Aber ich ſehe, Sie werden von allen Seiten geſtoßen. Auf dieſer Brücke iſt ein ewiges Menſchengedränge. Sehen Sie ſich mal um. Welche große, herrliche Straße! Das iſt eben die Königſtraße, wo ein Kaufmannsmagazin ans andre grenzt, und die bunten, leuchtenden Waarenausſtellungen faſt das Auge blenden. Laſſt uns weiter gehen, wir gelangen hier auf den Schloſsplatz. Rechts das Schloſs, ein hohes, großartiges Gebäude. Die Zeit hat es

grau gefärbt, und gab ihm ein düsteres, aber desto majestätischeres Ansehen. Links wieder zwei schöne Straßen, die Breitestraße und die Brüderstraße. Aber gerade vor uns ist die Stechbahn, eine Art Boulevard. Und hier wohnt Zosty! — Ihr Götter des Olymps, wie würde ich euch eu'r Ambrosia verleiden, wenn ich die Süßigkeiten beschriebe, die dort aufgeschichtet stehen. O, kenntet ihr den Inhalt dieser Baisers! O Aphrodite, wärest du solchem Schaum entstiegen, du wärest noch viel süßer! Das Lokal ist zwar eng und dumpfig, und wie eine Bierstube dekoriert. Doch das Gute wird immer den Sieg über das Schöne behaupten; zusammengedrängt wie die Bückinge sitzen hier die Enkel der Brennen und schlürfen Krême, und schnalzen vor Wonne, und lecken die Finger.

Fort, fort von hier!
Das Auge sieht die Thüre offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Wir können durch das Schloss gehen, und sind augenblicklich im Lustgarten. „Wo ist aber der Garten"? fragen Sie. Ach Gott! merken Sie denn nicht, Das ist wieder die Ironie. Es ist ein viereckiger Platz, der von einer Doppelreihe Pappeln eingeschlossen ist. Wir stoßen hier auf eine Marmorstatue, wobei

eine Schildwache steht. Das ist der alte Dessauer. Er steht ganz in altpreußischer Uniform, durchaus nicht idealisiert, wie die Helden auf dem Wilhelmsplatze. Diese will ich Ihnen nächstens zeigen, es sind Keith, Ziethen, Seidlitz, Schwerin und Winterfeld, beide Letztere in römischem Kostüm mit einer Allongeperücke. Hier stehen wir just vor der Domkirche, die ganz kürzlich von außen neu verziert wurde und auf beiden Seiten des großen Thurms zwei neue Thürmchen erhielt. Der große, oben gerundete Thurm ist nicht übel. Aber die beiden jungen Thürmchen machen eine höchst lächerliche Figur. Sehen aus wie Vogelkörbe. Man erzählt auch, der große Philolog W. sei vorigen Sommer mit dem hier durchreisenden Orientalisten H. spazieren gegangen, und als Letzterer, nach dem Dome zeigend, fragte: „Was bedeuten denn die beiden Vogelkörbe da oben?“ habe der gelehrte Witzbold geantwortet: „Hier werden Dompfaffen abgerichtet.“ In zwei Nischen des Doms sollen die Statuen von Luther und Melanchthon aufgestellt werden. — Wollen wir in den Dom hineingehen, um dort das wunderschöne Bild von Begasse zu bewundern? Sie können sich dort auch erbauen an dem Prediger Theremin. Doch lasst uns drauß bleiben, es wird auf die Paulusianer gestichelt. Das macht mir keinen Spaß.

Betrachten Sie lieber gleich rechts neben dem Dom die vielbewegte Menſchenmaſſe, die ſich in einem viereckigen, eiſenumgitterten Platz herumtreibt. Das iſt die Börſe. Dort ſchachern die Bekenner des alten und des neuen Teſtaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Geſichter! Habſucht in jeder Muſkel. Wenn ſie die Mäuler öffnen, glaub' ich mich angeſchrieen: „Gieb mir all dein Geld!" Mögen ſchon Viel zuſammengeſcharrt haben. Die Reichſten ſind gewiſs Die, auf deren fahlen Geſichtern die Unzufriedenheit und der Miſsmuth am tiefſten eingeprägt liegt. Wie viel glücklicher iſt doch mancher arme Teufel, der nicht weiß, ob ein Louisd'or rund oder eckig iſt. Mit Recht iſt hier der Kaufmann wenig geachtet. Deſto mehr ſind es die Herren dort mit den großen Federhüten und den roth ausgeſchlagenen Röcken. Denn der Luſtgarten iſt auch der Platz, wo täglich die Parole ausgegeben und die Wachtparade gemuſtert wird. Ich bin zwar kein ſonderlicher Freund vom Militärweſen, doch muſs ich geſtehen, es iſt mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Luſtgarten die preußiſchen Officiere zuſammenſtehen ſehe. Schöne, kräftige, rüſtige, lebensluſtige Menſchen. Zwar hier und da ſieht man ein aufgeblaſenes, dummſtolzes Ariſtokratengeſicht aus der Menge hervorglotzen.

[illegible] größern Theile der heutigen [illegible] [illegible] der jüngern, eine Beschä-
[illegible] [illegible]. [illegible] so mehr [illegible] [illegible] geringt. der Mili-
tärdienst [illegible] [illegible]. Freilich, [illegible] [illegible] desselben wurde ihnen dadurch sehr [illegible]. daß jeder Preuße wenigstens ein Jahr Soldat sein muß, und vom Sohne des Königs bis zum Sohne des Schuhflickers [illegible] davon [illegible]. [illegible] ist gewiß sehr lästig und drückend, doch in mancher Hinsicht auch sehr heilsam. Unsere Jugend ist dadurch geschützt vor der Gefahr der Verweichlichung. In manchen Staaten hört man weniger Klagen über das Drückende des Militärdienstes, weil man dort alle Last desselben auf den armen Landmann wirft, während der Adlige, der Gelehrte, der Reiche und, wie z. B. in Holstein der Fall ist, sogar jeder Bewohner einer Stadt von allem Militärdienste befreit ist. Wie würden alle Klagen über letztern bei uns verstummen, wenn unsere lautmauligen Spießbürger, unsere politisierenden Ladenschwengel, unsere genialen Auskultatoren, Bureauschreiber, Poeten und Pflastertreter vom Dienste befreit würden. Sehen Sie dort, wie der Bauer exerciert? Er schultert, präsentiert und — schweigt.

Doch vorwärts! Wir müſſen über die Brücke. Sie wundern ſich über die vielen Baumaterialien, die hier herumliegen, und die vielen Arbeiter, die hier ſich herumtreiben und ſchwatzen und Branntewein trinken und Wenig thun. Hier nebenbei war ſonſt die Hundebrücke; der König ließ ſie niederreißen, und läſſt an ihrer Stelle eine prächtige Eiſenbrücke verfertigen. Schon dieſen Sommer hat die Arbeit angefangen, wird ſich noch lange herumziehn, aber endlich wird ein prachtvolles Werk daſtehen. Schauen Sie jetzt mal auf. In der Ferne ſehen Sie ſchon die Linden!

Wirklich; ich kenne keinen impoſantern Anblick, als, vor der Hundebrücke ſtehend, nach den Linden hinauf zu ſehen. Rechts das hohe prächtige Zeughaus, das neue Wachthaus, die Univerſität und Akademie. Links das königliche Palais, das Opernhaus, die Bibliothek u. ſ. w. Hier drängt ſich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Ueberall verzierende Statuen; doch von ſchlechtem Stein und ſchlecht gemeißelt, außer die auf dem Zeughauſe. Hier ſtehn wir auf dem Schloßplatz, dem breiteſten und größten Platze in Berlin. Das königliche Palais iſt das ſchlichteſte und unbedeutendſte von allen dieſen Gebäuden. Unſer König wohnt hier, einfach und bürgerlich. Hut ab! Da fährt der König ſelbſt

vorbei. Es ist nicht der prächtige Sechsspänner der gehört einem Gesandten. Nein, er sitzt in dem schlechten Wagen mit zwei ordinären Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Officiersmütze, und die Glieder umhüllt ein grauer Regenmantel. Aber das Auge des Eingeweihten sieht den Purpur unter diesem Mantel und das Diadem unter dieser Mütze. Sehen Sie, wie der König Jeden freundlich wiedergrüßt. Hören Sie! „Es ist ein schöner Mann," flüstert dort die kleine Blondine. „Es war der beste Ehemann," antwortet seufzend die ältere Freundin. „Ma foi!" brüllt der Husarenofficier, „es ist der beste Reiter in unserer Armee."

Wie gefällt Ihnen aber die Universität? Fürwahr, ein herrliches Gebäude! Nur Schade, die wenigsten Hörsäle sind geräumig, die meisten düster und unfreundlich, und, was das Schlimmste ist, bei vielen gehen die Fenster nach der Straße, und da kann man schrägüber das Opernhaus bemerken. Wie muss der arme Bursche auf glühenden Kohlen sitzen, wenn die ledernen, und zwar nicht saffian- oder maroquinledernen, sondern schweinsledernen Witze eines langweiligen Docenten ihm in die Ohren dröhnen, und seine Augen unterdessen auf der Straße schweifen und sich ergötzen an dem pittoresken Schauspiel der leuchtenden Equipagen,

der vorüberziehenden Soldaten, der dahin hüpfenden Nymphen und der bunten Menschenwoge, die sich nach dem Opernhause wälzt. Wie müssen dem armen Burschen die 16 Groschen in der Tasche brennen, wenn er denkt: Diese glücklichen Menschen sehen gleich die Eunike als Seraphim, oder die Milder als Iphigeneia. „Apollini et Musis“ steht auf dem Opernhause, und der Musensohn sollte draußen bleiben? Aber sehen Sie, das Kollegium ist eben ausgegangen, und ein Schwarm Studenten schlendert nach den Linden. „Gehen denn so viele Philister ins Kollegium?“ fragen Sie. Still, still, Das sind keine Philister. Der hohe Hut à la Bolivar und der Überrock à l'Anglaise machen noch lange nicht den Philister. Eben so wenig wie die rothe Mütze und der Flausch den Burschen macht. Ganz im Kostüm des Letztern geht hier mancher sentimentale Barbiergesell, mancher ehrgeizige Laufjunge und mancher hochherzige Schneider. Es ist dem anständigen Burschen zu verzeihen, wenn er mit solchen Herren nicht gern verwechselt sein möchte. Kurländer sind wenige hier. Desto mehr Polen, über 70, die sich meistens burschikose tragen. Diese haben obige Verwechselung nicht zu befürchten. Man sieht's diesen Gesichtern gleich an, daſs keine Schneiderseele unterm Flausche sitzt. Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen

Hermann's und Thusnelda's als Muſter von Liebenswürdigkeit und edelm Betragen dienen. Es iſt wahr. Wenn man ſo viele Herrlichkeiten bei Fremden ſieht, gehört wirklich eine ungeheure Doſis Patriotismus dazu, ſich noch immer einzubilden: das Vortrefflichſte und Köſtlichſte, was die Erde trägt, ſei ein — Deutſcher! Zuſammenleben iſt wenig unter den hieſigen Studierenden. Die Landsmannſchaften ſind aufgehoben. Die Verbindung, die unter dem Namen „Arminia" aus alten Anhängern der Burſchenſchaft beſtand, ſoll ebenfalls aufgelöſt ſein. Wenige Duelle fallen jetzt vor. Ein Duell iſt kürzlich ſehr unglücklich abgelaufen. Zwei Mediciner, Liebſchütz und Febus, geriethen im Kollegium der Semiotik in einen unbedeutenden Streit, da Beide gleichen Anſpruch machten an den Sitz No. 4. Sie wuſſten nicht, daſs es in dieſem Auditorium zwei mit No. 4 bezeichnete Sitze gab; und Beide hatten dieſe Nummer vom Profeſſor erhalten. „Dummer Junge!" rief der Eine, und der leichte Wortwechſel war geendigt. Sie ſchlugen ſich den andern Tag, und Liebſchütz rannte ſich den Schläger ſeines Gegners in den Leib. Er ſtarb eine Viertelſtunde darauf. Da er ein Jude war, wurde er von ſeinen akademiſchen Freunden nach dem jüdiſchen Gottesacker

gebracht. Febus, ebenfalls ein Jude, hat die Flucht ergriffen, und

Aber ich ſehe, Sie hören ſchon nicht mehr, was ich erzähle, und ſtaunen die Linden an. Ja, Das ſind die berühmten Linden, wovon Sie ſo Viel gehört haben. Mich durchſchauert's, wenn ich denke: auf dieſer Stelle hat vielleicht Leſſing geſtanden, unter dieſen Bäumen war der Lieblingsſpaziergang ſo vieler großer Männer, die in Berlin gelebt; hier ging der große Fritz, hier wandelte — Er! Aber iſt die Gegenwart nicht auch herrlich? Es iſt juſt Zwölf, und die Spaziergangszeit der ſchönen Welt. Die geputzte Menge treibt ſich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Weſten? Hören Sie die tiefſinnigen Bemerkungen, die er ſeiner Donna zuliſpelt? Riechen Sie die köſtlichen Pomaden und Eſſenzen, womit er parfümiert iſt? Er fixiert Sie mit der Lorgnette, lächelt und kräuſelt ſich die Haare. Aber ſchauen Sie die ſchönen Damen! Welche Geſtalten! Ich werde poetiſch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannſt du dein Herz erbaun,
Hier kannſt du beiſammen finden
Die allerſchönſten Fraun.

Sie blühn ſo hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat ſie ſinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch ſchöne Federhüte!
Welch ſchöne Türkenſhawls!
Welch ſchöne Wangenblüthe!
Welch ſchöner Schwanenhals!

Nein, Dieſe dort iſt ein wandelndes Paradies, ein wandelnder Himmel, eine wandelnde Seligkeit. Und dieſen Schöps mit dem Schnauzbarte ſieht ſie ſo zärtlich an! Der Kerl gehört nicht zu den Leuten, die das Pulver erfunden haben, ſondern zu Denen, die es gebrauchen, d. h. er iſt Militär. Sie wundern ſich, daſs alle Männer hier plötzlich ſtehen bleiben, mit der Hand in die Hoſentaſche greifen und in die Höhe ſchauen? Mein Lieber, wir ſtehen juſt vor der Akademieuhr, die am richtigſten geht von allen Uhren Berlin's, und jeder Vorübergehende verfehlt nicht, die ſeinige darnach zu richten. Es iſt ein poſſierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, daſs dort eine Uhr ſteht. In dieſem Gebäude iſt auch die Singakademie. Ein Billett kann ich Ihnen nicht verſchaffen; der Vorſteher derſelben, Profeſſor Zelter,

ſoll bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſonderlich zuvorkommend ſein. Doch betrachten Sie die kleine Brünette, die ihnen ſo vielverheißend zulächelt. Und einem ſolchen niedlichen Ding wollten Sie eine Art Hundezeichen umhängen laſſen? Wie ſie allerliebſt das Lockenköpfchen ſchüttelt, mit den kleinen Füßchen trippelt, und wieder lächelnd die weißen Zähnchen zeigt. Sie muſs es Ihnen angemerkt haben, daſs Sie ein Fremder ſind. Welch eine Menge beſternter Herren! Welch eine Unzahl Orden! Wenn man ſich einen Rock amneſſen läſſt, frägt der Schneider: „Mit oder ohne Einſchnitt (für den Orden)?“ Aber Halt! Sehen Sie das Gebäude an der Ecke der Charlottenſtraße? Das iſt das Café Royal! Bitte, laſſt uns hier einkehren, ich kann nicht gut vorbeigehen, ohne einen Augenblick hineinzuſehen. Sie wollen nicht? Doch beim Umkehren müſſen Sie mit hinein. Hier ſchrägüber ſehen Sie das Hôtel de Rôme, und hier wieder links das Hôtel de Pétersbourg, die zwei angeſehenſten Gaſthöfe. Nahebei iſt die Konditorei von Teichmann. Die gefüllten Bonbons ſind hier die beſten Berlin's; aber in den Kuchen iſt zu viel Butter. Wenn Sie für 8 Groſchen ſchlecht zu Mittag eſſen wollen, ſo gehen Sie in die Reſtauration neben Teichmann auf die erſte Etage. Jetzt ſehen Sie mal rechts und links. Das iſt die große

eine Schildwache steht. Das ist der alte Dessauer. Er steht ganz in altpreußischer Uniform, durchaus nicht idealisiert, wie die Helden auf dem Wilhelmsplatze. Diese will ich Ihnen nächstens zeigen, es sind Keith, Ziethen, Seidlitz, Schwerin und Winterfeld, beide Letztere in römischem Kostüm mit einer Allongeperücke. Hier stehen wir just vor der Domkirche, die ganz kürzlich von außen neu verziert wurde und auf beiden Seiten des großen Thurms zwei neue Thürmchen erhielt. Der große, oben gerundete Thurm ist nicht übel. Aber die beiden jungen Thürmchen machen eine höchst lächerliche Figur. Sehen aus wie Vogelkörbe. Man erzählt auch, der große Philolog W. sei vorigen Sommer mit dem hier durchreisenden Orientalisten H. spazieren gegangen, und als Letzterer, nach dem Dome zeigend, fragte: „Was bedeuten denn die beiden Vogelkörbe da oben?“ habe der gelehrte Witzbold geantwortet: „Hier werden Dompfaffen abgerichtet.“ In zwei Nischen des Doms sollen die Statuen von Luther und Melanchthon aufgestellt werden. — Wollen wir in den Dom hineingehen, um dort das wunderschöne Bild von Begasse zu bewundern? Sie können sich dort auch erbauen an dem Prediger Theremin. Doch lasst uns drauß bleiben, es wird auf die Paulusianer gestichelt. Das macht mir keinen Spaß.

Betrachten Sie lieber gleich rechts neben dem Dom die vielbewegte Menſchenmaſſe, die ſich in einem viereckigen, eiſenumgitterten Platz herumtreibt. Das iſt die Börſe. Dort ſchachern die Bekenner des alten und des neuen Teſtaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Geſichter! Habſucht in jeder Muſkel. Wenn ſie die Mäuler öffnen, glaub' ich mich angeſchrieen: „Gieb mir all dein Geld!" Mögen ſchon Viel zuſammengeſcharrt haben. Die Reichſten ſind gewiſs Die, auf deren fahlen Geſichtern die Unzufriedenheit und der Miſsmuth am tiefſten eingeprägt liegt. Wie viel glücklicher iſt doch mancher arme Teufel, der nicht weiß, ob ein Louisd'or rund oder eckig iſt. Mit Recht iſt hier der Kaufmann wenig geachtet. Deſto mehr ſind es die Herren dort mit den großen Federhüten und den roth ausgeſchlagenen Röcken. Denn der Luſtgarten iſt auch der Platz, wo täglich die Parole ausgegeben und die Wachtparade gemuſtert wird. Ich bin zwar kein ſonderlicher Freund vom Militärweſen, doch muſs ich geſtehen, es iſt mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Luſtgarten die preußiſchen Officiere zuſammenſtehen ſehe. Schöne, kräftige, rüſtige, lebensluſtige Menſchen. Zwar hier und da ſieht man ein aufgeblaſenes, dummſtolzes Ariſtokratengeſicht aus der Menge hervorglotzen.

Doch findet man beim größern Theile der hiesigen Officiere, besonders bei den jüngern, eine Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit, die man um so mehr bewundern muss, da, wie gesagt, der Militärstand der angesehenste in Berlin ist. Freilich, der ehemalige schroffe Kastengeist desselben wurde schon dadurch sehr gemildert, dass jeder Preuße wenigstens ein Jahr Soldat sein muss, und vom Sohn des Königs bis zum Sohn des Schuhflickers Keiner davon verschont bleibt. Letzteres ist gewiss sehr lästig und drückend, doch in mancher Hinsicht auch sehr heilsam. Unsere Jugend ist dadurch geschützt vor der Gefahr der Verweichlichung. In manchen Staaten hört man weniger klagen über das Drückende des Militärdienstes, weil man dort alle Last desselben auf den armen Landmann wirft, während der Adlige, der Gelehrte, der Reiche und, wie z. B. in Holstein der Fall ist, sogar jeder Bewohner einer Stadt von allem Militärdienste befreit ist. Wie würden alle Klagen über letztern bei uns verstummen, wenn unsere lautmauligen Spießbürger, unsere politisierenden Ladenschwengel, unsere genialen Auskultatoren, Bureauschreiber, Poeten und Pflastertreter vom Dienste befreit würden. Sehen Sie dort, wie der Bauer exerciert? Er schultert, präsentiert und — schweigt.

Doch vorwärts! Wir müſſen über die Brücke. Sie wundern ſich über die vielen Baumaterialien, die hier herumliegen, und die vielen Arbeiter, die hier ſich herumtreiben und ſchwatzen und Branntewein trinken und Wenig thun. Hier nebenbei war ſonſt die Hundebrücke; der König ließ ſie niederreißen, und läſſt an ihrer Stelle eine prächtige Eiſenbrücke verfertigen. Schon dieſen Sommer hat die Arbeit angefangen, wird ſich noch lange herumziehn, aber endlich wird ein prachtvolles Werk daſtehen. Schauen Sie jetzt mal auf. In der Ferne ſehen Sie ſchon die Linden!

Wirklich, ich kenne keinen impoſantern Anblick, als, vor der Hundebrücke ſtehend, nach den Linden hinauf zu ſehen. Rechts das hohe prächtige Zeughaus, das neue Wachthaus, die Univerſität und Akademie. Links das königliche Palais, das Opernhaus, die Bibliothek u. ſ. w. Hier drängt ſich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Ueberall verzierende Statuen; doch von ſchlechtem Stein und ſchlecht gemeißelt, außer die auf dem Zeughauſe. Hier ſtehn wir auf dem Schloßplatz, dem breiteſten und größten Platze in Berlin. Das königliche Palais iſt das ſchlichteſte und unbedeutendſte von allen dieſen Gebäuden. Unſer König wohnt hier, einfach und bürgerlich. Hut ab! Da fährt der König ſelbſt

vorbei. Es ist nicht der prächtige Sechsspänner der gehört einem Gesandten. Nein, er sitzt in dem schlechten Wagen mit zwei ordinären Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Officiersmütze, und die Glieder umhüllt ein grauer Regenmantel. Aber das Auge des Eingeweihten sieht den Purpur unter diesem Mantel und das Diadem unter dieser Mütze. Sehen Sie, wie der König Jeden freundlich wiedergrüßt. Hören Sie! „Es ist ein schöner Mann," flüstert dort die kleine Blondine. „Es war der beste Ehemann," antwortet seufzend die ältere Freundin. „Ma foi!" brüllt der Husarenofficier, „es ist der beste Reiter in unserer Armee."

Wie gefällt Ihnen aber die Universität? Fürwahr, ein herrliches Gebäude! Nur Schade, die wenigsten Hörsäle sind geräumig, die meisten düster und unfreundlich, und, was das Schlimmste ist, bei vielen gehen die Fenster nach der Straße, und da kann man schrägüber das Opernhaus bemerken. Wie muss der arme Bursche auf glühenden Kohlen sitzen, wenn die ledernen, und zwar nicht saffian- oder maroquinledernen, sondern schweinsledernen Witze eines langweiligen Docenten ihm in die Ohren dröhnen, und seine Augen unterdessen auf der Straße schweifen und sich ergötzen an dem pittoresken Schauspiel der leuchtenden Equipagen,

der vorüberziehenden Soldaten, der dahin hüpfenden Nymphen und der bunten Menschenwoge, die sich nach dem Opernhause wälzt. Wie müssen dem armen Burschen die 16 Groschen in der Tasche brennen, wenn er denkt: Diese glücklichen Menschen sehen gleich die Eunike als Seraphim, oder die Milder als Iphigeneia. „Apollini et Musis“ steht auf dem Opernhause, und der Musensohn sollte draußen bleiben? Aber sehen Sie, das Kollegium ist eben ausgegangen, und ein Schwarm Studenten schlendert nach den Linden. „Gehen denn so viele Philister ins Kollegium?“ fragen Sie. Still, still, Das sind keine Philister. Der hohe Hut à la Bolivar und der Überrock à l'Anglaise machen noch lange nicht den Philister. Eben so wenig wie die rothe Mütze und der Flausch den Burschen macht. Ganz im Kostüm des Letztern geht hier mancher sentimentale Barbiergesell, mancher ehrgeizige Laufjunge und mancher hochherzige Schneider. Es ist dem anständigen Burschen zu verzeihen, wenn er mit solchen Herren nicht gern verwechselt sein möchte. Kurländer sind wenige hier. Desto mehr Polen, über 70, die sich meistens burschikose tragen. Diese haben obige Verwechselung nicht zu befürchten. Man sieht's diesen Gesichtern gleich an, daſs keine Schneiderseele unterm Flausche sitzt. Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen

Hermann's und Thusnelda's als Muſter von Liebenswürdigkeit und edelm Betragen dienen. Es iſt wahr. Wenn man ſo viele Herrlichkeiten bei Fremden ſieht, gehört wirklich eine ungeheure Doſis Patriotismus dazu, ſich noch immer einzubilden: das Vortrefflichſte und Köſtlichſte, was die Erde trägt, ſei ein — Deutſcher! Zuſammenleben iſt wenig unter den hieſigen Studierenden. Die Landsmannſchaften ſind aufgehoben. Die Verbindung, die unter dem Namen „Arminia" aus alten Anhängern der Burſchenſchaft beſtand, ſoll ebenfalls aufgelöſt ſein. Wenige Duelle fallen jetzt vor. Ein Duell iſt kürzlich ſehr unglücklich abgelaufen. Zwei Mediciner, Liebſchütz und Febus, geriethen im Kollegium der Semiotik in einen unbedeutenden Streit, da Beide gleichen Anſpruch machten an den Sitz No. 4. Sie wuſſten nicht, daſs es in dieſem Auditorium zwei mit No. 4 bezeichnete Sitze gab; und Beide hatten dieſe Nummer vom Profeſſor erhalten. „Dummer Junge!" rief der Eine, und der leichte Wortwechſel war geendigt. Sie ſchlugen ſich den andern Tag, und Liebſchütz rannte ſich den Schläger ſeines Gegners in den Leib. Er ſtarb eine Viertelſtunde darauf. Da er ein Jude war, wurde er von ſeinen akademiſchen Freunden nach dem jüdiſchen Gottesacker

gebracht. Febus, ebenfalls ein Jude, hat die Flucht ergriffen, und

Aber ich ſehe, Sie hören ſchon nicht mehr, was ich erzähle, und ſtaunen die Linden an. Ja, Das ſind die berühmten Linden, wovon Sie ſo Viel gehört haben. Mich durchſchauert's, wenn ich denke: auf dieſer Stelle hat vielleicht Leſſing geſtanden, unter dieſen Bäumen war der Lieblingsſpaziergang ſo vieler großer Männer, die in Berlin gelebt; hier ging der große Fritz, hier wandelte — Er! Aber iſt die Gegenwart nicht auch herrlich? Es iſt juſt Zwölf, und die Spaziergangszeit der ſchönen Welt. Die geputzte Menge treibt ſich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Weſten? Hören Sie die tiefſinnigen Bemerkungen, die er ſeiner Donna zuliſpelt? Riechen Sie die köſtlichen Pomaden und Eſſenzen, womit er parfümiert iſt? Er fixiert Sie mit der Lorgnette, lächelt und kräuſelt ſich die Haare. Aber ſchauen Sie die ſchönen Damen! Welche Geſtalten! Ich werde poetiſch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannſt du dein Herz erbaun,
Hier kannſt du beiſammen finden
Die allerſchönſten Fraun.

Sie blühn so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat sie sinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch schöne Federhüte!
Welch schöne Türkenshawls!
Welch schöne Wangenblüthe!
Welch schöner Schwanenhals!

Nein, Diese dort ist ein wandelndes Paradies, ein wandelnder Himmel, eine wandelnde Seligkeit. Und diesen Schöps mit dem Schnauzbarte sieht sie so zärtlich an! Der Kerl gehört nicht zu den Leuten, die das Pulver erfunden haben, sondern zu Denen, die es gebrauchen, d. h. er ist Militär. Sie wundern sich, dass alle Männer hier plötzlich stehen bleiben, mit der Hand in die Hosentasche greifen und in die Höhe schauen? Mein Lieber, wir stehen just vor der Akademieuhr, die am richtigsten geht von allen Uhren Berlin's, und jeder Vorübergehende verfehlt nicht, die seinige darnach zu richten. Es ist ein possierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, dass dort eine Uhr steht. In diesem Gebäude ist auch die Singakademie. Ein Billett kann ich Ihnen nicht verschaffen; der Vorsteher derselben, Professor Zelter,

ſoll bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſonderlich zuvorkommend ſein. Doch betrachten Sie die kleine Brünette, die ihnen ſo vielverheißend zulächelt. Und einem ſolchen niedlichen Ding wollten Sie eine Art Hundezeichen umhängen laſſen? Wie ſie allerliebſt das Lockenköpfchen ſchüttelt, mit den kleinen Füßchen trippelt, und wieder lächelnd die weißen Zähnchen zeigt. Sie muſs es Ihnen angemerkt haben, daſs Sie ein Fremder ſind. Welch eine Menge beſternter Herren! Welch eine Unzahl Orden! Wenn man ſich einen Rock anmeſſen läſſt, frägt der Schneider: „Mit oder ohne Einſchnitt (für den Orden)?“ Aber Halt! Sehen Sie das Gebäude an der Ecke der Charlottenſtraße? Das iſt das Café Royal! Bitte, laſſt uns hier einkehren, ich kann nicht gut vorbeigehen, ohne einen Augenblick hineinzuſehen. Sie wollen nicht? Doch beim Umkehren müſſen Sie mit hinein. Hier ſchrägüber ſehen Sie das Hôtel de Rôme, und hier wieder links das Hôtel de Pétersbourg, die zwei angeſehenſten Gaſthöfe. Nahebei iſt die Konditorei von Teichmann. Die gefüllten Bonbons ſind hier die beſten Berlin's; aber in den Kuchen iſt zu viel Butter. Wenn Sie für 8 Groſchen ſchlecht zu Mittag eſſen wollen, ſo gehen Sie in die Reſtauration neben Teichmann auf die erſte Etage. Jetzt ſehen Sie mal rechts und links. Das iſt die große

Friedrichsstraße. Wenn man dieſe betrachtet, kann man ſich die Idee der Unendlichkeit veranſchaulichen. Laſſt uns hier nicht zu lange ſtehen bleiben. Hier bekömmt man den Schnupfen. Es weht ein fataler Zugwind zwiſchen dem Halliſchen und dem Oranienburger Thore. Hier links drängt ſich wieder das Gute; hier wohnt Sala Tarone, hier iſt das Café de Commerce, und hier wohnt — Jagor! Eine Sonne ſteht über dieſer Paradieſespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt dieſe Sonne in dem Magen eines Gourmands! Wiehert er nicht bei ihrem Anblick wie das Roſs des Darius Hyſtaſpis? Kniet nieder, ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Jagor! Und dennoch, dieſe Sonne iſt nicht ohne Flecken. Wie zahlreich auch die ſeltenen Delikateſſen ſind, die hier auf der täglich neu gedruckten Karte angezeigt ſtehen, ſo iſt die Bedienung doch oft ſehr langſam, nicht ſelten iſt der Braten alt und zähe, und die meiſten Gerichte finde ich im Café Royal weit ſchmackhafter zubereitet. Aber der Wein? O, wer doch den Säckel des Fortunatus hätte! — Wollen Sie die Augen ergötzen, ſo betrachten Sie die Bilder, die hier im Glaskaſten des Jagor'ſchen Parterre ausgeſtellt ſind. Hier hängen neben einander die Schauſpielerin Stich, der Theolog Neander und der Violiniſt Boucher. Wie die Holde lächelt! O ſähen

Sie ſie als Julie, wenn ſie dem Pilger Romeo den erſten Kuſs erlaubt. Muſik ſind ihre Worte:

Grace is in all her steps, heaven in her eye,
In every gesture dignity and love.

(Milton.)

Wie ſieht Neander wieder zerſtreut aus! Er denkt gewiſs an die Gnoſtiker, an Baſilides, Valentinus, Bardeſanes, Karpokrates und Markus. Boucher hat wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiſer Napoleon. Er nennt ſich Kosmopolit, Sokrates der Violiniſten, ſcharrt ein raſendes Geld zuſammen, und nennt Berlin aus Dankbarkeit la Capitale de la Musique. — Doch laſſt uns ſchnell vorbeigehen; hier iſt wieder eine Konditorei und hier wohnt Lebeufve, ein magnetiſcher Name. Betrachten Sie die ſchönen Gebäude, die auf beiden Seiten der Linden ſtehn. Hier wohnt die vornehmſte Welt Berlin's. Laſſt uns eilen. Das große Haus links iſt die Konditorei von Fuchs. Wunderſchön iſt dort Alles dekoriert, überall Spiegel, Blumen, Marcipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetſte Eleganz. Aber Alles, was man dort genießt, iſt am ſchlechteſten und theuerſten in Berlin. Unter den Konditorwaaren iſt wenig Auswahl, und das Meiſte iſt alt. Ein paar alte verſchimmelte Zeitſchriften liegen auf dem Tiſche. Und das lange, auf-

wartende Fräulein iſt nicht mal hübſch. Laſſt uns nicht zu Fuchs gehen. Ich eſſe keine Spiegel und ſeidene Gardinen, und wenn ich Etwas für die Augen haben will, ſo gehe ich in Spontini's Cortez oder Olympia. — Hier rechts können Sie etwas Neues ſehen. Hier werden Boulevards gebaut, wodurch die Wilhelmſtraße mit der Luiſenſtraße in Verbindung geſetzt wird. Hier wollen wir ſtille ſtehn, und das Brandenburger Thor und die darauf ſtehende Viktoria betrachten. Erſteres wurde von Langhans nach den Propyläen zu Athen gebaut, und beſteht aus einer Kolonnade von zwölf großen doriſchen Säulen. Die Göttin da oben wird Ihnen aus der neueſten Geſchichte genugſam bekannt ſein. Die gute Frau hat auch ihre Schickſale gehabt; man ſieht's ihr nicht an, der muthigen Wagenlenkerin. Laſſt uns durchs Thor gehen. Was Sie jetzt vor ſich ſehen, iſt der berühmte Thiergarten, in der Mitte die breite Chauſſée nach Charlottenburg. Auf beiden Seiten zwei koloſſale Statuen, wovon die eine einen Apoll vorſtellen möchte. Erzniederträchtige, verſtümmelte Klötze. Man ſollte ſie herunterwerfen; denn es hat ſich gewiſs ſchon manche ſchwangere Berlinerin dran verſehen. Daher die vielen ſcheußlichen Geſichter, denen wir unter den Linden begegnen. Die Polizei ſollte ſich drein miſchen.

Jetzt lasst uns umkehren, ich habe Appetit, und sehne mich nach dem Café Royal. Wollen Sie fahren? Hier gleich am Thore stehen Droschken. So heißen unsere hiesigen Fiaker. Man zahlt 4 Groschen Kourant für eine Person und 6 Gr. K. für zwei Personen, und der Kutscher fährt, wohin man will. Die Wagen sind alle gleich, und die Kutscher tragen alle graue Mäntel mit gelben Aufschlägen. Wenn man just pressiert ist, oder wenn es entsetzlich regnet, so ist keine einzige von allen Droschken aufzutreiben. Doch wenn es schönes Wetter ist, wie heute, oder wenn man sie nicht sonderlich nöthig hat, sieht man die Droschken haufenweis beisammen stehen. Lasst uns einsteigen. Schnell, Kutscher! Wie Das unter den Linden wogt! Wie Mancher läuft da herum, der doch nicht weiß, wo er heut zu Mittag essen kann! Haben Sie die Idee eines Mittagessens begriffen, mein Lieber? Wer diese begriffen hat, Der begreift auch das ganze Treiben der Menschen. Schnell, Kutscher! Was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele? Wahrhaftig, es ist eine große Erfindung, eine weit größere, als das Pulver. Was halten Sie von der Liebe? Schnell, Kutscher! Nicht wahr, es ist bloß das Gesetz der Attraktion? — Wie gefällt Ihnen Berlin? Finden Sie nicht, obschon die Stadt neu, schön und regelmäßig gebaut ist, so

macht ſie doch einen etwas nüchternen Eindruck. Die Frau von Staël bemerkt ſehr ſcharfſinnig: „Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez sérieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie.“ Herr von Pradt ſagt noch etwas weit Pikanteres. — Aber Sie hören kein Wort wegen des Wagengeraſſels. Gut, wir ſind am Ziel. Halt! Hier iſt das Café Royal. Das freundliche Menſchengeſicht, das an der Thüre ſteht, iſt Beyermann. Das nenne ich einen Wirth! Kein kriechender Katzenbuckel, aber doch zuvorkommende Aufmerkſamkeit; feines, gebildetes Betragen, aber doch unermüdlicher Dinſteiſer, kurz eine Prachtausgabe von Wirth. Laſſt uns hineingehn. Ein ſchönes Lokal; vorn das ſplendideſte Kaffehaus Berlin's, hinten die ſchöne Reſtauration. Ein Verſammlungsort eleganter, gebildeter Welt. Sie können hier oft die intereſſanteſten Menſchen ſehen. Bemerken Sie dort den großen breitſchultrigen Mann im ſchwarzen Oberrock? Das iſt der berühmte Cosmeli, der heut in London iſt und morgen in Ispahan. So ſtelle ich mir den Peter

Schlemihl von Chamiſſo vor. Er hat eben ein Paradoxon auf der Zunge. Bemerken Sie den großen Mann mit der vornehmen Miene und der hohen Stirne? Das iſt der Wolf, der den Homer zerriſſen hat, und der deutſche Hexameter machen kann. Aber dort am Tiſch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrierenden Geſichtsmuſkeln, mit den poſſierlichen und doch unheimlichen Geſten? Das iſt der Kammergerichtsrath Hoffmann, der den Kater Murr geſchrieben, und die hohe feierliche Geſtalt, die ihm gegenüberſitzt, iſt der Baron von Lüttwitz, der in der Voſſiſchen Zeitung die klaſſiſche Recenſion des Katers geliefert hat. Bemerken Sie den Elegant, der ſich ſo leicht bewegt, kurländiſch liſpelt, und ſich jetzt wendet gegen den hohen, ernſthaften Mann im grünen Oberrock? Das iſt der Baron von Schilling, der im Mindener Sonntagsblatte „die lieben Teutsenkel" ſo ſehr touchiert hat*).

*) Wahrſcheinlich mit Bezug auf dieſe Stelle veröffentlichte Heine im „Bemerker" Nr. 9 (Beilage zum 85. Blatte des Berliner „Geſellſchafter"), vom 29. Mai 1822, folgende Erklärung:

„Mit Bedauern habe ich erfahren, daß zwei Aufſätze von mir, überſchrieben: „Briefe aus Berlin" (in Nr. 6, 7, 16 ꝛc. des zum „Rheiniſch-Weſtf. Anzeiger" gehörigen „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblattes") auf eine Art ausgelegt worden,

Der Ernſthafte iſt der Dichter Baron von Maltitz. Aber rathen Sie mal, wer dieſe determinierte Figur iſt, die am Kamine ſteht? Das iſt Ihr Antagoniſt Hartmann vom Rheine; hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eiſenguſſe. Aber was kümmern mich alle dieſe Herren, ich habe Hunger. Garçon, la charte! Betrachten Sie mal dieſe Menge herrlicher Gerichte. Wie die Namen derſelben melodiſch und ſchmelzend klingen, as music on the waters! Es ſind geheime Zauberformeln, die uns das Geiſterreich aufſchließen. Und Champagner da-

---

die dem Herrn Baron von Schilling verletzend erſcheinen muß; da es nie meine Abſicht war ihn zu kränken, ſo erkläre ich hiermit, daß es mir herzlich leid iſt, wenn ich zufälligerweiſe dazu Anlaß gegeben hätte; daß ich alles dahin Gehörige zurücknehme, und daß es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenem Briefe gedruckt worden wäre, die aus Delikateſſe unterdrückt werden muſſte. Dieſes kann der geehrte Redakteur jener Zeitſchrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieſes freimüthige Bekenntnis der Wahrheit allen Stoff zu Mißverſtändnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen.

Berlin, den 3. Mai 1822.

„Heinrich Heine."
Der Herausgeber.

bei! Erlauben Sie, daſs ich eine Thräne der Rührung weine. Doch Sie, Gefühlloſer, haben gar keinen Sinn für alle dieſe Herrlichkeit, und wollen Neuigkeiten, armſelige Stadtneuigkeiten. Sie ſollen befriedigt werden. Mein lieber Herr Gaus, was giebt es Neues? Er ſchüttelt das graue ehrwürdige Haupt und zuckt mit den Achſeln. Wir wollen uns an das kleine rothbäckige Männlein wenden; der Kerl hat immer die Taſchen voll Neuigkeiten, und wenn er mal anfängt zu erzählen, ſo geht's wie ein Mühlrad. Was giebt's Neues, mein lieber Herr Kammermuſikus?

Gar Nichts. Die neue Oper von Hellwig: „Die Bergknappen", ſoll nicht ſehr angeſprochen haben. Spontini komponiert jetzt eine Oper, wozu ihm Koreff den Text geſchrieben. Er ſoll aus der preußiſchen Geſchichte ſein. Auch erhalten wir bald Koreff's „Aucaſſin und Nicolette", wozu Schneider die Muſik ſetzt. Letztere wird erſt noch etwas zuſammengeſtrichen. Nach Karneval erwartet man auch Bernhard Klein's „Dido", eine heroiſche Oper. Die Bohrer und Boucher haben wieder Koncerte angekündigt. Wenn der „Freiſchütz" gegeben wird, iſt es noch immer ſchwer Billette zu erhalten. Der Baſſiſt Fiſcher iſt hier, wird nicht auftreten, ſingt aber viel in Geſellſchaften. Graf Brühl iſt noch immer ſehr krank; er

hat ſich das Schlüſſelbein zerbrochen. Wir fürchteten ſchon, ihn zu verlieren, und noch ſo ein Theaterintendant, der Enthuſiaſt iſt für deutſche Kunſt und Art, wäre nicht leicht zu finden geweſen. Der Tänzer Antonini war hier, verlangte 100 Louisd'or für jeden Abend, welche ihm aber nicht bewilligt wurden. Adam Müller, der Politiker, war ebenfalls hier; auch der Tragödienverfertiger Houwald. Madame Woltmann iſt wahrſcheinlich noch hier; ſie ſchreibt Memoiren. An den Reliefs zu Blücher's und Scharnhorſt's Statuen wird bei Rauch immer noch gearbeitet. Die Opern, die im Karneval gegeben werden, ſtehn in der Zeitung verzeichnet. Doktor Kuhn's Tragödie: „Die Damascener" wird noch dieſen Winter gegeben. Wach iſt mit einem Altarblatt beſchäftigt, das unſer König der Siegeskirche in Moskau ſchenken wird. Die Stich iſt längſt aus den Wochen und wird morgen wieder in „Romeo und Julie" auftreten. Die Caroline Fouqué hat einen Roman in Briefen herausgegeben, wozu ſie die Briefe des Helden und der Prinz Karl von Mecklenburg die der Dame ſchrieb. Der Staatskanzler erholt ſich von ſeiner Krankheit. Ruſt behandelt ihn. Doktor Bopp iſt hier angeſtellt als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, und hat vor einem großen Auditorium ſeine erſte Vorleſung über das Sanskrit

gehalten. Vom Brockhauſiſchen Konverſationblatte werden hier noch dann und wann Blätter konfisciert. Von Görres' neueſter Schrift: „In Sachen der Rheinlande ꝛc. ꝛc." ſpricht man gar Nichts; man hat faſt keine Notiz davon genommen. Der Junge, der ſeine Mutter mit dem Hammer todtgeſchlagen hat, war wahnſinnig. Die myſtiſchen Umtriebe in Hinterpommern machen großes Aufſehen. Hoffmann giebt jetzt bei Willmanns in Frankfurt, unter dem Titel: „Der Floh", einen Roman heraus, der ſehr viele politiſche Sticheleien enthalten ſoll. Profeſſor Gubitz beſchäftigt ſich noch immer mit Überſetzungen aus dem Neugriechiſchen, und ſchneidet jetzt Vignetten zu dem „Feldzug Suwarow's gegen die Türken", ein Werk, welches der Kaiſer Alexander als Volksbuch für die Ruſſen drucken läſſt. Bei Chriſtiani hat C. L. Blum eben herausgegeben: „Klagelieder der Griechen", die viel Poeſie enthalten. Der Künſtlerverein in der Akademie iſt ſehr glänzend ausgefallen, und die Einnahme zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet worden. Der Hofſchauſpieler Walter aus Karlsruhe iſt eben angekommen, und wird in „Staberle's Reiſeabenteuer" auftreten. Die Neumann ſoll im März wieder herkommen, und die Stich alsdann auf Reiſen gehen. Julius von Voß hat wieder ein Stück geſchrieben: ‚Der neue Markt." Sein Luſt-

ſpiel: „Quintin Meſſys“ wird nächſte Woche gegeben. Heinrich von Kleiſt's: „Prinz von Homburg“ wird nicht gegeben werden. An Grillparzer iſt das Manuſkript ſeiner Trilogie: „Die Argonauten“, welches er unſerer Intendanz geſchickt hatte, wieder zurück geſandt worden. Markör, ein Glas Waſſer! Nicht wahr, der Kammermuſikus Der weiß Neuigkeiten! An Den wollen wir uns halten. Er ſoll Weſtfalen mit Neuigkeiten verſorgen, und was er nicht weiß, Das braucht auch Weſtfalen nicht zu wiſſen. Er gehört zu keiner Partei, zu keiner Schule, iſt weder ein Liberaler, noch ein Romantiker, und wenn er etwas Mediſantes ſagt, ſo iſt er ſo unſchuldig dabei wie das unglückſelige Rohr, dem der Wind die Worte entlockte: „König Midas hat Eſelsohren!“]

Zweiter Brief.

Berlin, den 16. März 1822.*)

[Ihr sehr werthes Schreiben vom 2. Februar habe ich richtig erhalten, und ersah daraus mit Vergnügen, dass mein erster Brief Ihren Beifall hat. Ihr leise angedeuteter Wunsch, bestimmte Persönlichkeiten nicht zu sehr hervortreten zu lassen, soll in etwa erfüllt werden. Es ist wahr, man kann mich leicht missverstehen. Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinskizziere, sondern die Figürchen, die ich hineingezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, dass es mir um diese Figürchen besonders zu thun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, so wie

*) Ein Theil dieses Briefes ist bei dem späteren Abdruck im zweiten Bande der „Reisebilder", 1. Aufl., vom 1. März 1822 datiert.

Der Herausgeber.

man Suppe ohne Salz essen kann. Man kann verblümt sprechen, wie unsere Zeitungsschreiber. Wenn Sie von einer großen norddeutschen Macht reden, so weiß Jeder, daß Sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutensaale ohne Gesichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutschen Juristen spreche, der das schwarze Haar so lang als möglich von der Schulter herabwallen läßt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel schaut, einem Christusbilde ähnlich sehen möchte, übrigens einen französischen Namen trägt, von französischer Abstammung ist, und doch gar gewaltig deutsch thut, so wissen die Leute, wen ich meine. Ich werde Alles bei seinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Persönlichkeit schildern; ich kümmre mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die sich im Lehnstuhle der Konvenienz-Korrespondenz behaglich schaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: „Lobt uns, aber sagt nicht, wie wir aussehn."

Ich habe es längst gewusst, dass eine Stadt wie ein junges Mädchen ist, und ihr holdes Angesicht gern wieder sieht im Spiegel fremder Korrespondenz. Aber ich hätte nie gedacht, dass Berlin bei einem solchen Bespiegeln sich wie ein altes Weib,

wie eine echte Klatſchlieſe gebärden würde. Ich machte bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung: Berlin iſt ein großes Krähwinkel.

Ich bin heute ſehr verdrießlich, mürriſch, ärgerlich, reizbar; der Miſsmuth hat der Phantaſie den Hemmſchuh angelegt, und ſämmtliche Witze tragen ſchwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daſs etwa eine Weiberuntreue die Urſache ſei. Ich liebe die Weiber noch immer; als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeſchloſſen war, ſchaffte ich mir wenigſtens eine Katze an; aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuskeln wirken. Glauben Sie nicht, daſs etwa meine Eitelkeit ſchmerzlich beleidigt worden ſei; die Zeit iſt vorbei, wo ich des Abends meine Haare mühſam in Papillotten zu drehen pflegte, einen Spiegel beſtändig in der Taſche trug, und mich 25 Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beſchäftigte. Denken Sie auch nicht, daſs vielleicht Glaubensſkrupel mein zartes Gemüth quälend beunruhigten; ich glaube jetzt nur noch an den pythagoräiſchen Lehrſatz und ans königl. preuſs. Landrecht. Nein, eine weit vernünftigere Urſache bewirkt meine Betrübnis: mein köſtlichſter Freund, der Liebenswürdigſte der Sterblichen, Eugen von B., iſt vorgeſtern abgereiſt! Das war der einzigſte Menſch, in deſſen Geſellſchaft ich mich nicht

langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge.

Doch Schmerz bei Seite; ich muß jetzt davon sprechen, was die Leute singen und sagen bei uns an der Spree. Was sie klüngeln und was sie züngeln, was sie kichern und was sie klatschen, Alles sollen Sie hören, mein Lieber.

Boucher, der längst sein aller — aller — allerletztes Koncert gegeben, und jetzt vielleicht Warschau oder Petersburg mit seinen Kunststücken auf der Violine entzückt, hat wirklich Recht, wenn er Berlin la capitale de la musique nennt. Es ist hier den ganzen Winter hindurch ein Singen und Klingen gewesen, daß Einem fast Hören und Sehen vergeht. Ein Koncert trat dem andern auf die Ferse.

Wer nennt die Fiedler, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?

— — — — — — — — —

Selbst von Hispanien kamen sie,
Und spielten auf dem Schaugerüste
Gar manche schlechte Melodie.

Der Spanier war Escudero, ein Schüler Baillot's, ein wackerer Violinspieler, jung, blühend, hübsch, und dennoch kein Protegé der Damen. Ein ominöses Gerücht ging ihm voran, als habe das italiänische Messer ihn unfähig gemacht, dem schönen Geschlechte gefährlich zu sein. Ich will Sie nicht ermüden mit dem Aufzählen aller jener musikalischen Abendunterhaltungen, die uns diesen Winter entzückten und langweilten. Ich will nur erwähnen, daſs das Koncert der Seidler drückend voll war, und daſs wir jetzt auf Drouet's Koncert gespannt sind, weil der junge Mendelssohn darin zum ersten Male öffentlich spielen wird. —]

Haben Sie noch nicht Maria von Weber's „Freischütz" gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper das „Lied der Brautjungfern" oder [kurzweg] den „Jungfernkranz" gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Hallischen nach dem Oranienburger Thore, und vom Brandenburger nach dem Königsthore, ja selbst wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpnicker Thore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder: den „Jungfernkranz".

Wie man in der Goethe'schen Elegien den armen Britten von dem „Marlborough s'en va-t-en

guerre“ durch alle Länder verfolgt ſieht, ſo werde auch ich von Morgens früh bis ſpät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Luſt und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächſt in meinem Garten.
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner u. ſ. w.

Bin ich mit noch ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwitſchernd, bei meinem Fenſter vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin ſteht auf mit ihrem „Jungfernkranz“.

Ich höre meinen Barbier den „Jungfernkranz" die Treppe herauffingen. Die kleine Wäſcherin kommt „mit Lavendel, Myrt' und Thymian". So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hauſe, und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droſchke. Gut, daſs ich durch das Rädergeraſſel nicht ſingen höre. Bei ***li ſteig' ich ab. Iſt's Fräulein zu ſprechen? Der Diener läuft. „Ja." Die Thüre fliegt auf. Die Holde ſitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem ſüßen:

„Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten." —

Sie ſingen wie ein Engel! ruf' ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen", liſpelt die Gütige, und ſie windet wieder ihren „Jungfernkranz", und windet, und windet, bis ich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangſt ausrufe: „Hilf, Samiel!"

Sie müſſen wiſſen, ſo heißt der böſe Feind im „Freiſchützen"; der Jäger Kaſpar, der ſich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: „Hilf, Samiel!" Es wurde hier Mode, in komiſcher Bedrängnis dieſen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher, der ſich den Sokrates der Violiniſten nennt, hat einſt ſogar im

Koncerte, als ihm eine Violinſeite ſprang, laut ausgerufen: Hilf, Samiel!"

Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Geſange, und liſpelt: ‚Was fehlt Ihnen?" Es iſt pures Entzücken, ächze ich mit forciertem Lächeln. „Sie ſind krank", liſpelt ſie, „gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das ſchene Wetter und beſchauen ſie die ſchene Welt." Ich greife nach Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze zur Thür hinaus, ſteige wieder in die erſte, beſte Droſchke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich ſteige aus, und laufe hinein in den Thiergarten.

Ich rathe Ihnen, wenn Sie mal her kommen, ſo verſäumen Sie nicht, an ſolchen ſchönen Vorfrühlingstagen um dieſe Zeit, um halb Eins, in den Thiergarten zu gehen.

Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Luiſe von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpazieren zu gehen. Es iſt eine ſchöne, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt, die allen äußern Prunk verſchmäht. Er trägt faſt immer einen ſcheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weisgemacht, der König

müſſe ſich oft mit dieſer Kleidung etwas behelfen, weil ſein Garderobemeiſter außer Landes wohnt und nur ſelten nach Berlin kömmt. Die ſchönen Königskinder ſieht man ebenfalls zu dieſer Zeit im Thiergarten, ſo wie auch den ganzen Hof und die allernobelſte Nobleſſe. Die fremdartigen Geſichter ſind Familien auswärtiger Geſandten. Ein oder zwei Livréebediente folgen den edlen Damen in einiger Entfernung. Officiere auf den ſchönſten Pferden galoppieren vorbei. Ich habe ſelten ſchönere Pferde geſehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergeſtalten. Die Prinzen unſeres Hauſes ſind darunter. Welch ein ſchönes, kräftiges Fürſtengeſchlecht! An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter, verwahrloſter Aſt. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edlen Geſichtern, reiten dort die zwei ältern Königsſöhne vorbei. Jene ſchöne jugendliche Geſtalt, mit frommen Geſichtszügen und liebeklaren Augen, iſt der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majeſtätiſche Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Roſſe vorbeifliegt, Das iſt unſre — Alexandrine. Im braunen, feſt anliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht ſie jenen ritterlichen Frauengeſtalten,

die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht; andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Alteweiberstimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w.“

Und nun den ganzen Tag verlässt mich nicht das vermaledeite Lied. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tische sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der „Jungfernkranz“ von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fistulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähndrich zur Abwechselung in das Gesumme hineingebrüllt, aber der „Jungfernkranz“ ist permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andre wieder von

vorn an; aus allen Häusern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schoß der schönsten Borussin; sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawise wird dich noch immer jut sind", und sie streichelt und hätschelt so lange, bis sie glaubt, daſs ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise die „Katharre" und spielt und singt die „Kravatte" aus Tankred: „Nach so viel' Leiden", und ich ruhe aus nach so viel Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen, und die Unglückselige singt: „Wir winden dir den Jungfernkranz —"

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

[Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daſs die Melodie desselben wirklich schlecht sei. Im

Gegentheil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix! Sie verstehen mich. Der ganze „Freischütz" ist vortrefflich, und verdient gewiss jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er jetzt vielleicht schon zum dreißigsten Male gegeben, und noch immer wird es erstaunlich schwer, zu einer Vorstellung desselben gute Billette zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls Furore. Dieses beweist hinlänglich, dass man Unrecht hatte, zu glauben: als ob diese Oper hier nur durch die antispontinische Partei gehoben worden sei. Antispontinische Partei? Ich sehe, der Ausdruck befremdet Sie. Glauben Sie nicht, diese sei eine politische. Der heftige Parteikampf von Liberalen und Ultras, wie wir ihn in andern Hauptstädten sehen, kann bei uns nicht zum Durchbruch kommen, weil die königliche Macht, kräftig und parteilos schlichtend, in der Mitte steht. Aber dafür sehen wir in Berlin oft einen ergötzlicheren Parteikampf, den in der Musik. Wären Sie Ende des vorigen Sommers hier gewesen, hätten Sie es sich in der Gegenwart veranschaulichen können, wie einst in Paris der Streit der Gluckisten und Piccinisten ungefähr ausgesehen haben mag. — Aber ich sehe, ich muss hier etwas ausführlicher von der hiesigen Oper sprechen; erstens,

weil sie doch in Berlin ein Hauptgegenstand der Unterhaltung ist, und zweitens, weil Sie ohne nachfolgende Bemerkungen den Geist mancher Notizen gar nicht fassen können. Von unsern Sängerinnen und Sängern will ich hier gar nicht sprechen. Ihre Apologien sind stereotyp in allen Berliner Korrespondenzartikeln und Zeitungsrecensionen; täglich liest man: die Milder-Hauptmann ist unübertrefflich, die Schulz ist vortrefflich, und die Seidler ist trefflich. Genug, es ist unbestritten, dass man die Oper hier auf eine erstaunliche Kunsthöhe gebracht hat, und dass sie keiner andern deutschen Oper nachzustehen braucht. Ob Dieses durch die emsige Wirksamkeit des verstorbenen Weber's geschehen ist, oder ob Ritter Spontini, nach dem Ausspruch seiner Anhänger, wie mit dem Schlag einer Zauberruthe alle diese Herrlichkeit ins Leben hervorgerufen habe, wage ich sehr zu bezweifeln. Ich wage sogar zu glauben, dass die Leitung des großen Ritters auf einige Theile der Oper höchst nachtheilig gewirkt habe. Aber ich behaupte durchaus, dass seit der völligen Trennung der Oper vom Schauspiele und Spontini's unumschränkter Beherrschung derselben diese täglich mehr und mehr Schaden erleiden muss durch die natürliche Vorliebe des großen Ritters für seine eignen großen Produkte und die Produkte verwandter oder

befreundeter Genies, und durch seine eben so natürliche Abneigung gegen die Musik solcher Komponisten, deren Geist den seinigen nicht anspricht oder dem seinigen nicht huldigt, oder gar — horribile dictu — mit dem seinigen wetteifert.

Ich bin zu sehr Laie im Gebiete der Tonkunst, als daſs ich mein eignes Urtheil über den Werth der spontinischen Kompositionen aussprechen dürfte, und Alles, was ich hier sage, sind bloß fremde Stimmen, die im Gewoge des Tagesgesprächs besonders hörbar sind.

„Spontini ist der größte aller lebenden Komponisten. Er ist ein musikalischer Michel Angelo. Er hat in der Musik neue Bahnen gebrochen. Er hat ausgeführt, was Gluck nur geahnet. Er ist ein großer Mann, er ist ein Genie, er ist ein Gott!" So spricht die spontinische Partei, und die Wände der Palläste schallen wieder von dem unmäßigen Lobe. — Sie müssen nämlich wissen, es ist die Noblesse, die besonders von Spontini's Musik angesprochen wird und Demselben ausgezeichnete Zeichen ihrer Gunst angedeihen läſst. An diese edlen Gönner lehnt sich die wirkliche spontinische Partei, die natürlicher Weise aus einer Menge Menschen besteht, die dem vornehmen und legitimen Geschmacke blindlings huldigt, aus einer Menge Enthusiasten für das Aus-

ländiſche, aus einigen Komponiſten, die ihre Muſik gern auf die Bühne brächten, und endlich aus einer Handvoll wirklicher Verehrer.

Woraus ein Theil der Gegenpartei beſteht, iſt wohl leicht zu errathen. Viele ſind auch dem guten Ritter gram, weil er ein Welſcher iſt. Andre, weil ſie ihn beneiden. Wieder Andre, weil ſeine Muſik nicht deutſch iſt. Aber endlich der größte Theil ſieht in ſeiner Muſik nur Pauken- und Trompetenſpektakel, ſchallenden Bombaſt und geſpreizte Unnatur. Hierzu kam noch der Unwille Vieler — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt, mein Lieber, können Sie ſich den Lärm erklären, der dieſen Sommer ganz Berlin erfüllte, als Spontini's „Olympia" auf unſrer Bühne zuerſt erſchien. Haben Sie die Muſik dieſer Oper nicht in Hamm hören können? An Pauken und Poſaunen war kein Mangel, ſo daſs ein Witzling den Vorſchlag machte, im neuen Schauſpielhauſe die Haltbarkeit der Mauern durch die Muſik dieſer Oper zu probieren. Ein anderer Witzling kam eben aus der brauſenden „Olympia", hörte auf der Straße den Zapfenſtreich trommeln, und rief, Athem ſchöpfend: „Endlich hört man doch ſanfte Muſik!" Ganz Berlin witzelte über die vielen Poſaunen und über den großen Elephanten in den Prachtaufzügen dieſer Oper.

Die Tauben aber waren ganz entzückt von so vieler Herrlichkeit, und versicherten, das sie diese schöne dicke Musik mit den Händen fühlen konnten. Die Enthusiasten aber riefen: „Hosianna! Spontini ist selbst ein musikalischer Elephant! Er ist ein Posaunenengel!“

Kurz darauf kam Karl Maria von Weber nach Berlin, sein „Freischütz“ wurde im neuen Theater aufgeführt und entzückte das Publikum. Jetzt hatte die antispontinische Partei einen festen Punkt, und am Abend der ersten Vorstellung seiner Oper wurde Weber aufs herrlichste gefeiert. In einem recht schönen Gedichte, das den Doktor Förster zum Verfasser hatte, hieß es vom Freischützen: „er jage nach edlerm Wilde, als nach Elephanten.“ Weber ließ sich über diesen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte sehr kläglich vernehmen, und kajolierte Spontini und blamierte den armen Förster, der es doch so gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angestellt zu werden, und würde sich nicht so unmäßig bescheiden gebärdet haben, wenn ihm schon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeschnitten gewesen wäre. Weber verließ uns nach der dritten Vorstellung seiner Oper, reiste nach Dresden zurück, erhielt dort einen glänzenden Ruf nach Kassel, wies ihn zurück, dirigierte

wieder vor wie nach die Dresdner Oper, wird dort einem guten General ohne Soldaten verglichen, und ist jetzt nach Wien gereist, wo eine neue komische Oper von ihm gegeben werden soll. — Über den Werth des Textes und der Musik des Freischützen verweise ich Sie auf die große Recension desselben vom Professor Gubitz im „Gesellschafter". Dieser geistreiche und scharfsinnige Kritiker hat das Verdienst, daſs er der Erste war, der die romantischen Schönheiten dieser Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe am bestimmtesten voraussagte.

Weber's Äußere ist nicht sehr ansprechend. Kleine Statur, ein schlechtes Untergestell und ein langes Gesicht ohne sonderlich angenehme Züge. Aber auf diesem Gesichte liegt ganz verbreitet der sinnige Ernst, die bestimmte Sicherheit und das ruhige Wollen, das uns so bedeutsam anzieht in den Gesichtern altdeutscher Meister. Wie kontrastiert dagegen das Äußere Spontini's! Die hohe Gestalt, das tiefliegende dunkle Flammenauge, die pechschwarzen Locken, von welchen die gefurchte Stirne zur Hälfte bedeckt wird, der halb wehmüthige, halb stolze Zug um die Lippen, die brütende Wildheit dieses gelblichen Gesichtes, worin alle Leidenschaften getobt haben und noch toben, der ganze Kopf, der einem Kalabresen zu gehören scheint, und der dennoch schön und edel

genannt werden muſs: — Alles läſſt uns gleich den Mann erkennen, aus deſſen Geiſte die „Veſtalin“, „Cortez“ und „Olympia“ hervorgingen.

Von den hieſigen Komponiſten erwähne ich gleich nach Spontini unſern Bernhard Klein, der ſich ſchon längſt durch einige ſchöne Kompoſitionen rühmlichſt bekannt gemacht hat, und deſſen große Oper „Dido“ vom ganzen Publikum mit Sehnſucht erwartet wird. Dieſe Oper ſoll, nach dem Ausſpruche aller Kenner, denen der Komponiſt Einiges daraus mittheilte, die wunderbarſten Schönheiten enthalten und ein geniales deutſches Nationalwerk ſein. Klein's Muſik iſt ganz originell. Sie iſt ganz verſchieden von der Muſik der oben beſprochenen zwei Meiſter, ſowie neben den Geſichtern Derſelben das heitere, angenehme, lebensluſtige Geſicht des gemüthlichen Rheinländers einen auffallenden Kontraſt bildet. Klein iſt ein Kölner und kann als der Stolz ſeiner Vaterſtadt betrachtet werden.

G. A. Schneider darf ich hier nicht übergehn. Nicht als ob ich ihn für einen ſo großen Komponiſten hielte, ſondern weil er als Komponiſt von Koreff's „Aucaſſin und Nicolette“ vom 26. Februar bis auf dieſe Stunde ein Gegenſtand des öffentlicher Geſprächs war. Wenigſtens acht Tage lang hörte man von Nichts ſprechen, als von Koreff und Schneider,

und Schneider und Koreff. Hier ſtanden geniale Dilettanten und riſſen die Muſik herunter; dort ſtand ein Haufen ſchlechter Poeten und ſchulmeiſterte den Text. Was mich betrifft, ſo amüſierte mich dieſe Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunſtbegabte Dichter ſo lieblich und kindlich ſchlicht entfaltete, mich ergötzte der anmuthige Kontraſt vom ernſten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die verwunderlichſten Bilder in loſer Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte ſich in mir der Geiſt der blühenden Romantik*). — Es iſt immer ein ungeheurer Spektakel in Berlin, wenn eine neue Oper gegeben wird, und hier kam noch der Umſtand hinzu, daſs der Muſikdirektor Schneider und der Geheimrath Ritter Koreff ſo allgemein bekannt ſind. Letztern verlieren wir bald, da er ſich ſchon längſt zu einer großen Reiſe ins Ausland vorbereitet. Das iſt ein Verluſt für unſere Stadt, da dieſer Mann ſich auszeichnet durch geſellige Tugenden, angenehme Perſönlichkeit und Großartigkeit der Geſinnung.

Was man in Berlin ſingt, Das wiſſen Sie jetzt, und ich komme zur Frage: Was ſpricht man

*) Vergl. das Sonett an F. F. Koreff, Band XV. Der Herausgeber.

in Berlin? — Ich habe vorsätzlich erst vom Singen gesprochen, da ich überzeugt bin, dass die Menschen erst gesungen haben, ehe sie sprechen lernten, so wie die metrische Sprache der Prosa voranging. Wirklich, ich glaube, dass Adam und Eva sich in schmelzenden Adagios Liebeserklärungen machten und in Recitativen ausschimpften. Ob Adam auch zu letztern den Takt schlug? Wahrscheinlich. Dieses Taktschlagen ist bei unserm Berliner Pöbel durch Tradition noch geblieben, obschon das Singen dabei außer Gebrauch kam. Wie die Kanarienvögel zwitscherten unsere Ureltern in den Thälern Kaschemir's. Wie haben wir uns ausgebildet! Ob die Vögel einst ebenfalls zum Sprechen gelangen werden? Die Hunde und die Schweine sind auf gutem Wege; ihr Bellen und Grunzen ist ein Übergang vom Singen zum ordentlichen Sprechen. Erstere werden reden die Sprache von Oc, die andern die Sprache von Oui. Die Bären sind gegen uns übrige Deutsche in der Kultur noch sehr zurückgeblieben, und obschon sie in der Tanzkunst mit uns wetteifern, so ist ihr Brummen, wenn wir es mit andern deutschen Mundarten vergleichen, durchaus noch keine Sprache zu nennen. Die Esel und die Schafe hatten es einst schon bis zum Sprechen gebracht, hatten ihre klassische Literatur, hielten vortreffliche Reden über die reine

Eſelhaftigkeit im geſchloſſenen Hammelthume, über die Idee eines Schafskopfs und über die Herrlichkeit des Altböckiſchen. Aber wie es nach dem Kreislauf der Dinge zu geſchehen pflegt, ſie ſind in der Kultur wieder ſo tief geſunken, daſs ſie ihre Sprache verloren, und bloß das gemüthliche „I-A" und das kindlich fromme „Bäh" behielten.

Wie komme ich aber vom I-A der Langohrigen und vom Bäh der Dickwolligen zu den Werken von Sir Walter Scott? Denn von Dieſen muſs ich jetzt ſprechen, weil ganz Berlin davon ſpricht, weil ſie der „Jungfernkranz" der Leſewelt ſind, weil man ſie überall lieſt, bewundert, bekrittelt, herunterreißt und wieder lieſt. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen lieſt Alles die Romane des großen Schotten; beſonders unſre gefühlvollen Damen. Dieſe legen ſich nieder mit „Waverley", ſtehen auf mit „Robin dem Rothen", und haben den ganzen Tag den „Zwerg" in den Fingern. Der Roman „Kenilworth" hat gar beſonders Furore gemacht. Da hier ſehr Wenige mit vollkommener Kenntnis des Engliſchen geſegnet ſind, ſo muſs ſich der größte Theil unſerer Leſewelt mit franzöſiſchen und deutſchen Überſetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scott'ſchen Roman: „Der Pirat" ſind vier Überſetzungen

auf einmal angekündigt. Zwei davon kommen hier heraus; die der Frau von Montenglaut bei Schlesinger, und die des Doktor Spieker bei Duncker und Humblot. Die dritte Übersetzung ist die von Lotz in Hamburg, und die vierte wird in der Taschenausgabe der Gebr. Schumann in Zwickau enthalten sein. Dass es bei solchen Umständen an einiger Reibung nicht fehlen wird, ist vorauszusehen. Frau von Hohenhausen ist jetzt mit der Übersetzung des Scott'schen „Ivanhoe" beschäftigt, und von der trefflichen Übersetzerin Byron's können wir auch eine treffliche Übersetzung Scott's erwarten. Ich glaube sogar, dass diese noch vorzüglicher ausfallen wird, da in dem sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüthe der schönen Frau die frömmig heitern, unverzerrten Gestalten des freundlichen Schotten sich weit klarer abspiegeln werden, als die düstern Höllenbilder des mürrischen, herzkranken Engländers. In keine schönern und zartern Hände konnte die schöne, zarte Rebekka gerathen, und die gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen.

Auf eine ausgezeichnete Weise wurde Scott's Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feste war eine glänzende Maskerade, wo die meisten Helden der Scott'schen Romane in ihrer charakteristischen

Äußerlichkeit erſchienen. Von dieſer Feſtlichkeit und dieſen Bildern ſprach man hier wieder acht Tage lang. Beſonders trug man ſich damit herum, daſs der Sohn von Walter Scott, der ſich juſt hier befindet, als ſchottiſcher Hochländer gekleidet und, ganz wie es jenes Koſtüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hoſen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei dieſem glänzenden Feſte paradierte. Dieſer junge Menſch, ein engliſcher Huſarenofficier, wird hier ſehr gefeiert und genießt hier den Ruhm ſeines Vaters. — Wo ſind die Söhne Schiller's? Wo ſind die Söhne unſerer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hoſen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehn? Wo ſind unſre großen Dichter ſelbſt? Still, ſtill, Das iſt eine partie honteuse.

Ich will nicht ungerecht ſein und hier unerwähnt laſſen die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt, — der deutſche Dichter, von dem man hier am meiſten ſpricht. Aber, Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unſeres Goethe nicht das Meiſte dazu beigetragen haben, daſs ſeine äußere Stellung ſo glänzend iſt und daſs er in ſo hohem Maße die Affektion unſerer Großen genießt? Fern ſei es von mir, den alten Herrn eines kleinlichen Charakters zu zeihen. Goethe iſt ein großer

Mann in einem seidnen Rock. Am großartigsten hat er sich noch kürzlich bewiesen gegen seine kunstsinnigen Landsleute, die ihm im edlen Weichbilde Frankfurt's ein Monument setzen wollten, und ganz Deutschland zu Geldbeiträgen aufforderten. Hier wurde über diesen Gegenstand erstaunlich viel diskutiert, und meine Wenigkeit schrieb folgendes mit Beifall beehrte Sonett:

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen;
Die Bürger Frankfurt's haben jetzt beschlossen,
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen," —
So denken sie — „daß wir des Manns Genossen,
Daß unserm Miste solche Blum' entsprossen,
Und blindlings wird man uns im Handel trauen."

O, lasst dem Dichter seine Lorberreiser,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

Im Windelnschmutz war er euch nah, doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachsenhäuser!

Der große Mann machte, wie bekannt ist, allen Diskussionen dadurch ein Ende, daß er seinen Lands-

leuten mit der Erklärung, „er sei gar kein Frankfurter", das Frankfurter Bürgerrecht zurückschickte.

Letzteres soll seitdem — um Frankfurtisch zu sprechen — 99 Procent im Werthe gesunken sein, und die Frankfurter Juden haben jetzt bessere Aussicht zu dieser schönen Acquisition. Aber — um wieder Frankfurtisch zu sprechen — stehen die Rothschilde und die Bethmänner nicht längst al pari? Der Kaufmann hat in der ganzen Welt dieselbe Religion. Sein Komptoir ist seine Kirche, sein Schreibpult ist sein Betstuhl, sein Memorial ist seine Bibel, sein Waarenlager ist sein Allerheiligstes, die Börsenglocke ist seine Betglocke, sein Gold ist sein Gott, der Kredit ist sein Glauben.

Ich habe hier Gelegenheit, von zwei Neuigkeiten zu sprechen: erstens von der neuen Börsenhalle, die nach dem Vorbilde der Hamburger eingerichtet ist und vor einigen Wochen eröffnet wurde, und zweitens von dem alten, neu aufgewärmten Projekte der Judenbekehrung. Aber ich übergehe Beides, da ich in der neuen Halle noch nicht war, und die Juden ein gar zu trauriger Gegenstand sind. Ich werde freilich am Ende auf Dieselben zurückkommen müssen, wenn ich von ihrem neuen Kultus spreche, der von Berlin besonders ausgegangen ist. Ich kann es jetzt noch nicht, weil ich es immer versäumt habe, dem

neuen mosaischen Gottesdienste einmal beizuwohnen. Auch über die neue Liturgie, die schon längst in der Domkirche eingeführt und Hauptgegenstand des Stadtgespräches ist, will ich nicht schreiben, weil sonst mein Brief zu einem Buche anschwellen würde. Sie hat eine Menge Gegner. Schleiermacher nennt man als den vorzüglichsten. Ich habe unlängst einer seiner Predigten beigewohnt, wo er mit der Kraft eines Luther's sprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die Liturgie fehlte. Ich muss gestehen, keine sonderlich gottseligen Gefühle werden durch seine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit.

Ungemeines Aufsehen erregten die heftigen Ausfälle gegen die hiesige theologische Fakultät in der Anzeige der Schrift: „Gegen die De-Wette'sche Aktensammlung" (in der Vossischen Zeitung) und in der Entgegnung auf die Erklärung der Fakultät (ebendaselbst). Als Verfasser jener Schrift nennt man allgemein Beckendorf. Aus wessen Feder jene Anzeige und Entgegnung geflossen ist, weiß man nicht genau. Einige nennen Kamptz, Andere Beckendorf selbst, An-

dere Klindworth, Andere Buchholz, Andere Andere. Die Hand eines gewandten Diplomaten ist in jenen Aufsätzen nicht zu verkennen. Wie man sagt ist Schleiermacher mit einer Entgegnung beschäftigt, und es wird dem gewaltigen Sprecher leicht werden, seinen Antagonisten nieder zu reden. Dass die theologische Fakultät auf solche Angriffe antworten muss, versteht sich von selbst, und das ganze Publikum sieht mit gespannter Erwartung dieser großen Antwort entgegen.

Man ist hier sehr gespannt auf die zwei Supplementbände zum Brockhausischen Konversationslexikon, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil sie, laut dem Inhaltsverzeichnisse der Ankündigung, die Biographien einer Menge öffentlicher Charaktere enthalten werden, die, theils in Berlin, theils im Auslande lebend, gewöhnliche Gegenstände der hiesigen Konversation sind. So eben erhalte ich die erste Lieferung von A bis Bomz (ausgegeben den 1. März 1822), und falle mit Begierde auf die Artikel: Albrecht (Geh. Kabinettsrath), Alopäus, Altenstein, Ancillon, Prinz August (v. Preußen) ꝛc. ꝛc. Unter den Namen, die unsere dortigen Freunde interessieren möchten, nenne ich: Akkum, Arndt, Begasse, Benzenberg und Beugnot, der brave Franzose, der den Bewohnern des Großherzothums Berg, trotz seiner hasserregenden Stellung, so manche schöne Beweise eines

edeln und großen Charakters gegeben hat, und jetzt in Frankreich so wacker kämpft für Wahrheit und Recht.

Die Maßregeln gegen den Brockhausischen Verlag sind noch immer in Wirksamkeit. Brockhaus war vorigen Sommer hier, und suchte seine Differenzen mit unserer Regierung auszugleichen. Seine Bemühungen müssen fruchtlos gewesen sein. — Brockhaus ist ein Mann von angenehmer Persönlichkeit. Seine äußere Repräsentation, sein scharfblickender Ernst und seine feste Freimüthigkeit lassen in ihm jenen Mann erkennen, der die Wissenschaften und den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buchhändleraugen betrachtet.

Die griechischen Angelegenheiten sind hier, wie überall, tüchtig durchgesprochen worden, und das Griechenfeuer ist ziemlich erloschen. Die Jugend zeigte sich am meisten enthusiastisch für Hellas; alte vernünftigere Leute schüttelten die grauen Köpfe. Gar besonders glühten und flammten die Philologen. Es muss den Griechen sehr Viel geholfen haben, dass sie von unsern Tyrtäen auf eine so poetische Weise erinnert wurden an die Tage von Marathon, Salamis und Platäa. Unser Professor Zeune, der, wie der Optikus Amuel bemerkt, nicht allein eine Brille trägt, sondern auch Brillen zu beurtheilen weiß, hatte sich am meisten thätig gezeigt. Der Haupt-

mann Fabeck, der, wie Sie aus öffentlichen Blättern erſehn hatten, von hier aus, ohne viel' Tyrtäiſche Lieder zu ſingen, nach Griechenland gereiſt iſt, ſoll dort ganz erſtaunliche Thaten verrichtet haben, und iſt, um auf ſeinen Lorbern zu ruhen, wieder nach Deutſchland zurückgekommen.

Es iſt jetzt beſtimmt, daſs das Kleiſt'ſche Schauſpiel: „Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bei Fehrbellin" nicht auf unſerer Bühne erſcheinen wird, und zwar, wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, daſs ihr Ahnherr in einer unedeln Geſtalt darin erſcheine. Dieſes Stück iſt noch immer ein Erisapfel in unſern äſthetiſchen Geſellſchaften. Was mich betrifft, ſo ſtimme ich dafür, daſs es gleichſam vom Genius der Poeſie ſelbſt geſchrieben iſt, und daſs es mehr Werth hat, als all' jene Farcen und Spektakelſtücke und Houwald'ſche Rührеier, die man uns täglich auftiſcht. „Anna Boleyn", die Tragödie des ſehr talentvollen Dichters Gehe, der ſich jetzt juſt hier befindet, wird einſtudiert. Herr Rellſtab hat unſerer Intendanz ein Trauerſpiel angeboten, das den Titel führen wird: „Karl der Kühne von Burgund." Ob dieſes Stück angenommen worden, weiß ich nicht.

Es wurde hier Viel darüber geſchwatzt, als man hörte, daſs bei Willmans in Frankfurt der neue

Hoffmann'sche Roman: „Meister Floh und seine Gesellen" auf Requisition unserer Regierung konfisciert worden sei. Letztere hatte nämlich erfahren, das fünfte Kapitel dieses Romans persiffliere die Kommission, welche die Untersuchung der demagogischen Umtriebe leitet. Dass unserer Regierung an solchen Persifflagen Wenig gelegen sei, hatte sie längst bewiesen, da unter ihren Augen hier in Berlin bei Reimer der Jean Paul'sche „Komet" mit Erlaubnis der Censur gedruckt wurde, und, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in der Vorrede zum zweiten Theile dieses Romans die Umtriebe-Untersuchungen aufs heillosesteste lächerlich gemacht werden. Bei unserm Hoffmann mochte man aber höheren Ortes gegründetes Recht gehabt haben, einen ähnlichen Spaß übel zu nehmen. Durch das Zutrauen des Königs war der Kammergerichtsrath Hoffmann selbst Mitglied jener Untersuchungskommission; er wenigstens durfte durch keine unzeitigen Späße das Ansehn derselben zu schwächen suchen, ohne eine tadelhafte Unziemlichkeit zu begehen. Hoffmann ist daher jetzt zur Rechenschaft gezogen worden; „Der Floh" wird aber jetzt mit einigen Abänderungen gedruckt werden. Hoffmann ist jetzt krank und leidet an einem schlimmen Nasenübel. — In meinen nächsten Briefen schreibe ich Ihnen vielleicht mehr über diesen Schriftsteller, den

ich zu sehr liebe und verehre, um schonend von ihm zu sprechen.

Herr von Savigny wird diesen Sommer Institutionen lesen. Die Possenreißer, die vorm Brandenburger Thor ihr Wesen trieben, haben schlechte Geschäfte gemacht und sind längst abgereist. Blondin ist hier, und wird reiten und springen. Der Kopfabschneider Schuhmann erfüllt die Berliner mit Verwunderung und Entsetzen. Aber Bosko, Bosko, Bartolomeo Bosko sollten Sie sehen! Das ist ein echter Schüler Pinetti's! Der kann zerbrochene Uhren noch schneller kurieren, als der Uhrmacher Labinski, Der weiß die Karten zu mischen und Puppen tanzen zu lassen! Schade, daſs der Kerl keine Theologie studiert hat. Er ist ein ehemaliger italiänischer Officier, noch sehr jung, männlich, kräftig, trägt anliegende Jacke und Hosen von schwarzem Seidenzeug, und, was die Hauptsache ist, wenn er seine Künste macht, sind seine Arme fast ganz entblößt. Weibliche Augen sollen sich an letztern noch weit mehr als an seinen Kunststücken erbauen. Er ist wirklich ein netter Kerl, Das muſs man gestehen, wenn man die bewegliche Figur sieht im Scheine einiger fünfzig langen Wachskerzen, die wie ein funkelnder Lichterwald vor seinem, mit seltsamen Gauklerapparaten besetzten langen Tische aufgepflanzt stehen. Er hat

ſeinen Schauplatz vom Zagor'ſchen Saale nach dem engliſchen Hauſe verlegt, und iſt noch immer mit erſtaunlich vielem Zuſpruche geſegnet.

Ich habe geſtern im Café Royal den Kammermuſikus geſprochen. Er hat mir eine Menge kleiner Neuigkeiten erzählt, wovon ich die wenigſten im Gedächtnis behielt. Verſteht ſich, daſs die meiſten aus der muſikaliſchen Chronique scandaleuse ſind. Den 20. iſt Prüfung bei. Dr. Stöpel, der nach der Logier'ſchen Methode Klavierſpielen und Generalbaſs lehrt. Graf Brühl wird von ſeiner Krankheit bald ganz hergeſtellt ſein. Walter aus Karlsruhe wird noch in einer neuen Poſſe: „Staberle's Hochzeit," auftreten. Herr und Madame Wolf geben jetzt Gaſtrollen in Leipzig und Dresden. Michael Beer hat in Italien eine neue Tragödie geſchrieben: „Die Bräute von Arragonien", und von Meyerbeer wird jetzt in Mailand eine neue Oper gegeben. Spontini komponiert jetzt Koreff's „Sappho". Mehrere Menſchenfreunde wollen hier eine Anſtalt für verwahrloſte Knaben ſtiften, ähnlich der des Geheimrath Falk in Weimar. Cosmeli hat in der Schüppel'ſchen Buchhandlung „Harmloſe Bemerkungen auf einer Reiſe durch einen Theil Rußlands und der Türkei" herausgegeben, die ſo ganz harmlos nicht ſein ſollen, weil dieſer originelle Kopf überall mit eignen Augen

die Dinge sieht, und das Gesehene unverblümt und freisinnig ausspricht. Die Lesebibliotheken werden von Seiten der Polizei einer Revision unterworfen, und sie müssen ihre Kataloge einliefern; alle ganz obscöne Bücher, wie die meisten Romane von Althing, A. v. Schaden u. Dgl. werden weggenommen. Letzterer, der jetzt nach Prag gereist ist, hat so eben herausgegeben: „Licht- und Schattenseiten von Berlin", eine Broschüre, die viele Unwahrheiten enthalten soll und vielen Unwillen erregt. Der Fabrikant Fritsche hat eine neue Art Wachslichter erfunden, die ein Drittel wohlfeiler sind, als die gewöhnlichen. Auch für die nächste Ziehung der Prämien-Staatsschuldscheine werden bedeutende Geschäfte in Promessen gemacht. Das Bankierhaus L. Lipke & Komp. hat allein schon beinahe 10000 Stück abgesetzt. Böttiger und Tieck werden hier erwartet. Die geistreiche Fanny Tarnow lebt jetzt hier. Die neue Berliner Monatschrift ist seit Januar eingegangen. Der General Menu Menutuli hat aus Italien das Manuskript seines Reisejournals hergeschickt an den Prof. Ideler, damit Derselbe es zum Druck befördere. Prof. Bopp, dessen Vorlesungen über das Sanskrit noch immer viel Aufsehen erregen, schreibt jetzt ein großes Werk über allgemeine Sprachkunde. Ungefähr dreißig Studenten, worunter sehr viele Polen, sind

wegen demagogiſcher Umtriebe arretiert worden. Schadow hat ein Modell zu einer Statue des großen Friedrich's vollendet. Der Tod des jungen Schadow in Rom hat hier viel Theilnahme erregt. Wilhelm Schadow, der Maler, lieferte neulich ein vortreffliches Bild, die Prinzeſſin Wilhelmine mit ihren Kindern darſtellend. Wilhelm Henſel wird erſt dieſen Mai nach Italien reiſen. Kolbe iſt beſchäftigt mit den Zeichnungen der Glasmalereien für das Schloß zu Marienburg. Schinkel zeichnet die Skizzen der Dekorationen zu Spontini's „Milton". Dieſes iſt eine ſchon alte Oper in einem Akte, die hier nächſtens zum erſten Mal gegeben werden ſoll. Der Bildhauer Tieck arbeitet am Modell der Statue des Glaubens, welche in einer von den beiden Niſchen am Eingang des Doms aufgeſtellt wird. Rauch iſt noch immer beſchäftigt mit den Basreliefs zu Bülow's Statue; dieſe und die ſchon fertige Statue Scharnhorſt's werden an beiden Seiten des neuen Wachthauſes (zwiſchen dem Univerſitätsgebäude und dem Zeughauſe) aufgeſtellt. — Die ſtändiſchen Arbeiten gehn, dem äußeren Anſcheine nach, raſch vorwärts. Die Notabeln von Oſt- und Weſtpreußen werden dieſer Tage von unſerer Regierung entlaſſen, und alsdann durch die Notabeln unſerer ſächſiſchen Provinzen erſetzt werden. Die Notabeln der Rheinprovinzen,

ſagt man, ſollen die Letzten ſein, die herberufen werden. Von den Verhandlungen der Notabeln mit der Regierung erfährt man Nichts, da ſie, wie man ſagt, Juramenta silentii abgelegt haben. — Unſere Differenzen mit Heſſen wegen Verletzung des Territorialrechts bei dem Prinzeſſinraube in Bonn ſcheinen nicht beigelegt zu ſein; es will ſogar verlauten, als ſei unſer Geſandter am Kaſſeler Hofe zurückberufen. — Es wird hier ein neuer ſächſiſcher Geſandte erwartet. Der hieſige portugieſiſche Geſandte, Graf Lobrau, iſt jetzt definitiv von ſeiner Regierung entlaſſen; ein neuer portugieſiſcher Geſandte wird täglich erwartet. Unſer preußiſcher Geſandte für Portugal, Graf von Flemming, der Neffe des Staatskanzlers, iſt noch immer hier. Unſere Geſandten bei dem königl. ſächſiſchen und bei dem großherzoglich darmſtädtiſchen Hofe, Herr von Jordan und Baron von Otterſtädt, ſind ebenfalls noch hier. Ein neuer franzöſiſcher Geſandte wird hier erwartet. — Von der Heirath des ſchwediſchen Prinzen Oskar mit der ſchönen Fürſtin Eliſe Radziwill wird hier Viel geſprochen. Von der Verbindung unſeres Kronprinzen mit einer deutſchen Fürſtentochter verlautet Nichts weiter. Großen Feſtlichkeiten ſieht man hier entgegen bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeſſin Alexandrine. Spontini komponiert zu dieſen Feſt-

lichkeiten: „Das Rosenfest in Kaschemir", worin zwei Elephanten erscheinen. — Die Assembléen bei den Ministern sind jetzt geschlossen; die einzigen, die noch fortdauern, sind die, welche Dienstags bei dem Fürsten Wittgenstein stattfinden. Unser Staatskanzler befindet sich jetzt ganz hergestellt und ist theils hier, theils in Glienicke. — Zur Ostermesse erscheinen: „Jahrbücher der königl. preuß. Universitäten". Der Bibliothekar Spieker giebt das Festspiel: „Lalla Rookh" heraus. — Der Riese, der auf der Königstraße zu sehen war, ist jetzt auf der Pfaueninsel. — Devrient ist noch immer nicht ganz hergestellt. Boucher und seine Frau geben jetzt Koncerte in Wien. Maria von Weber's neue Opern heißen: „Euryanthe", Text von Helmine von Chezy, und: „Die beiden Pintos", Text von Hofrath Winkler. Bernhard Romberg ist hier.

Ach Gott! es ist eine schlimme Sache mit Notizenschreiben. Die wichtigsten darf man oft nicht mittheilen, wenn man sie nicht verbürgen kann. Kleine Klatschereien darf man ebenfalls nicht schreiben; erstens, weil sie oft zu tief in Familienverhältnisse eingreifen, und zweitens und hauptsächlich, weil die, welche in Berlin am amüsantesten sind, oft in der Provinz langweilig und läppisch klingen. Um des lieben Himmels willen, was interessiert es die Damen in Dülmen, wenn ich erzähle, daſs jene

Tänzerin jetzt im Dualis sprechen könnte, und jener Lieutenant auffallend falsche Waden und Lenden trägt? Was kümmert's diese Damen, ob ich in jener Tänzerin eine oder zwei Personen annehme, und ob ich jenen Lieutenant aus zwei Drittel Watte und ein Drittel Fleisch, oder aus zwei Drittel Fleisch und ein Drittel Watte bestehen lasse? Was soll man endlich Notizen über Menschen schreiben, von denen man gar keine Notiz nehmen sollte?]

. Wie man diesen Winter hier lebte, läßt sich von selbst errathen. Das bedarf keiner besonderen Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Residenz dieselben sind. Oper, Theater, Koncerte, Assemblées, Bälle, Thés (sowohl dansant als médisant), kleine Maskeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten u. s. w., Das sind wohl unsre vorzüglichsten Abendunterhaltungen im Winter. Es ist hier ungemein viel geselliges Leben, aber es ist in lauter Fetzen zerrissen. Es ist ein Nebeneinander vieler kleiner Kreise, die sich immer mehr zusammen zu ziehen, als auszubreiten suchen. Man betrachte nur die verschiedenen Bälle hier; man sollte glauben, Berlin bestände aus lauter Innungen. Der Hof und die Minister, das diplomatische Korps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere ꝛc. ꝛc., Alle geben sie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreise gehö-

riges Personal erscheint. Bei einigen Ministern und Gesandten sind die Assemblées eigentlich große Thés, die an bestimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus sich durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluss von Gästen ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klasse streben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa derselbe Ton, oder vielmehr, sie sind den Pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsre hiesigen Bälle nichts Charakteristisches; wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender Seconde-Lieutenant und ein mit Läppchen und Geflitter mosaikartig aufgeputztes Kommissbrot-Fräulein sich auf solchen Bällen in entsetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastieren mit dem angeschnallten, steifen Hofkothurn.

[Einen einzigen, allen Ständen gemeinsamen Ball giebt es hier seit einiger Zeit, nämlich die Subskriptionsbälle, oder die scherzhaft „unmaskierte Maskeraden" genannten Bälle im Koncertsaale des neuen Schauspielhauses. Der König und der Hof beehren dieselben mit ihrer Gegenwart, Letzterer eröffnet sie

gewöhnlich, und für ein geringes Entrée kann jeder anständige Mensch daran Theil nehmen. Über diese Bälle und die Hoffestlichkeiten spricht sehr schön die geist- und gemüthreiche Baronin Karoline Fouqué in ihren Briefen über Berlin, die ich wegen der Tiefe der Anschauung, die darin herrscht, Ihnen nicht genug empfehlen kann. Dieses Jahr fielen die Subskriptionsbälle nicht so glänzend aus, wie voriges Jahr, da sie damals noch den Reiz der Neuheit hatten. Die Bälle der großen Staatsbeamten hingegen waren diesen Winter besonders brillant. Meine Wohnung liegt zwischen lauter Fürsten- und Ministerhôtels, und ich habe deßhalb oft des Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengerassel und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße gesperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonierten Rothröcke, die rufend und fluchend dazwischen herumliefen, und aus den Bel-Etagefenstern des Hôtels, wo die Musik rauschte, gossen krystallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht.]

Wenig Schnee und folglich auch fast gar kein Schlittengeklingel und Peitschengeknall hatten wir dieses Jahr. Wie in allen [großen] protestantischen Städten, spielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher ist Alles

beschäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeschenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quinkaillerie-Handlungen haben ihre schönsten Artikel — wie unsere Stutzer ihre gelehrten Kenntnisse — leuchtend ausgestellt; auf dem Schlossplatze stehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltungs- und Spielsachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern wie Schmetterlinge von Laden zu Laden, und kaufen, und schwatzen, und äugeln, und zeigen ihren Geschmack, und zeigen sich selber den lauschenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erst recht los; dann sieht man unsere Holden oft mit der ganzen respektiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schwesterchen und Brüderchen, von einem Konditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Passionsstationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Kourantgroschen Entrée, und besehen sich con amore die „Ausstellung", eine Menge Zucker- oder Dragée-Puppen, die, harmonisch neben einander aufgestellt, rings beleuchtet und von vier perspektivisch bemalten Wänden eingepfercht, ein hübsches Gemälde bilden. Der Hauptwitz ist nun, daß diese Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Personen vorstellen.

[Ich habe eine Menge dieser Konditorladen mit durchgewandert, da ich nichts Ergötzlicheres kenne,

als unbemerkt zuzuſchauen, wie ſich die Berlinerinnen freuen, wie dieſe gefühlvollen Buſen vor Entzücken ſtürmiſch wallen, und wie dieſe naiven Seelen himmelhoch aufjauchzen: „Ne, Des iſt ſchene!“ Bei Fuchs waren in der heurigen Ausſtellung Bilder aus „Lalla Rookh“, wie man ſie vorig Jahr auf dem bekannten Hoffeſte im Schloſſe ſah. Es war mir unmöglich, von dieſer Herrlichkeit bei Fuchs Etwas zu ſehen, da die holden Damenköpfchen eine undurchdringliche Mauer bildeten vor dem viereckigen Zuckergemälde. Ich will Sie nicht langweilen, mein Lieber, mit der Beurtheilung der Ausſtellung bei allen Konditoren; der Kriegsrath Karl Müchler, der, wie man ſagt, Berliner Korreſpondent in der „Eleganten Welt“ iſt, hat bereits in dieſem Blatte eine ſolche Recenſion geliefert.

Von den Redouten im Jagor'ſchen Saale läſſt ſich nichts Erhebliches ſagen, außer daſs bei denſelben die ſchöne Einrichtung getroffen iſt: daſs es Jedem, der ſich dort zu Tode zu ennuyieren fürchtet, ganz unverwehrt bleibt, ſich wieder zu entfernen.]

Die Redouten im Opernhauſe ſind ſehr herrlich und großartig. Wenn Dergleichen gegeben werden, iſt das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und Das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Dieſe

brennenden Kreise sehen fast aus wie Sonnensysteme, die man in astronomischen Kompendien abgebildet findet, sie überraschen und verwirren das Auge des Hinaufschauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntscheckige, funkelnde Menschenmenge, die, fast die Musik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muss hier in einem Maskenanzuge erscheinen, und Niemanden ist es erlaubt, unten im großen Tanzsaale die Maske vom Gesicht zu nehmen. Ich weiß nicht, in welchen Städten Dieses auch der Fall wäre. Nur in den Gängen und in den Logen des ersten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedre Volksklasse bezahlt ein kleines Entrée, und kann von der Galerie aus auf all diese Herrlichkeit herabschauen. In der großen königlichen Loge sieht man den Hof, größtentheils unmaskiert; dann und wann steigen Glieder desselben in den Saal hinunter und mischen sich in die rauschende Maskenmenge. [Diese besteht aus Menschen von allen Ständen. Schwer ist hier zu unterscheiden, ob der Kerl ein Graf oder ein Schneidergesell ist; an der äußern Repräsentation würde Dieses wohl zu erkennen sein, nimmermehr an dem Anzuge.] Fast alle Männer tragen hier nur einfache seidene Dominos und lange Klapphüte. Dieses lässt

ſich leicht aus dem großſtädtiſchen Egoismus erklären. Jeder will ſich hier amüſieren und nicht als Charaktermaſke Andern zum Amüſement dienen. Die Damen ſind aus demſelben Grunde ganz einfach maſkiert, meiſtens als Fledermäuſe. Eine Menge Femmes entretenues und Prieſterinnen der ordinären Venus ſieht man in dieſer Geſtalt herumflirren und Erwerbsintrigen anknüpfen. „Ich kenne dir", flüſtert dort eine ſolche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch", iſt die Antwort. „Je te connais, beau masque", ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüſtlinge entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose", entgegnet der Böſewicht ganz laut, und die blamierte Donna verſchwindet wie ein Wind.

Aber was iſt daran gelegen, wer unter der Maſke ſteckt? Man will ſich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menſchen. Und Menſch iſt man erſt recht auf dem Maſkenballe, wo die wächſerne Larve unſre gewöhnliche Fleiſchlarve bedeckt, wo das ſchlichte Du die urgeſellſchaftliche Vertraulichkeit herſtellt, wo ein alle Anſprüche verhüllender Domino die ſchönſte Gleichheit hervorbringt, und wo die ſchönſte Freiheit herrſcht — Maſkenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchſt Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten er-

ſchmettern, und liebliche Flöten- und Geigenſtimmen lockend dazwiſchen tönen, dann ſtürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die toſende, buntbeleuchtete Menſchenfluth, und tanze, und renne, und ſcherze, und necke Jeden, und lache, und ſchwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich beſonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, und wäre mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm geſagt: „Morgen wollen wir uns ſchießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküſſen.“ Die reinſte Luſtigkeit iſt die Liebe, Gott iſt die Liebe, Gott iſt die reinſte Luſtigkeit! „Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!“ Das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübſch den Hut ab; und alle Menſchen waren auch ſo höflich gegen mich. Nur ein deutſcher Jüngling wurde grob, und ſchimpfte über mein Nachäffen des welſchen Babelthums, und donnerte im urteutoniſchen Bierbaſs: „Auf einer teutſchen Mummerei ſoll der Teutſche Teutſch ſprechen!“ O deutſcher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte ſündlich und läppiſch in ſolchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaſſt, wo ich Ruſſen und Türken

jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinſinken möchte an die Bruderbruſt des gefeſſelten Afrikaners! Ich liebe Deutſchland und die Deutſchen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer iſt, als die der Deutſchen. Die Liebe giebt dem Menſchen ſeinen Werth. Gottlob! ich bin alſo vierzigmal mehr werth, als Jene, die ſich nicht aus dem Sumpfe der Nationalſelbſtſucht hervorwinden können, und die nur Deutſchland und Deutſche lieben.

Dritter Brief.

Berlin, den 7. Juni 1822.*)

Ich habe eben meinen Galarock, schwarzseidene Hosen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeierlichst:

die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin.

[Die ausführliche Beschreibung der Hochzeitfeierlichkeiten selbst lasen Sie gewiss schon in der Vossischen oder Haude- und Spener'schen Zeitung, und was ich darüber zu sagen habe, wird also sehr Wenig sein. Es hat aber auch noch einen andern wichtigen Grund, warum ich sehr Wenig darüber

*) Bei dem späteren Abdruck in der ersten Auflage des zweiten Bandes der „Reisebilder" ist dieser Brief vom 8. Mai 1822 datiert.

Der Herausgeber.

sage, und Das ist: weil ich wirklich Wenig davon gesehen. Da ich oft mehr den Geist als die Notiz referiere, so hat Das so sehr Viel nicht zu bedeuten. Ich hatte mich auch nicht genug vorbereitet, sehr viele Notizen einzusammeln. Es war freilich schon sehr lange vorher bestimmt, dass am 25. die Vermählung jener hohen Personen stattfinden sollte. Aber] man trug sich damit herum, dass solche noch etwas länger aufgeschoben werde, und wahrhaftig, Freitag (den 24.) wollte ich es noch nicht recht glauben, dass schon am andern Tage die Trauung stattfände. Es ging Manchem so. Sonnabendmorgen war es nicht sehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den Gesichtern lag Eilfertigkeit und geheimnisvolle Erwartung Herumlaufende Bedienten, Friseure, Schachteln, Putzmacherinnen u. s. w. Ein schöner Tag, nicht sehr schwül; aber die Menschen schwitzten. Gegen sechs Uhr begann das Wagengerassel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamter und kein Officier — folglich bin ich nicht kourfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schlosse selbst nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schlosshof, um mir wenigstens das ganze kourfähige Personal zu beschauen. Ich habe nie so viel' prächtige Equipagen beisammen gesehen. Die Bedienten hatten ihre besten Livréen an, und

in ihren schreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hosen mit weißen Strümpfen sahen sie aus wie holländische Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber auf dem Leibe, als das ganze Hausperſonal des Bürgermeisters von Nordamerika. Aber dem Kutscher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, diese Blume der Kutscher auf ihrem Bocke paradieren zu sehen, ist schon allein werth, daſs man deſshalb nach Berlin reist. Was ist Salomo in seiner Königspracht, was ist Harun-al-Raschid in seinem Kalifenschmuck, ja was ist der Triumph-Elephant in der „Olympia" gegen die Herrlichkeit dieses Herrlichen! An minder festlichen Tagen imponiert er schon hinlänglich durch seine echt chinesische Porzellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen seines gepuderten, schwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünschelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit seiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoisinrothes Kleid, das halb Frack, halb Überrock war, Hosen von derselben Farbe, Alles mit breiten goldenen Treſſen beſetzt. Sein edles Haupt, kreideweiß gepudert und mit einem unmenschlich großen schwarzen Haarbeutel geziert, war von einem schwarzen Sammtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weise waren die vier Be-

dienten gekleidet, die hinten auf dem Wagen ſtanden, ſich mit brüderlicher Umſchlingung Einer an dem Andern feſthielten, und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrſcherwürde im Antlitz, Er dirigierte die ſechsſpännige Staatskaroſſe, zerrend zog er die Zügel,

„und raſch hinflogen die Roſſe.“

Es war ein furchtbares Menſchengewühl auf dem Schloſshofe. Das muſs man ſagen, die Berlinerinnen ſind nicht neugierig. Die zarteſten Mägdlein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, daſs ich keine ſchwangere Frau bin. Ich quetſchte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich ins Portal des Schloſſes. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen ſchwarzen Rock trug, und weil er mir es wohl anſah, daſs die Fenſter meines Logis mit rothſeidenen Gardinen behangen ſind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen ausſteigen ſehen, und mich amüſierten recht ſehr die vornehmen Hofkleider und Hofgeſichter. Erſtere kann ich nicht beſchreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, letztere will ich nicht beſchreiben, aus ſtadtwogteilichen Gründen. Zwei hübſche Berline-

rinnen, die neben mir ſtanden, bewunderten mit Enthuſiasmus die ſchönen Diamanten und Goldſtickereien und Blumen und Gaze und Atlaſſe und langen Schleppen und Friſuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die ſchönen Augen dieſer ſchönen Bewunderinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten Jemand freundſchaftlich auf die Achſel ſchlug, und mir das rothbäckige Geſichtlein des Kammermuſici entgegenleuchtete. Er war in ganz beſonderer Bewegung und hüpfte wie ein Laubfroſch. „Carissime“, quäkte er, „ſehen Sie dort die ſchöne Komteſſe? Cypreſſenwuchs, Hyacinthenlocken, der Mund iſt Roſ' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau iſt eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwiſchen zwei Blättern Löſchpapier gepreſſt wird, ſteht ſie da zwiſchen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der ſolche Blumen ſtatt Diſteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er ſei kein Eſel, muſſte heute zu Hauſe bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sopha, ich habe ihn unterhalten müſſen, wir ſchwatzten zwei Stunden lang von der neuen Liturgie, und die Zunge iſt mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen, und die Lippen thun mir weh vor lauter Lächeln“ — Bei dieſen Worten zog ſich um die Mundwinkel des Kammermuſici ein ſauerhöfliches Lächeln, das er mit dem

seinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: „Die Liturgie! die Liturgie! sie wird auf den Flügeln des rothen Adlers dritter Klasse von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen, jusqu' à la tour de Notre Dame! Doch lasst uns etwas Vernünftiges sprechen — betrachten Sie die beiden geputzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetschtes, eingemachtes Gesichtchen, ein feines Köpfchen mit weichen baumwollenen Gedanken, buntgestickte Weste, Galanteriedegen, weißseidene, lächelnde Beinchen, und er parliert Französisch, und wenn man es ins Deutsche übersetzt, ist es eine Dummheit — Dagegen der Andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel stürmen will! ich wette, er hat so viel Verstand wie der Apoll von Belvedere —" Um den Raisonneur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber stand und seinen neuen altdeutschen Rock angezogen hatte. Kirschbraun wurde jetzt das Gesicht des Kammermusici, und er fletschte mit den Zähnen: „O Sankt Marat! so ein Lump will den Freiheitshelden spielen! O Danton, Callot d'Herbois, Robespierre —" Vergebens trällerte ich das Liedchen:

Eine feste Burg, o lieber Gott,
Ist Spandau, u. s. w.

Vergebens, ich hatte das Ding noch verschlimmert, der Mensch gerieth jetzt in seine alten Revolutionsgeschichten, und schwatzte von Nichts als Guillotinen, Laternen, Septembrisieren, bis mir zu meinem Glücke seine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich sagte ihm: Wissen Sie auch, dass gleich im Lustgarten zwölf Kanonen losgeschossen werden? Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, und verschwunden war der Kammermusikus.

Ich wischte mir den Angstschweiß aus dem Gesichte, als ich den Kerl vom Halse hatte, sah noch die letzten Aussteigenden, machte meinen schönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln accompagnierte Verbeugung, und begab mich nach dem Lustgarten. Da standen wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeschossen werden sollten in dem Augenblicke, wo das fürstliche Brautpaar die Ringe wechseln würde. An einem Fenster des Schlosses stand ein Officier, der den Kanonieren im Lustgarten das Zeichen zum Abfeuern geben sollte. Hier hatten sich eine Menge Menschen versammelt. Auf ihren Gesichtern waren ganz eigne, fast sich widersprechende Gedanken zu lesen.

Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, dass sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und

Prinzeſſinnen ſind hier ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung in den geringſten Bürgerhäuſern. Ein echter Berliner wird auch nie anders ſprechen, als „unſre“ Charlotte, „unſre“ Alexandrine, „unſer“ Prinz Karl u. ſ. w. [Der Berliner lebt gleichſam in die königliche Familie hinein, alle Glieder derſelben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den beſondern Charakter eines Jeden, und iſt immer entzückt, neue ſchöne Seiten desſelben zu bemerken. So wiſſen die Berliner zum Beiſpiel, daſs der Kronprinz ſehr witzig iſt, und deſshalb kurſiert jeder gute Einfall gleich unter dem Namen des Kronprinzen, und einem Herkules mit der ſchlagenden Witzkeule werden die Witze aller übrigen Herkuleſſe zugeſchrieben.]

Sie können ſich alſo vorſtellen, wie ſehr hier die ſchöne, leuchtende Alexandrine vom Volke geliebt ſein muſs; und aus dieſer Liebe können Sie ſich auch den Widerſpruch erklären, der auf den Geſichtern der Berliner lag, als ſie erwartungsvoll nach den hohen Schloſsfenſtern ſahen, wo unſre Alexandrine vermählt wurde. Verdruſs durften ſie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzeſſin. Recht freuen konnten ſie ſich auch nicht; denn ſie verloren Dieſelbe. Neben mir ſtand ein Mütterchen, auf deſſen Geſicht zu leſen war: „Jetzt habe ich ſie freilich verheirathet, aber ſie verläſſt mich jetzt.“ Auf dem Geſichte meines

jugendlichen Nachbars ſtand: „Als Herzogin von Mecklenburg iſt ſie doch nicht ſo Viel, wie ſie als Königin aller Herzen war.“ Auf den rothen Lippen einer hübſchen Brünette las ich: „Ach, wär' ich ſchon ſo weit!“ — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zuſammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben ſich, die Jungen ſchrieen, die Leute trabten nach Hauſe, und die Sonne ging blutroth unter hinter Monbijou.

[Beſonders lärmig waren die Vermählungsfeierlichkeiten nicht. Den Morgen nach der Trauung wohnten die hohen Neuvermählten dem Gottesdienſte in der Domkirche bei. Sie fuhren in der achtſpännigen goldnen Kutſche mit großen Glasfenſtern, und wurden von einer gewaltigen Menſchenmenge beſtaunt. Wenn ich nicht irre, trugen die obigen Bedienten an dieſem Tage keine Haarbeutel. Des Abends war Gratulationskour, und hierauf Polonaiſenball im weißen Saale. Den 27. war Mittagstafel im Ritterſaale, und des Abends verfügten ſich die hohen und höchſten Perſonen nach dem Opernhauſe, wo die von Spontini zu dieſem Feſte eigens komponierte Oper: „Nurmahal, oder das Roſenfeſt im Kaſchemir“ gegeben wurde. Es koſtete den meiſten Leuten viele Mühe, Billette zu dieſer Oper zu erlangen. Ich bekam eins geſchenkt; aber ich ging doch nicht hin.

Ich hätte es zwar thun ſollen, um Ihnen darüber zu referieren. Aber glauben Sie, daſs ich mich für meine Korreſpondenz aufopfern ſoll? Mit Grauſen denke ich noch an die „Olympia", der ich kürzlich aus einem beſondern Grunde nochmals beiwohnen muſſte, und die mich mit faſt zerſchlagenen Gliedern entließ. Ich bin aber zum Kammermuſikus gegangen, und fragte ihn, was an der Oper ſei? Der antwortete: „Das Beſte dran iſt, daſs kein Schuſs drin vorkömmt." Doch kann ich mich hierin auf den Kammermuſikus nicht verlaſſen; denn erſtens komponiert er auch, und nach ſeiner Meinung beſſer als Spontini, und zweitens hat man ihm weisgemacht, daß Letzterer eine Oper mit obligaten Kanonen ſchreiben wolle. Man ſpricht aber überhaupt nicht viel Gutes von der „Nurmahal". Ein Meiſterſtück kann ſie nicht ſein. Spontini hat viele Muſikſtücke ſeiner ältern Oper hineingeflickt. Dadurch enthält dieſe Oper freilich ſehr gute Stellen, aber das Ganze hat ein zuſammengeſtoppeltes Anſehen, und entbehrt jene Konſequenz und Einheit, die das Hauptverdienſt der übrigen Spontini'ſchen Opern iſt. — Die hohen Neuvermählten wurden mit allgemeinem Aufjauchzen empfangen. Die Pracht, die in dieſem Stücke eingewebt iſt, ſoll unvergleichlich ſein. Der Dekorationsmaler und der Theaterſchneider haben ſich ſelbſt

übertroffen. Der Theaterdichter hat die Verſe gemacht, folglich müſſen ſie gut ſein. Elephanten ſind keine zum Vorſchein gekommen. Die „Staatszeitung“ vom 4. Juni rügt einen Artikel der „Magdeburger Zeitung“, worin ſtand, daſs zwei Elephanten in der neuen Oper erſcheinen ſollten, und bemerkt mit Shakſpeare'ſchem Witze: „Dieſe Elephanten ſollen ſich vorgeblich noch in Magdeburg verhalten.“ Hat die „Magdeb. Zeitung“ dieſe Notiz aus meinem zweiten Briefe geſchöpft, ſo bedaure ich mit tiefem Seelenſchmerz, daſs ich Unglücklicher ihr dieſen Witzblitz zugezogen. Ich widerrufe, und zwar mit ſo de- und wehmüthiger Gebärde, daſs die „Staatszeitung“ Thränen der Rührung weinen ſoll. Überhaupt erkläre ich ein- für allemal, daſs ich bereit bin, Alles zu widerrufen, was man von mir verlangt; nur darf es mir nicht viele Mühe koſten. Daſs zwei Elephanten im „Roſenfeſte“ vorkommen würden, hatte ich wirklich ſelbſt gehört. Nachher ſagte man mir, es wären nur zwei Kamele, ſpäter hieß es, zwei Studenten kämen drin vor, und endlich ſollten es Unſchuldsengel ſein. — Den 28. war Freiredoute. Schon um halb Neun fuhren Maſken nach dem Opernhauſe. — Ich habe im vorigen Briefe eine hieſige Redoute beſchrieben. Sie unterſchied ſich diesmal nur dadurch, daſs keine ſchwarze Dominos

zugelassen wurden, dass alle Anwesende in Schuhen waren, dass man sich um ein Uhr im Saale demaskieren konnte, und dass die Einlassbillette und Erfrischungen gratis gegeben wurden. Letzteres war wohl die Hauptsache. Wenn ich nicht den festen Glauben in der Brust trüge, dass die Berliner Muster von Bildung und feinem Betragen sind, und mit Recht auf die Ungeschliffenheit meiner Landsleute verächtlich herabschauen; wenn ich mich nicht bei vielen Gelegenheiten überzeugt hätte, dass der poverste Berliner es im anständigen Hungerleiden sehr weit gebracht hat, und meisterhaft darauf eingeübt ist, den schreienden Magen in die Formen vornehmer Konvenienz einzuzwängen: so hätte ich von den Leuten hier sehr leicht eine ungünstige Meinung fassen können, als ich bei dieser Freiredoute sah, wie sie das Büffett sechs Mann hoch umdrängten, sich Glas nach Glas in den Schlund gossen, sich den Magen mit Kuchen anstopften, und das Alles mit einer ungraciösen Gefräßigkeit und heroischen Beharrlichkeit, dass es einem ordentlichen Menschenkinde fast unmöglich war, jene Büffettphalanx zu durchbrechen, um bei der Schwüle, die im Saale herrschte, mit einem Glase Limonade die Zunge zu kühlen. Der König und der ganze Hof waren auf dieser Redoute. Der Anblick der Neuvermählten

entzückt alle Anwesende. Sie glänzte mehr durch ihre Liebenswürdigkeit, als durch ihren reichen Diamantenschmuck. Unser König trug ein bläulich-dunkles Domino. Die Prinzen trugen meistens altspanische und ritterliche Tracht.

Ich habe längst bemerkt, daſs über die Rangordnung, womit ich Ihnen die hiesigen Begebnisse melde, bloß meine Laune entscheidet, und nicht die Anciennetät. Wollte ich letzterer folgen, so hätte ich meinen Brief mit Geheimrath Heim's Jubiläum anfangen müssen. Aus den Zeitungen werden Sie hinlänglich erfahren haben, wie man hier diesen verdienten Arzt gefeiert. Zwei ganze Tage sprach man davon in Berlin, Das will Viel sagen. Überall hörte man Anekdoten aus Heim's Leben erzählen, von denen einige höchst ergötzlich sind. Die drolligste derselben schien mir die Art, wie er seinen Kutscher mystificiert, als ihm derselbe einstmals erklärte, er habe ihn jetzt so lange Zeit schon herumgefahren, er wünsche jetzt auch Arzt zu werden und das Kurieren zu lernen. Mehrere andere Dienstjubiläen fanden ebenfalls statt, und bei Jagor sprangen die Stöpsel der Champagnerflaschen. Überhaupt, ehe man sich Dessen versieht, haben die Leute hier 50 Jahre abgedient. Das thut das Klima. — Auch eine Dienstmagd hat ihr Jubiläum gehalten, und in der „Ele-

ganten" ist zu lesen, wie die Jubelmagd gefeiert und besungen wurde. Sogar eine Matrone aus der Unschuldsgasse hat, wie ich gestern höre, ihr Jubiläum gefeiert. Sie wurde mit Rosen und Lilien bekränzt: ein gefühlvoller Porte-epée-Jüngling überreichte ihr ein Kraftsonett, ganz im Geiste der gewöhnlichen Jubelpoesie, worin Liebe, Triebe, riebe, schiebe sich reimten, und zwölf Jungfrauen sangen:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?" ꝛc. ꝛc.

Sie sehen, Theodor Körner's Gedichte werden noch immer gesungen. Freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden, daſs es ein besonderes Glück war, daſs Anno 1814 die Franzosen kein Deutsch verstanden, und nicht lesen konnten jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns gute Deutsche so sehr enthusiasmierten. Aber diese Befreiungsverse werden noch oft deklamiert und gesungen in jenen gemüthlichen Kränzchen, wo man sich des Winters wärmt an dem unschuldigen Strohfeuer, das in diesen patriotischen Liedern knistert; und wie der greise Schimmel des großen Friedrich's wieder jugendlich sich bäumte und das ganze Manöver machte, wenn er

eine Trompete hörte, so steigt das Hochgefühl mancher Berlinerin, wenn sie ein Körner'sches Lied hört; sie legt die Hand graciöse auf den Busen, quietscht einen bodenlosen Wonneseufzer, erhebt sich muthig wie Johanna von Montfaucon, und spricht: „Ich bin eine deutsche Jungfrau."

Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an wegen des bittern, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die andern Leuten theuer sind und theuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daſs mich nicht der Unmuth ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daſs ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschthume kokettieren; und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopf zu reißen, und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermuthe.

Vom Schauspiel will ich Ihnen auch diesmal Wenig schreiben. Der Komiker Walter hat hier einigen Beifall gehabt; was mich betrifft, so kann ich

ſeinen Humor nicht goutieren. Dagegen hat mich Lebrun aus Hamburg, der hier vor Kurzem einige Gaſtrollen gab, wahrhaft entzückt. Er iſt einer unſerer beſten deutſchen Komiker, unübertrefflich in jovialen Rollen, und verdient ganz jenen Beifall, den ihm hier alle Kenner zollten. Karl Auguſt Lebrun iſt ganz wie zum Schauſpieler geboren, die Natur hat ihn mit allen Talenten, die zu dieſem Stande gehören, in vollem Maße ausgerüſtet, und die Kunſt hat dieſelben ausgebildet. Aber was ſoll ich von der Neumann ſagen, die alle Berliner bezaubert, und ſogar die Recenſenten? Was nicht Alles ein ſchönes Geſicht thut! Es iſt ein Glück, daſs ich kurzſichtig bin, ſonſt hätte dieſe Circe mich eben ſo in ein graues Thierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieſer Unglückliche hat jetzt ſo lange Ohren, daſs das eine in der „Voſſiſchen Zeitung“ und das andre in der Haude- und Spener'ſchen zum Vorſchein kommt. Einige Jünglinge hat dieſe Dame ſchon toll gemacht; einer Derſelben iſt ſchon waſſerſcheu und macht keine Verſe mehr. Jeder fühlt ſich glücklich, wenn er der ſchönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnaſiaſt hat ſich in Dieſelbe platoniſch verliebt, und hat ihr eine kalligraphiſche Probe ſeiner Handſchrift zugeſchickt. Ihr Mann iſt auch Schauſpieler, und glänzte wie Glanzleinen in

„Kabeljau und Hiebe“. Die gute Frau muſs gewiſs vom vielen Zuſpruch ihrer Bewunderer beläſtigt werden. Man erzählt, ein kranker Mann, der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all' den Menſchen, die jeden Augenblick ſein Zimmer aufgeriſſen und fragten: „Wohnt hier Madame Neumann?“ und er habe endlich auf ſeine Thüre ſchreiben laſſen: „Hier wohnt Madame Neumann nicht.“

Man hat ſogar die ſchöne Frau in Eiſen gegoſſen, und verkauft kleine eiſerne Medaillen, worauf ihr Bildnis geprägt iſt. Ich ſage Ihnen, der Enthuſiasmus für die Neumann graſſiert hier wie eine Viehſeuche. Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, fühle ich ſelbſt ſeine Einflüſſe. Mir klingen noch die begeiſterten Worte in die Ohren, womit geſtern ein Graukopf von ihr ſprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helena's nicht ſtärker ſchildern, als indem er zeigt, wie Greiſe bei ihrem Anblick in Entzücken geriethen. Sehr viele Mediciner machen ebenfalls der ſchönen Frau den Hof, und man nennt ſie hier ſcherzweiſe die „Mediciniſche Venus“. Aber was brauche ich ſo Viel zu erzählen, Sie haben ja gewiſs unſere Theaterkritiken genau geleſen und bemerkt, wie ſich ordentlich ein Metrum darin bewegt, und zwar das der Sapphiſchen Ode an die Venus. Ja, ſie iſt eine Venus, oder, wie ein Alto-

naer Kaufmann ſagte, eine Venuſſin. Nur der vermaledeite Setzer wirft zuweilen einen Weſpenſtachel in die Schale hymettiſchen Honigs, die der fromme Recenſent unſerer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt (der Titel dieſes Blattes iſt Ironie) berichtigt folgenden Druckfehler: In der Recenſion über das Gaſtſpiel der Mad. Neumann Nr. 63 der „Spener'ſchen Zeitung" vom 25. Mai muſs Zeile 26 ſtatt „von leicht bewegtem Minneſpiel" „von leicht bewegtem Mienenſpiel" geleſen werden. — Geſtern ſpielte die ſchöne Frau in Clauren's neuem Luſtſpiele: „Der Bräutigam aus Mexiko". In dieſem Stücke gaukelt auf eine höchſt anmuthige Weiſe eine leichte, originelle, faſt märchenhafte Heiterkeit, die jeden Freund froher Laune anſprechen muſs. Dieſes Stück hat auch Vielen gefallen, ſo wie überhaupt Alles, was aus der Feder dieſes Schriftſtellers kömmt, hier erſtaunlichen Beifall findet. Seine Schriften haben viele Gegner, aber ſie erleben eine Auflage nach der andern.

Auf dem Alexanderplatze wird ein Volkstheater errichtet. Ein Mann, der Cerf heißt, hatte ein Privilegium dazu erlangt, iſt aber davon abgetreten, und bekömmt ein Abtrittsgeld von 3000 Thalern jährlich. Der ehemalige Schauſpieler Bethmann hat die Leitung übernommen. Wie ich höre, iſt dem

Professor Gubitz die Direction des poetischen Theils dieses Theaters angeboten worden. Es wäre zu wünschen, dass sich Derselbe diesem Geschäfte unterzöge, da er die Bühne und ihre Ökonomie ganz genau kennt, zu gleicher Zeit berühmt ist als Theaterdichter, Kritiker und Meister der zeichnenden Künste, und in dieser Vielseitigkeit alles Das verbindet, was zu einer solchen Direktion nothwendig wäre. Aber man zweifelt, dass er sie annehmen wird, da die Redaktion des „Gesellschafters", für den er ganz leibt und lebt, ihn zu sehr beschäftigt. Letzteres Blatt hat großen Absatz, ich glaube über 1500 Exemplare, wird hier mit erstaunlich großem Interesse gelesen, und kann wohl das gehaltreichste und beste in ganz Deutschland genannt werden. Gubitz redigiert es mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, die oft an Ängstlichkeit grenzt. Nämlich in seiner Liebe für Korrektheit und Decenz ist er fast zu streng. Doch denken Sie sich hier keinen Pedanten. Es ist ein Mann in seinen besten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthusiastisch für alles Herrliche, und auch in seiner Persönlichkeit lebt jener heitre, anakreontische Geist, der in seinen Poesien so charakteristisch hervortritt. — Wir haben hier vor Kurzem noch eine Wochenschrift bekommen, die, in der Volkssphäre sich bewegend, vom Lieutenant Leithold, der

kürzlich seine Reise nach Brasilien herausgegeben, redigiert wird, „Kuriositäten und Raritäten" betitelt ist, und ein naives Motto führt. „Der Beobachter an der Spree" und „Der märkische Bote" sind hier die besten Volksblätter. Letzteres ist mehr für die gebildete Klasse. Ich fand mit Verwunderung, dass ein Theil meines zweiten Briefes aus dem „Anzeiger" darin nochmals abgedruckt war. Ich bin zwar empfindlich für diese Ehre und für das beigefügte Lob, aber ich wäre schier in groß Malheur dadurch gekommen, wenn nicht die hiesige galante Censur Dqs gestrichen hätte, was ich von den Berlinerinnen gesagt. Wenn diese Engel Letzteres gelesen hätten, wären mir die Blumenkörbchen schockweise an den Kopf geflogen. Doch hätte ich mich auch in diesem Falle nicht nach der Hundebrücke verfügt; das schöne Fräulein Fortuna hat mir längst einen so großen eisernen Korb gegeben, dass ich ihn kaum füllen könnte mit den Körbchen aller Damen der Spreestadt. — Eine Schlange, und zwar eine höchst seltene, ist jetzt für acht Groschen zu sehen, No. 24 unter den Linden. Ich bemerke Ihnen bei dieser Gelegenheit, dass ich dort ausgezogen bin. Blondin mit seiner Gesellschaft giebt vor dem Brandenburger Thore noch immer seine hübschen und vielbesuchten Vorstellungen in der edleren Reitkunst. Er lässt Kolumbus in

Otaheiti landen. — Bosko hat endlich auch seine vorletzten, letzten und allerletzten Vorstellungen beendigt, und hat auch einige für die Armen gegeben. Man sagt, er ahmte Boucher nach; Das ist aber nicht wahr, Boucher hat ihn, den Jongleur, nachgeahmt. Die Statuen von Bülow und Scharnhorst werden dieser Tage an beiden Seiten der neuen Wache aufgestellt. Sie sind jetzt in Rauch's Atelier zu sehen. Ich habe sie dort schon früher in Augenschein genommen und fand sie schön. Blücher's Bildsäule von Rauch, die in Breslau aufgestellt werden soll, ist jetzt dahin abgegangen. — Die neue Börsenhalle habe ich gesehn. Sie ist herrlich eingerichtet. Eine Menge geräumiger, prächtig dekorierter Zimmer, Alles großartig angelegt. Man sagte mir, daſs der edle, kunstsinnige Sohn des großen Mendelssohn, Joseph Mendelssohn, der Schöpfer dieses Instituts sei. Berlin hat lange ein solches entbehrt. Nicht allein Kaufleute, sondern auch Beamte, Gelehrte und Personen aus allen Ständen besuchen die Börsenhalle. — Besonders anziehend ist das Lesezimmer, worin ich über hundert deutsche und ausländische Journale vorfand. Auch unsern „Westf. Anzeiger" sah ich dort. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Dr. Böhringer, führt die Aufsicht über dieses Zimmer und weiß sich dem Besucher desselben durch zuvor-

kommende Artigkeit zu verpflichten. Josty beſorgt die Reſtauration und die Konditorei. Die Aufwärter tragen Alle braune Livréen mit goldnen Treſſen, und der Portier imponiert beſonders durch ſeinen großen Marſchallſtab. — Die Bauten unter den Linden, wodurch die Wilhelmſtraße verlängert wird, haben raſchen Fortgang. Es werden herrliche Säulengänge. Dieſe Tage wurde auch der Grundſtein zu der neuen Brücke gelegt. — In der muſikaliſchen Welt iſt es ſehr ſtill. Es geht der Capitale de la musique wie jeder andern Capitale; man konſumiert in derſelben, was in der Provinz produciert wird. Außer dem jungen Felix Mendelsſohn, der nach dem Urtheile ſämmtlicher Muſiker ein muſikaliſches Wunder iſt und ein zweiter Mozart werden kann, wüſſte ich unter den hierlebenden Autochthonen Berlin's kein einziges Muſikgenie aufzufinden. Die meiſten Muſiker, die ſich hier auszeichnen, ſind aus der Provinz, oder gar Fremde. Es macht mir ein unausſprechliches Vergnügen, hier erwähnen zu müſſen, daß unſer Landsmann, Joſeph Klein, der jüngere Bruder des Komponiſten, von dem ich in meinem vorigen Briefe ſprach, zu den größten Erwartungen berechtigt. Dieſer hat Vieles komponiert, das von Kennern gelobt wird. Nächſtens werden Liederkompoſitionen von ihm erſcheinen, die hier großen Beifall finden

und in vielen Gesellschaften gesungen werden. Es liegt eine überraschende Originalität in den Melodien derselben, sie sprechen jedes Gemüth an, und es ist vorauszusehen, dass dieser junge Künstler einst einer der berühmtesten deutschen Komponisten wird. — Spontini verlässt uns auf eine lange Zeit. Er reist nach Italien. Er hat seine „Olympia" nach Wien geschickt, die aber dort nicht aufgeführt wird, weil sie zu viele Kosten verursache. — Die italiänischen Buffos haben sich hier nur noch einige Tage aufgehalten. — Unter den Linden sind Wachsfiguren zu sehen. — Auf der Königstraße, Poststraßenecke, werden wilde Thiere und eine Minerva gezeigt. — Fonk's Process ist hier ebenfalls ein Thema der öffentlichen Unterhaltung. Die sehr schön geschriebene Broschüre von Kreuser hat hier zuerst die Aufmerksamkeit auf denselben geleitet. Hierauf kamen noch mehrere Broschüren her, die alle für Fonk sprachen. Hierunter zeichnete sich auch aus das Buch vom Freiherrn v. d. Leyen. Diese Bücher, nebst den in der „Abendzeitung" und im „Konversationsblatte" enthaltenen Aufsätzen über den Fonk'schen Process und dem Werke des Angeklagten selbst, verbreiteten hier eine günstige Meinung für Fonk. Personen, die auch heimlich gegen Fonk sind, sprechen doch öffentlich für ihn, und zwar aus Mitleid gegen den Un-

glücklichen, der schon so viele Jahre gelitten. In einer Gesellschaft erwähnte ich die fürchterliche Lage seines schuldlosen Weibes und die Leiden ihrer rechtschaffenen, geachteten Familie, und wie ich erzählte: man sage, dass der Kölner Pöbel Fonk's arme, unmündige Kinder insultiert habe, wurde eine Dame ohnmächtig, und ein hübsches Mädchen fing bitterlich an zu weinen, und schluchzte: „Ich weiß, der König begnadigt ihn, wenn er auch verurtheilt wird." Ich bin ebenfalls überzeugt, dass unser gefühlvoller König sein schönstes und göttlichstes Recht ausüben wird, um so viele gute Menschen nicht elend zu machen; ich wünsche Dieses eben so herzlich, wie die Berliner, obschon ich ihre Ansichten über den Process selbst nicht theile. Über letztern habe ich erstaunlich viele Meinungen ins Blaue hineinraisonnieren hören. Am gründlichsten sprechen darüber die Herren, die von der ganzen Sache gar Nichts wissen. Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn Er am Rhein wäre, so wollte er die Sache bald aufklären. Überhaupt meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge Nichts. „Wozu", sprach er gestern, „diese Öffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Christoph an, ob Fonk oder eine Anderer den Cönen umgebracht. Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, lese die Akten durch,

referiere darüber, bei verschlossenen Thüren urtheilt darüber das Kollegium und schreitet zum Spruch, und spricht den Kerl frei oder verurtheilt ihn, und es kräht kein Hahn darnach. Wozu diese Jury, diese Gevatter Schneider und Handschuhmacher? Ich glaube, Ich, ein studierter Mann, der die Friesische Logik in Jena gehört, der alle seine juristischen Kollegien wohl testiert hat und das Examen bestanden, besitze doch mehr Judicium, als solche unwissenschaftliche Menschen? Am Ende meint solch ein Mensch, Wunders welch höchst wichtige Person er sei, weil so Viel von seinem Ja und Nein abhängt! Und das Schlimmste ist noch dieser Code Napoleon, dieses schlechte Gesetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulschelle zu geben" — Doch ich will den weisen Auskultator nicht weiter sprechen lassen. Er repräsentiert eine Menge Menschen hier, die für Fonk sind, weil sie gegen das rheinische Gerichtsverfahren sind. Man missgönnt dasselbe den Rheinländern, und möchte sie gerne erlösen von diesen „Fesseln der französischen Tyrannei", wie einst der unvergessliche Justus Gruner — Gott habe ihn selig — das französische Gesetz nannte. Möge das geliebte Rheinland noch lange diese Fesseln tragen, und noch mit ähnlichen Fesseln belastet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht

auf Franzosenhass und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinflasche quillt, und jene echte Christusreligion, die Nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunst oder frömmelnder Proselytenmacherei.

Bei unserer Universität giebt's gar nichts Neues, außer dass zweiunddreißig Studenten relegiert worden wegen unerlaubter Verbindungen. Es ist eine fatale Sache, relegiert zu werden; sogar das bloße Konsiliertwerden soll sein Unangenehmes haben. Ich glaube aber, dass jenes strenge Urtheil gegen die Zweiunddreißig noch gemildert wird. Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Universitäten vertheidigen; sie sind Reste jenes alten Korporationswesens, die ich ganz aus unserer Zeit vertilgt sehen möchte. Aber ich gestehe, dass jene Verbindungen nothwendige Folgen sind von unserm akademischen Wesen, oder besser Unwesen, und dass sie wahrscheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfordische Stallfütterungssystem bei unsern Studenten eingeführt ist. Polnische Studierende sieht man jetzt hier höchstens ein halb Dutzend. Man hatte strenge Untersuchungen gegen sie verfügt. Die meisten sind, wie man sagt, ohne besondere Lust wiederzukommen, von hier abgereist, und ein großer Theil, ich glaube gegen Zwanzig, werden noch in unsern

Staatsgefängnissen verwahrt. Die Meisten davon sind aus dem russischen Polen, und sollen sich mit demagogischen Umtrieben gegen ihre Regierung befasst haben.

Man spricht davon, dass Ludwig Tieck bald hieherkommen und Vorlesungen über den Shakspeare halten werde. Am 31. des vorigen Monats war der Geburtstag des Fürsten Staatskanzlers. Man erwartet hier diese Tage eine hessische Gesandschaft, die unsere Differenzen mit Hessen wegen der bekannten Territorialrechtsverletzung regulieren soll. Eine Kommission ist nach Pommern geschickt, um das dortige Sektenwesen zu untersuchen. Der Wollmarkt hat schon angefangen, und eine Menge Gutsbesitzer sind hier, die ihre Wolle zum Verkauf herbringen, und die man hier scherzweise „Woll(Wohl-)habende" nennt. Sogar die Straßen bekommen Ambition; die „letzte Straße" will jetzt Dorotheenstraße heißen. Man spricht davon, daß dem großen Fritz eine Statue auf dem Opernplatze errichtet werden soll. Der Tänzerfamilie Kobler ist auf der Chaussée bei Blumberg die Bagage verbrannt. Bei dem Bau der neuen Brücke bedient man sich einer Dampfmaschine.

Literarische Notizen giebt es hier in diesem Augenblick sehr wenige, obschon Berlin ihr Haupt-

marktplatz ist. In Hinsicht der Gemüse schreite ich mit meiner Zeit vorwärts. Spargel esse ich jetzt keinen mehr und esse jetzt Schoten. Aber in der Literatur bin ich noch zurückgeblieben. Ja, ich habe noch nicht mal die „falschen Wanderjahre" gelesen, die so viel Aufsehn gemacht und noch machen. Dieses Buch hat für Westfalen ein besonderes Interesse, da man jetzt allgemein ausspricht, dass unser Landsmann, Dr. Pustkuchen in Lemgo, ihr Verfasser sei. Ich weiß nicht, warum er dieses Buch desavouieren wollte, da es ihm doch gewiss keine Schande macht. Man hatte sich lange den Kopf zerbrochen, wer der Verfasser sei, und nannte allerlei Namen. Der Hofrath Schütz machte öffentlich bekannt, dass er es nicht sei. Den Legationsrath v. Varnhagen nannten einige Stimmen; aber Dieser machte Dasselbe bekannt. Von Letzterm war es auch sehr unwahrscheinlich, da er zu den größten Verehrern Goethe's gehört, und Goethe sogar in seinem letzten Heft der Zeitschrift „Kunst und Alterthum am Rhein" selbst erklärte, dass Varnhagen ihn tief begriffen und ihn oft über sich selbst belehrt habe. Wahrlich, nächst dem Gefühle, Goethe selbst zu sein, kenne ich kein schöneres Gefühl, als wenn Einem Goethe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters steht, ein solches Zeugnis giebt. — Außerdem spricht man von dem

deutſchen Gil-Blas, den Goethe vor vier Wochen herausgegeben. Dieſes Buch iſt von einem ehemaligen Bedienten geſchrieben. Goethe hat es durchgefeilt und mit einer ſehr merkwürdigen Vorrede begleitet. Auch hat dieſer kräftige Greis, der Ali Paſcha unſerer Literatur, wieder einen Theil ſeiner Lebensgeſchichte herausgegeben. Dieſe wird, ſobald ſie vollſtändig iſt, eines der merkwürdigſten Werke bilden, gleichſam ein großes Zeitepos. Denn dieſe Selbſtbiographie iſt auch die Biographie der Zeit. Goethe ſchildert meiſtens letztere und wie ſie auf ihn eingewirkt; ſtatt daſs andere Selbſtbiographen, z. B. Rouſſeau, bloß ihre leidige Subjektivität im Auge hatten.

Ein Theil von Goethe's Biographie wird aber erſt nach ſeinem Tode erſcheinen, da er alle ſeine weimarſchen Verhältniſſe, und beſonders die, welche den Großherzog betreffen, darin beſpricht. Dieſer Nachtrag wird wohl das meiſte Aufſehn erregen. Wir werden auch bald Memoiren von Byron erhalten, die aber, wie man ſagt, eben ſo wie ſeine Dramen, mehr Gemüthsſchilderung als Handlung enthalten ſollen. Die Vorrede zu ſeinen drei neuen Dramen enthält höchſt merkwürdige Worte über unſere Zeit und den Revolutionsſtoff, den ſie in ſich trägt. Man klagt noch ſehr über die Gottloſigkeit ſeiner Gedichte, und der gekrönte Dichter Sou-

they in London nennt Byron und seine Geistesverwandte „die satanische Schule". Aber Childe Harold schwingt gewaltig die vergiftete Geißel, womit er den armen Laureaten züchtigt. — Eine andere Selbstbiographie erregt hier viel Interesse. Es sind die „Memoiren von Jakob Casanova de Seingalt", die Brockhaus in einer deutschen Übersetzung herausgiebt. Das französische Original ist noch nicht gedruckt, und es schwebt noch ein Dunkel über die Schicksale des Manuskripts. An seiner Echtheit darf man gar nicht zweifeln. Das Fragment sur Casanoya in den Werken des Prinzen Charles de Ligne ist ein glaubwürdiges Zeugnis, und dem Buche selbst sieht man gleich an, daſs es nicht fabriciert ist. Meiner Geliebten möchte ich es nicht empfehlen, aber allen meinen Freunden. Italiänische Sinnlichkeit haucht uns aus diesem Buche schwül entgegen. Der Held desselben ist ein lebenslustiger, kräftiger Venetianer, der mit allen Hunden gehetzt wird, alle Länder durchschwärmt, mit den ausgezeichnetsten Männern in nahe Berührung kommt und in noch weit nähere Berührung mit den Frauen. Es ist keine Zeile in diesem Buche, die mit meinen Gefühlen übereinstimmte, aber auch keine Zeile, die ich nicht mit Vergnügen gelesen hätte. Der zweite Theil soll schon heraus sein, aber er ist hier noch nicht zu

bekommen, da, wie ich höre, die Censur bei dem Brockhaus'schen Verlag seit gestern wieder in Wirksamkeit getreten ist. — Hier sind in diesem Augenblick wenig' gute belletristische Schriften erschienen. Fouqué hat einen neuen Roman herausgegeben, betitelt „Der Verfolgte". In der poetisierenden Welt geht es hier wie in der musikalischen. An Dichtern fehlt es nicht, aber an guten Gedichten. Nächsten Herbst haben wir doch einiges Gute zu erwarten. Köchy (kein Berliner), der uns vor Kurzem eine sehr gehaltreiche Schrift über die Bühne geliefert hat, wird nächstens einen Band Gedichte herausgeben, und aus den Proben, die mir davon zu Gesicht gekommen, bin ich zu den größten Erwartungen berechtigt. Es lebt in denselben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Worte: echte Poesie. An wahrhaft dramatischen Talenten ist just jetzt kein Überfluss, und ich erwarte Viel von v. Uechtritz (kein Berliner), einem jungen Dichter, der mehrere Dramen geschrieben, die von Kennern erstaunlich gerühmt werden. Es wird nächstens eines derselben, „Der heilige Chrysostomus", in Druck erscheinen, und ich glaube, dass es Aufsehn erregen wird. Ich habe Stellen daraus gehört, die des größten Meisters würdig sind.

Über Hoffmann's „Meister Floh" versprach ich Ihnen in meinem Vorigen Mehreres zu schreiben. Die Untersuchung gegen den Verfasser hat aufgehört. Derselbe kränkelt noch immer. Jenen vielbesprochenen Roman habe ich endlich gelesen. Keine Zeile fand ich darin, die sich auf die demagogischen Umtriebe bezöge. Der Titel des Buches wollte mir Anfangs sehr unanständig vorkommen, in Gesellschaft mussten bei Erwähnung desselben meine Wangen jungfräulich erröthen, und ich lispelte immer: Hoffmann's Roman, mit Respekt zu sagen. Aber in Knigge's „Umgang mit Menschen" (3. Theil, 9. Kap. über die Art, mit Thieren umzugehn; das 10. Kap. handelt vom Umgang mit Schriftstellern) fand ich eine Stelle, die sich auf den Umgang mit Flöhen bezog, und woraus ich ersah, daſs letztere nicht so unanständig sind wie „gewisse andre kleine Thiere", die dieser tiefe Kenner der Menschen und Bestien selbst nicht nennt. Durch dieses humanistische Citat ist Hoffmann geschützt. Ich berufe mich auf das Lied von Mephistopheles:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh.

Der Held des Romans ist aber kein Floh, sondern ein Mensch, Namens Peregrinus Tyß, der

in einem träumerischen Zustande lebt, und durch Zufall mit dem Beherrscher der Flöhe zusammentrifft, und höchst ergötzliche Gespräche führt. Dieser, Meister Floh genannt, ist ein gar gescheiter Mann, etwas ängstlich, aber doch sehr kriegerisch, und trägt an den dürren Beinen große goldene Stiefel mit diamantenen Sporen, wie auf dem Umschlage des Buches zu sehen ist. Ihn verfolgt eine gewisse Dörtje Elverdink, die, wie man sagt, die Demagogie repräsentieren sollte. Eine schöne Figur ist der Student Georg Pepusch, der eigentlich die Distel Zeherith ist und einst in Famagusta blühte, und der in die Dörtje Elverdink verliebt ist, die aber eigentlich die Prinzessin Gamahe, die Tochter des Königs Sekakis ist. Die Kontraste, die auf solche Weise der indische Mythos mit der Alltäglichkeit bildet, sind in diesem Buche nicht so pikant wie im „goldnen Topf" und in andern Romanen Hoffmann's, worin derselbe naturphilosophische Theaterkoup angewandt ist. Überhaupt ist die Gemüthswelt, die Hoffmann so herrlich zu schildern versteht, in diesem Romane höchst nüchtern behandelt. Das erste Kapitel desselben ist göttlich, die übrigen sind unerquicklich. Das Buch hat keine Haltung, keinen großen Mittelpunkt, keinen innern Kitt. Wenn der Buchbinder die Blätter desselben willkürlich durcheinander geschossen hätte, würde

man es ſicher nicht bemerkt haben. Die große Allegorie, worin am Ende Alles zuſammenfließt, hat mich nicht befriedigt. Mögen Andre ſich daran ergötzt haben; ich glaube, daſs ein Roman keine Allegorie ſein ſoll. — Die Strenge und Bitterkeit, womit ich über dieſen Roman ſpreche, rührt eben daher, weil ich Hoffmann's frühere Werke ſo ſehr ſchätze und liebe. Sie gehören zu den merkwürdigſten, die unſere Zeit hervorgebracht. Alle tragen ſie das Gepräge des Außerordentlichen. Jeden müſſen die „Phantaſieſtücke" ergötzen. In den „Elixieren des Teufels" liegt das Furchtbarſte und Entſetzlichſte, das der Geiſt erdenken kann. Wie ſchwach iſt dagegen The monk von Lewis, der dasſelbe Thema behandelt. In Göttingen ſoll ein Student durch dieſen Roman toll geworden ſein. In den „Nachtſtücken" iſt das Gräſslichſte und Grauſenvollſte überboten. Der Teufel kann ſo teufliſches Zeug nicht ſchreiben. Die kleinen Novellen, die meiſtens unter dem Titel „Serapionsbrüder" geſammelt ſind, und wozu auch „Klein Zaches" zu rechnen iſt, ſind nicht ſo grell, zuweilen ſogar lieblich und heiter. Der „Theaterdirektor" iſt ein ziemlich mittelmäßiger Schelm. In dem „Elementargeiſt" iſt Waſſer das Element, und Geiſt iſt gar keiner drin. Aber „Prinzeſſin Brambilla" iſt eine gar köſtliche Schöne, und wem Dieſe durch ihre Wunder-

lichkeit nicht den Kopf schwindlich macht, Der hat gar keinen Kopf. Hoffmann ist ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verstehen weder den Einen, noch den Andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengesetzten Charakter. Ein Jean Paul'scher Roman fängt höchst barock und burlesk an, und geht so fort, und plötzlich, ehe man sich Dessen versieht, taucht hervor eine schöne, reine Gemüthswelt, eine mondbeleuchtete, röthlich blühende Palmeninsel, die mit all ihrer stillen, duftenden Herrlichkeit schnell wieder versinkt in die häßlichen, schneidend kreischenden Wogen eines excentrischen Humors. Der Vorgrund von Hoffmann's Romanen ist gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderlich geheimnisvolle Wesen tänzeln vorüber, fromme Gestalten schreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all diesem ergötzlichen Treiben grinst hervor eine häßlichverzerrte Alteweiberfratze, die mit unheimlicher Hastigkeit ihre allerfatalsten Gesichter schneidet und verschwindet, und wieder freies Spiel läßt den verscheuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligsten Sprünge machen, aber das in unsere Seele getretene katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaukeln können. — Über die Romane anderer hiesiger Schriftsteller will ich in meinen nächsten Brie-

sen sprechen. Alle tragen denselben Charakter. Es ist der Charakter der deutschen Romane überhaupt. Dieser lässt sich am besten auffassen, wenn man sie vergleicht mit den Romanen anderer Nationen, z. B. der Franzosen, der Engländer u. s. w. Da sieht man, wie die äußere Stellung der Schriftsteller den Romanen einer Nation einen eignen Charakter verleiht. Der englische Schriftsteller reiset, mit einer Lords- oder Apostel-Equipage, schon durch Honorar bereichert oder noch arm, gleichviel er reiset, stumm und verschlossen beobachtet er die Sitten, die Leidenschaften, das Treiben der Menschen, und in seinen Romanen spiegelt sich ab die wirkliche Welt und das wirkliche Leben, oft heiter (Goldsmith), oft finster (Smollet), aber immer wahr und treu (Fielding). Der französische Schriftsteller lebt beständig in der Gesellschaft, und zwar in der großen, mag er auch noch so dürftig und titellos sein. Fürsten und Fürstinnen kajolieren den Notenabschreiber Jean Jacques, und im Pariser Salon heißt der Minister Monsieur und die Herzogin Madame. Daher lebt in den Romanen der Franzosen jener leichte Gesellschaftston, jene Beweglichkeit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menschen erlangt, und daher jene Familienähnlichkeit der französischen Romane, deren Sprache immer dieselbe scheint, eben

weil sie die gesellschaftliche ist. Aber der arme deutsche Schriftsteller, der, weil er meistens schlecht honoriert wird, oder selten Privatvermögen besitzt, kein Geld zum Reisen hat, der wenigstens spät reist, wenn er sich schon in eine Manier hineingeschrieben, der selten einen Stand oder einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Gesellschaft, die bei uns nicht immer die feine ist, erschleußt, ja der nicht selten einen schwarzen Rock entbehrt, um die Gesellschaft der Mittelklasse zu frequentieren: der arme Deutsche verschließt sich in seiner einsamen Dachstube, faselt eine Welt zusammen, und in einer aus ihm selbst wunderlich hervorgegangenen Sprache schreibt er Romane, worin Gestalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchst poetisch sind, aber nirgends existieren. Diesen phantastischen Charakter tragen alle unsre Romane, die guten und die schlechten, von der frühesten Spieß-, Cramer- und Vulpiuszeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann ꝛc., und dieser Romancharakter hat Viel eingewirkt auf den Volkscharakter, und wir Deutschen sind unter allen Nationen am meisten empfänglich für Mystik, geheime Gesellschaften, Naturphilosophie, Geisterkunde, Liebe, Unsinn und — Poesie!]

Über Polen.

(Geschrieben im Herbst 1822.)

Seit einigen Monaten habe ich den preußiſchen Theil Polens die Kreuz und die Quer durchſtreift; in dem ruſſiſchen Theil bin ich nicht weit gekommen, nach dem öſterreichiſchen gar nicht. Von den Menſchen hab' ich ſehr viele, und aus allen Theilen Polens, kennen gelernt. Dieſe waren freilich meiſtens nur Edelleute, und zwar die vornehmſten. Aber wenn auch mein Leib ſich bloß in den Kreiſen der höheren Geſellſchaft, in dem Schloßsbann der polniſchen Großen bewegte, ſo ſchweifte der Geiſt doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urtheils über Polen.

Vom Äußeren des Landes wüſſte ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzutheilen. Hier ſind nirgends pikante Felſengruppen, romantiſche Waſſerfälle,

Nachtigallen-Gehölze u. ſ. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meiſtens gut iſt, und dicke, mürriſche Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Induſtrie giebt es hier faſt keine Spur. Den traurigſten Anblick geben die polniſchen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binſen bedeckt. In dieſen lebt der polniſche Bauer mit ſeinem Vieh und ſeiner übrigen Familie, erfreut ſich ſeines Daſeins und denkt an Nichts weniger, als an die — äſthetiſchen Puſtkuchen. Leugnen läſſt es ſich indeſſen nicht, daſs der polniſche Bauer oft mehr Verſtand und Gefühl hat, als der deutſche Bauer in manchen Ländern. Nicht ſelten fand ich bei dem geringſten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemüthswitz, Humor), der bei jedem Anlaſs mit wunderlichem Farbenſpiel hervorſprudelt, und jenen ſchwärmeriſch-ſentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Oſſianiſchen Naturgefühls, deſſen plötzliches Hervorbrechen bei leidenſchaftlichen Anläſſen eben ſo unwillkürlich iſt, wie das Insgeſichtſteigen des Blutes. Der polniſche Bauer trägt noch ſeine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock, mit hellen Schnüren beſetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, iſt das grobe Original jener feinen

Polenröcke unserer Eleganz. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel spitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandschleifen oder mit einigen Pfauenfedern geschmückt. In diesem Kostüm sieht man den polnischen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geschäft zu verrichten: erstens, sich rasieren zu lassen; zweitens, die Messe zu hören; und drittens, sich voll zu saufen. Den, durch das dritte Geschäft gewiss Seliggewordenen sieht man des Sonntags, alle Viere ausgestreckt, in einer Straßengosse liegen, sinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die in wehmüthiger Gruppierung die Betrachtung zu machen scheinen, daß der Mensch hienieden so wenig vertragen kann! Was ist der Mensch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenschlich weit gebracht. — Der Bauer ist von gutem Körperbau, starkstämmig, soldatischen Ansehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die Meisten lassen dasselbe lang herunter wallen. Dadurch haben so viele Bauern die Plica polonica (Weichselzopf), eine sehr anmuthige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einst gesegnet werden, wenn das Langehaarthum in den deutschen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des

polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: „Ich küsse die Füße.“ Wer den Gehorsam personificiert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, dass ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, dass ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und dass ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigenthümer gemacht werden? ‘so müsste ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichsein in seiner Relativität auffasst und sich wohl merkt, dass es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den

ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muſs man gestehen, daſs der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist; um so mehr, da er gar Nichts hat, und folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von Vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahinlebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daſs, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbständigen Eigenthümern machte, sie sich gewiſs bald in der unbehaglichsten Lage von der Welt befinden und manche gewiſs dadurch in größeres Elend gerathen würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigenthum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wäre er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Miſswachs ist, so muſs der Edelmann dem Bauer von seinem eigenen Getreide schicken; es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muſs ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert ist. Er giebt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder Einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund Desselben. Ich habe mich überzeugt, daſs diese Vormundschaft von

den meisten Edelleuten sehr gewissenhaft und liebreich ausgeübt wird, und überhaupt gefunden, dass die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigstens sind die Reste der alten Strenge selten. Viele Edelleute wünschen sogar die Selbstständigkeit der Bauern — der größte Mensch, den Polen hervorgebracht hat, und dessen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciusko, war eifriger Beförderer der Bauern-Emancipation, und die Grundsätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüther. Außerdem ist der Einfluss französischer Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zustand der Bauern. Sie sehen, dass es mit Letzteren nicht mehr so schlimm steht, und dass ein allmähliches Selbstständigwerden derselben wohl zu hoffen ist. Auch die preußische Regierung scheint Dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge diese begütigende Allmählichkeit gedeihen; sie ist gewisser, zeitlich nützlicher, als die zerstörungssüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche ist zuweilen gut, wie sehr man dagegen eifere. — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — —

Zwiſchen dem Bauer und dem Edelmann ſtehen in Polen die Juden. Dieſe betragen faſt mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unſere Statiſtik-Kompendienmacher, die an Alles den deutſchen, wenigſtens den franzöſiſchen Maßſtab legen, ſchreiben alſo mit Unrecht, daſs Polen keinen tiers état habe, weil dort dieſer Stand von den übrigen ſchroffer abgeſondert iſt, weil ſeine Glieder am Miſsverſtändnis des alten Teſtaments — — Gefallen finden — — — und weil Dieſelben vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie dasſelbe in einem Nürnberger Frauen-Taſchenbuche, unter dem Bilde reichsſtädtiſcher Philiſtröſität, ſo niedlich und ſonntäglich ſchmuck dargeſtellt wird, äußerlich noch ſehr entfernt ſind. Sie ſehen alſo, daſs die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer ſtaatswirthſchaftlicher Wichtigkeit ſind, als bei uns in Deutſchland, und daſs, um Gediegenes über Dieſelben zu ſagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anſchauung gefühlvoller Romanenſchreiber des Nordens, oder der naturphiloſophiſche Tiefſinn geiſtreicher Ladendiener des Südens. Man ſagte mir, daſs die Juden des Großherzogthums auf einer niedrigeren Humanitätsſtufe ſtänden, als ihre öſtlicheren Glaubensgenoſſen;

ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen, und verweise Sie lieber auf David Friedländer's: „Über die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königreich Polen; Berlin 1819.“ Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahrheit- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogthum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, daß der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Wallschei, einer Vorstadt Posen's, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakspeare's „Flurschutz von Wakefield“. Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält.

Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daſs unsere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbaue einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauerstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirthshäuser Polens in den Händen der Juden, und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. s. w. ausführt. Eine originelle

ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen, und verweise Sie lieber auf David Friedländer's: „Über die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königreich Polen; Berlin 1819." Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahrheit- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogthum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, daſs der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Walischei, einer Vorstadt Posen's, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakspeare's „Flurschütz von Wakefield". Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält.

Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daſs unsere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbaue einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauerstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirthshäuser Polens in den Händen der Juden, und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. s. w. ausführt. Eine originelle

Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W—ckische Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Tertianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können, als der polnische Juden-Jargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweinestallartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes und mit Polnisch façonniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige riethen, die polnischen Protestanten zum Katholicismus zurück zu zwingen, antwortete Derselbe: „Sum rex populorum, sed non conscientiarum!“ — Die Juden

brachten zuerſt Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kaſimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünſtigt. Sie ſcheinen dem Adel weit näher geſtanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Geſetze wurde der Jude durch ſeinen Übertritt zum Chriſtenthum eo ipso in den Adelſtand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieſes Geſetz untergegangen und was etwa mit Beſtimmtheit im Werthe geſunken iſt. — In jenen frühern Zeiten ſtanden indeſſen die Juden in Kultur und Geiſtesausbildung gewiſs weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den franzöſiſchen Firnis entbehrte. Jene aber beſchäftigten ſich wenigſtens immer mit ihren hebräiſchen Wiſſenſchaft- und Religionsbüchern, um derentwillen eben ſie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlaſſen. Aber ſie ſind offenbar mit der europäiſchen Kultur nicht fortgeſchritten, und ihre Geiſteswelt verſumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine ſpitzfindige Scholaſtik in tauſenderlei wunderliche Formen hineinquetſcht. Dennoch, trotz der barbariſchen Pelzmütze, die ſeinen Kopf bedeckt, und der noch barbariſcheren Ideen, die denſelben füllen, ſchätze ich den polniſchen Juden weit höher als ſo manchen deutſchen Juden, der ſeinen Bolivar auf dem Kopf und ſeinen Jean Paul im

Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengassmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebreicher Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel ist mir noch immer lieber, als Mancher in all seiner staatspapierenen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in diesem Briefe keine Schilderungen reizender Naturscenen, herrlicher Kunstwerke u. s. w. erwarten; nur die Menschen, und zwar besonders die nobelste Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Und wahrlich, ich sollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polnischen Edelmann, oder eine schöne edle Polin in ihrem wahren Glanze sieht, so könnte Dieses die Seele ebenso erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantischen Felsenburg oder einer marmornen Mediceerin. Ich lieferte Ihnen sehr gerne eine Charakterschilderung der polnischen Edelleute, und Das gäbe eine sehr

koſtbare Moſaikarbeit von den Adjektiven: gaſtfrei, ſtolz, muthig, geſchmeidig, falſch (dieſes gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthuſiaſtiſch, ſpielſüchtig, lebensluſtig, edelmüthig und übermüthig. Aber ich ſelbſt habe zu oft geeifert gegen unſre Broſchürenkribler, die, wenn ſie einen Pariſer Tanzmeiſter hüpfen ſehen, aus dem Stegreif die Charakteriſtik eines Volkes ſchreiben, — — — — — — — — — — — — und die, wenn ſie einen dicken Liverpooler Baumwollenhändler gähnen ſahen, auf der Stelle eine Beurtheilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — — Dieſe allgemeinen Charakteriſtiken ſind die Quelle aller Übel. Es gehört mehr als ein Menſchenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menſchen zu begreifen, und aus Millionen einzelnen Menſchen beſteht eine Nation. Nur wenn wir die Geſchichte eines Menſchen, die Geſchichte ſeiner Erziehung und ſeines Lebens betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge ſeines Charakters aufzufaſſen. — Bei Menſchenklaſſen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müſſen ſich indeſſen einige hervortretende Charakterzüge bemerken laſſen; Dies iſt bei den polniſchen Edelleuten der Fall, und nur von dieſem Standpunkte aus läſſt ſich etwas Allgemeines über ihren

polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: „Ich küsse die Füße.“ Wer den Gehorsam personificiert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, dass ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, dass ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und dass ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigenthümer gemacht werden? so müsste ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichsein in seiner Relativität auffasst und sich wohl merkt, dass es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den

ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muſs man gestehen, daſs der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist; um so mehr, da er gar Nichts hat, und folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von Vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahinlebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daſs, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbständigen Eigenthümern machte, sie sich gewiſs bald in der unbehaglichsten Lage von der Welt befinden und manche gewiſs dadurch in größeres Elend gerathen würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigenthum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wäre er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Miſswachs ist, so muſs der Edelmann dem Bauer von seinem eigenen Getreide schicken; es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muſs ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert ist. Er giebt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder Einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund Desselben. Ich habe mich überzeugt, daſs diese Vormundschaft von

den meisten Edelleuten sehr gewissenhaft und liebreich ausgeübt wird, und überhaupt gefunden, dass die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigstens sind die Reste der alten Strenge selten. Viele Edelleute wünschen sogar die Selbstständigkeit der Bauern — der größte Mensch, den Polen hervorgebracht hat, und dessen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciusko, war eifriger Beförderer der Bauern-Emancipation, und die Grundsätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüther. Außerdem ist der Einfluss französischer Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zustand der Bauern. Sie sehen, dass es mit Letzteren nicht mehr so schlimm steht, und dass ein allmähliches Selbstständigwerden derselben wohl zu hoffen ist. Auch die preußische Regierung scheint Dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge diese begütigende Allmählichkeit gedeihen; sie ist gewisser, zeitlich nützlicher, als die zerstörungssüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche ist zuweilen gut, wie sehr man dagegen eifere. —

Zwiſchen dem Bauer und dem Edelmann ſtehen in Polen die Juden. Dieſe betragen faſt mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unſere Statiſtik-Kompendienmacher, die an Alles den deutſchen, wenigſtens den franzöſiſchen Maßſtab legen, ſchreiben alſo mit Unrecht, daſs Polen keinen tiers état habe, weil dort dieſer Stand von den übrigen ſchroffer abgeſondert iſt, weil ſeine Glieder am Miſsverſtändnis des alten Teſtaments — — Gefallen finden — — — und weil Dieſelben vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie dasſelbe in einem Nürnberger Frauen-Taſchenbuche, unter dem Bilde reichsſtädtiſcher Philiſtröſität, ſo niedlich und ſonntäglich ſchmuck dargeſtellt wird, äußerlich noch ſehr entfernt ſind. Sie ſehen alſo, daſs die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer ſtaatswirthſchaftlicher Wichtigkeit ſind, als bei uns in Deutſchland, und daſs, um Gediegenes über Dieſelben zu ſagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anſchauung gefühlvoller Romanenſchreiber des Nordens, oder der naturphiloſophiſche Tiefſinn geiſtreicher Ladendiener des Südens. Man ſagte mir, daſs die Juden des Großherzogthums auf einer niedrigeren Humanitätsſtufe ſtänden, als ihre öſtlicheren Glaubensgenoſſen;

ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen, und verweise Sie lieber auf David Friedländer's: „Über die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königreich Polen; Berlin 1819." Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahrheit- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogthum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, dass der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Walischei, einer Vorstadt Posen's, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakspeare's „Flurschütz von Wakefield". Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält.

Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daſs unsere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbaue einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauerstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirthshäuser Polens in den Händen der Juden, und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. s. w. ausführt. Eine originelle

Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W—ckſche Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Tertianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können, als der polnische Juden-Jargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweinestallartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes und mit Polnisch façonniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige riethen, die polnischen Protestanten zum Katholicismus zurück zu zwingen, antwortete Derselbe: „Sum rex populorum, sed non conscientiarum!“ — Die Juden

brachten zuerſt Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kaſimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünſtigt. Sie ſcheinen dem Adel weit näher geſtanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Geſetze wurde der Jude durch ſeinen Übertritt zum Chriſtenthum eo ipso in den Adelſtand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieſes Geſetz untergegangen und was etwa mit Beſtimmtheit im Werthe geſunken iſt. — In jenen frühern Zeiten ſtanden indeſſen die Juden in Kultur und Geiſtesausbildung gewiſs weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den franzöſiſchen Firnis entbehrte. Jene aber beſchäftigten ſich wenigſtens immer mit ihren hebräiſchen Wiſſenſchaft- und Religionsbüchern, um derentwillen eben ſie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlaſſen. Aber ſie ſind offenbar mit der europäiſchen Kultur nicht fortgeſchritten, und ihre Geiſteswelt verſumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine ſpitzfindige Scholaſtik in tauſenderlei wunderliche Formen hineinquetſcht. Dennoch, trotz der barbariſchen Pelzmütze, die ſeinen Kopf bedeckt, und der noch barbariſcheren Ideen, die denſelben füllen, ſchätze ich den polniſchen Juden weit höher als ſo manchen deutſchen Juden, der ſeinen Bolivar auf dem Kopf und ſeinen Jean Paul im

Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengassmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebreicher Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel ist mir noch immer lieber, als Mancher in all seiner staatspapierenen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in diesem Briefe keine Schilderungen reizender Naturscenen, herrlicher Kunstwerke u. s. w. erwarten; nur die Menschen, und zwar besonders die nobelste Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Und wahrlich, ich sollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polnischen Edelmann, oder eine schöne edle Polin in ihrem wahren Glanze sieht, so könnte Dieses die Seele ebenso erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantischen Felsenburg oder einer marmornen Mediceerin. Ich lieferte Ihnen sehr gerne eine Charakterschilderung der polnischen Edelleute, und Das gäbe eine sehr

koſtbare Moſaikarbeit von den Adjektiven: gaſtfrei, ſtolz, muthig, geſchmeidig, falſch (dieſes gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthuſiaſtiſch, ſpielſüchtig, lebensluſtig, edelmüthig und übermüthig. Aber ich ſelbſt habe zu oft geeifert gegen unſre Broſchürenſkribler, die, wenn ſie einen Pariſer Tanzmeiſter hüpfen ſehen, aus dem Stegreif die Charakteriſtik eines Volkes ſchreiben, — — — — — — — — — — — — und die, wenn ſie einen dicken Liverpooler Baumwollenhändler gähnen ſahen, auf der Stelle eine Beurtheilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — — Dieſe allgemeinen Charakteriſtiken ſind die Quelle aller Übel. Es gehört mehr als ein Menſchenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menſchen zu begreifen, und aus Millionen einzelnen Menſchen beſteht eine Nation. Nur wenn wir die Geſchichte eines Menſchen, die Geſchichte ſeiner Erziehung und ſeines Lebens betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge ſeines Charakters aufzufaſſen. — Bei Menſchenklaſſen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müſſen ſich indeſſen einige hervortretende Charakterzüge bemerken laſſen; Dies iſt bei den polniſchen Edelleuten der Fall, und nur von dieſem Standpunkte aus läſſt ſich etwas Allgemeines über ihren

Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist Ersteres weit mehr der Fall, als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Theil der Polen es ungerechter Weise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabriciert werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Überkultur von Westen durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich — daher jene seltsamen Mischungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Theil mag im Lande selbst vorräthig gewesen sein; aber in der neueren Zeit war dieses Eindrängen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen Edelleute. Nur wenige Derselben werden in den Städten erzogen; die meisten Knaben bleiben auf

den Landgütern ihrer Angehörigen, bis sie erwachsen sind und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeisters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbesuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur in den Stand gesetzt sind, Kriegsdienste zu nehmen, oder eine Universität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die Weihe der höchsten Ausbildung zu empfangen. Da nicht Allen hierzu dieselben Mittel zu Gebote stehen, so ist es einleuchtend, daſs man einen Unterschied machen muſs zwischen armen Edelleuten, reichen Edelleuten und Magnaten. Erstere leben oft höchst jämmerlich, fast wie der Bauer, und machen keine besonderen Ansprüche an Kultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten ist die Unterscheidung nicht schroff, dem Fremden ist sie sogar sehr wenig bemerkbar. An und für sich selbst ist die Würde eines polnischen Edelmanns (civis polonus) bei dem Ärmsten wie bei dem Reichsten von demselben Umfange und demselben innern Werthe. Aber an die Namen gewisser Familien, die sich immer durch groſsen Güterbesitz und durch Verdienste um den Staat ausgezeichnet, hat sich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet sie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Radziwills, die Zamoyskis, die Sapiehas, die Poniatows-

kis, die Potockis u. ſ. w. werden zwar eben ſo gut als bloße polniſche Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht; dennoch ſind ſie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Anſehen iſt ſogar feſter begründet als das von unſerm hohen Adel, weil ſie ſelbſt ſich ihre Würde gegeben, und weil nicht bloß manches geſchnürte alte Fräulein, ſondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung „Staroſt" findet man jetzt ſelten, und ſie iſt ein bloßer Titel geworden. Der Name „Graf" iſt ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es ſind nur von Preußen und Öſterreich einige derſelben vertheilt. Von Adelſtolz gegen Bürgerliche wiſſen die Polen Nichts, und er kann ſich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger und mit Anſprüchen hervortretender Bürgerſtand ſich erhebt. Erſt dann, wenn der polniſche Bauer Güter kaufen wird und der polniſche Jude ſich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommend erzeigt, möchte ſich bei Dieſem der Adelſtolz regen, der alſo das Emporkommen des Landes beweiſen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern geſtellt ſind, müſſen ſie zuerſt mit dieſem Adelſtolze kollidieren; aber die Sache wird gewiſs alsdann einen religiöſeren Namen annehmen.

Dieſes hier nur flüchtig angedeutete Weſen des polniſchen Adels hat, wie man ſich denken kann, am meiſten beigetragen zu der höchſt wunderlichen Geſtaltung von Polens politiſcher Geſchichte, und die Einflüſſe dieſer letztern auf die Erziehung der Polen, und alſo auf ihren Nationalcharakter, waren faſt noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüſſe des Bodens. Durch die Idee der Gleichheit entwickelte ſich bei den polniſchen Edelleuten jener Nationalſtolz, der uns oft ſo ſehr überraſcht durch ſeine Herrlichkeit, der uns oft auch ſo ſehr ärgert durch ſeine Geringſchätzung des Deutſchen, und der ſo ſehr kontraſtiert mit eingeknuteter Beſcheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte ſich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringſten wie den Höchſten beſeelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht ſtrebte, da Polen meiſtens ein Wahlreich war. Herrſchen hieß die ſüße Frucht, nach der es jedem Polen gelüſtete. Nicht durch Geiſteswaffen wollte der Pole ſie erbeuten, dieſe führen nur langſam zum Ziele; ein kühner Schwerthieb ſollte die ſüße Frucht zum raſchen Genuſs herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärſtand, wozu ihr heftiger und ſtreitluſtiger Charakter ſie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige ſeidene Staatsmänner, noch viel weniger·

zu Ansehen gestiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer, zusammen fließen; und dennoch trägt dieses Vaterland kein sonderlich reizendes Äußere. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübselige polnische Sumpfgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden, und sprach pfiffig und kopfschüttelnd: „Und Das nennen die Kerls ein Vaterland!“ Aber nicht aus dem Boden selbst, nur aus dem Kampfe um Selbständigkeit, aus historischen Erinnerungen und aus dem Unglück ist bei den Polen diese Vaterlandsliebe entsprossen. Sie flammt jetzt noch immer so glühend wie in den Tagen Kosciusko's, vielleicht noch glühender. Fast bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen Alles, was vaterländisch ist. Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieses Todeszucken des polnischen Volkskörpers ist ein entsetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden diesen Todeskampf überstehen müssen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben schöner Besonderheiten, worin sich die Liebe

am liebſten abſpiegelt, ſondern jene von uns Deutſchen am meiſten erſtrebte und von unſern edelſten Volksſprechern Leſſing, Herder, Schiller u. ſ. w. am ſchönſten ausgeſprochene allgemeine Menſchenverbrüderung, das Urchriſtenthum. Von dieſem ſind die polniſchen Edelleute, eben ſo gut wie wir, noch ſehr entfernt. Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholicismus, ohne leider den großen Geiſt dieſer Formen und ihren jetzigen Übergang zum Weltgeſchichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt ſich zur franzöſiſchen Philoſophie. Ich will hier dieſe gewiſs nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich ſie verehre, und ſehr verehre; ich ſelbſt bin gewiſſermaßen ein Kind derſelben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptſache — die Liebe. Wo dieſer Stern nicht leuchtet, da iſt es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umherſprühen. — Wenn Vaterland das erſte Wort des Polen iſt, ſo iſt Freiheit das zweite. Ein ſchönes Wort! Nächſt der Liebe gewiſs das ſchönſte. Aber es iſt auch nächſt der Liebe das Wort, das am meiſten miſsverſtanden wird und ganz entgegengeſetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muſs. Hier iſt Das der Fall. Die Freiheit der meiſten Polen iſt nicht die göttliche, die Waſhington'ſche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosciusko

haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emancipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige so viel' Rechte als möglich abzuzwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst Nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich musste untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der That, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur dass in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbständig gemacht hatten, wie bei uns, und dass durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharina's, vor einem Krakauer Reichstage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig wie in Augsburg aussprechen lassen. Jener Grundsatz von der stür-

miſchen Freiheit, die beſſer ſein mag als ruhige Knechtſchaft, hat dennoch trotz ſeiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben geſtürzt. Aber es iſt auch erſtaunlich, wenn man ſieht, welche Macht ſchon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt; ſie glühen und flammen, wenn ſie hören, daſs irgend für die Freiheit geſtritten wird; ihre Augen ſchauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen ſelbſt aber wird, wie ich oben ſchon geſagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beſchränkung der Adelsrechte verſtanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wiſſen Das beſſer; die Freiheiten müſſen untergehen, wo die allgemeine geſetzliche Freiheit gedeihen ſoll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigſtens ziehen Sie den Hut ab — ich ſpreche von Polens Weibern. Mein Geiſt ſchweift an den Ufern des Ganges und ſucht die zarteſten und lieblichſten Blumen, um ſie damit zu vergleichen. Aber was ſind gegen dieſe Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaya, der Oſchaddi, der Nagakeſarblüthen, der heiligen Lotosblumen, und wie ſie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Siriſcha u. ſ. w.!! Hätte ich den Pinſel Raphael's, die Melodien Mozart's und die Sprache Calderon's, ſo gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die

Brust zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leibhaftig erschiene. Aber was sind Raphael'sche Farbenkleckse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind Mozart'sche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Rosenlippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle Calderon'schen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls auf gut Calderonisch Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellenaugen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach war; — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — Wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich bloß: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser Letztern zu zeichnen!

Ein sehr werther Weltweiser, der zehn Oktavbände „Weibliche Charaktere" geschrieben, hat endlich seine eigene Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Bei Leibe nicht! Sie haben

vielmehr jeden Tag einen andern. Dieſen immerwährenden Wechſel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es iſt ſogar ein Vorzug. Ein Charakter entſteht durch ein Syſtem ſtereotyper Grundſätze. Sind letztere irrig, ſo wird das ganze Leben desjenigen Menſchen, der ſie ſyſtematiſch in ſeinem Geiſte aufgeſtellt, nur ein großer, langer Irrthum ſein. Wir loben Das, und nennen es „Charakter haben", wenn ein Menſch nach feſten Grundſätzen handelt, und bedenken nicht, daſs in einem ſolchen Menſchen die Willensfreiheit untergegangen, daſs ſein Geiſt nicht fortſchreitet, und daſs er ſelbſt ein blinder Knecht ſeiner verjährten Gedanken iſt. Wir nennen Das auch Konſequenz, wenn Jemand dabei bleibt, was er ein für alle Mal in ſich aufgeſtellt und ausgeſprochen hat, und wir ſind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Böſewichter zu entſchuldigen, wenn ſich nur von ihnen ſagen läſſt, daſs ſie konſequent gehandelt. Dieſe moraliſche Selbſtunterjochung findet ſich aber faſt nur bei Männern; im Geiſte der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechſeln ſie ihre Weltanſichten, meiſtens ohne ſich Deſſen bewuſſt zu ſein. Sie ſtehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankenſyſtem,

das wie ein Kartenhaus des Abends wieder zusammen fällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiste just kein herrschender Gedanke steht, so zeigt sich das Allererfreulichste, das Interregnum des Gemüthes. Und dieses ist bei den Frauen am reinsten und am stärksten, und führt sie sicherer als die Verstandes-Abstraktionslaternen, die uns Männer so oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli spielen, und die Weiber noch obendrein preisen wegen jenes Charaktermangels, den unsere Gelbschnäbel und Grauschnäbel — die Einen durch Amor, die Andern durch Hymen malträtiert — mit so vielen Stoßseufzern beklagen. Auch müssen Sie bemerken, daſs bei diesem allgemeinen Ausspruch über die Weiber die Polinnen hauptsächlich gemeint sind, und die deutschen Frauen so halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutsche Volk hat durch seinen angebornen Tiefsinn ganz besondere Anlage zu einem festen Charakter, und auch den Frauen hat sich ein Anflug davon mitgetheilt, der durch die Zeit sich immer mehr und mehr verdichtet, so daſs man bei ältlichen deutschen Damen, sogar bei Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziem-

ſich dicke, ſchuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verſchieden ſind die Polinnen von den deutſchen Frauen. Das ſlaviſche Weſen überhaupt, und die polniſche Sitte insbeſondere, mag Dieſes hervorgebracht haben. In Hinſicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutſche erheben — ſie ſind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio ſetzen? In einem ſonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutſche. Zu einer Reiſe durch Spanien, Frankreich und Italien wünſchte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reiſe durch das Leben wünſchte ich eine Deutſche. Muſter von Häuslichkeit, Kindererziehung, frommer Demuth und allen jenen ſtillen Tugenden der deutſchen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haustugenden finden ſich aber auch bei uns meiſtens nur im Bürgerſtande und einem Theile des Adels, der ſich in Sitten und Anſprüchen dem Bürgerſtande angeſchloſſen. Bei dem übrigen Theile des deutſchen Adels werden oft jene Haustugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weiſe vermiſſt, als bei den Frauen des polniſchen Adels. Ja, bei Dieſen iſt es doch nie der Fall, daſs auf

dieſen Mangel ſogar ein Werth gelegt wird, daſs man ſich Etwas darauf einbildet; wie von ſo manchen deutſchen adligen Damen geſchieht, die nicht Geld- oder Geiſteskraft genug beſitzen, um ſich über den Bürgerſtand zu erheben, und die ſich wenigſtens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskoſtender altadliger Gebrechen auszuzeichnen ſuchen. Auch die Frauen der Polen ſind nicht ahnenſtolz, und es fällt keinem polniſchen Fräulein ein, ſich Etwas darauf einzubilden, daſs vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — — entgangen iſt. — Das religiöſe Gefühl iſt bei den deutſchen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Dieſe leben mehr nach außen als nach innen; ſie ſind heitere Kinder, die ſich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen ſchönen Redouten-Saal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig ſind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtſinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der ſo ſehr begünſtigt wird durch die leichten polniſchen Sitten überhaupt, durch den leichten franzöſiſchen Ton, der ſich mit dieſen vermiſcht, durch die leichte franzöſiſche Sprache, die in Polen mit Vorliebe und faſt wie eine Mutterſprache geſprochen wird, und durch die leichte franzöſiſche Lite-

ratur, deren Deſſert, die Romane, von den Polinnen verſchlungen werden; und was die Sittenreinheit betrifft, ſo bin ich überzeugt, daſs die Polinnen hierin den deutſchen Frauen nicht nachzuſtehen brauchen. Die Ausſchweifungen einiger polniſchen Magnatenweiber haben wegen ihrer Großartigkeit zu verſchiedenen Zeiten viele Augen auf ſich gezogen, und unſer Pöbel, wie ich ſchon oben bemerkt, beurtheilt eine ganze Nation nach den paar ſchmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Geſicht gekommen. Außerdem muſs man bedenken, daſs die Polinnen ſchön ſind, und daſs ſchöne Frauen aus bekannten Gründen dem böſen Leumund am meiſten ausgeſetzt ſind und demſelben nie entgehen, wenn ſie, wie die Polinnen, freudig dahinleben in leichter, anmuthiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man iſt in Warſchau um Nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur daſs die Wogen der Weichſel etwas wilder brauſen, als die ſtillen Waſſer der ſeichten Spree.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politiſchen Gemüthszuſtande der Polen, und muſs bekennen, daſs ich bei dieſem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie ſchmerzlich es die Bruſt des polniſchen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überſchaut. Auch die

Brust des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man sich die politischen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unserer Journalisten schaffen sich dieses Gefühl gemächlich vom Halse, indem sie leichthin aussprechen: „Die Polen haben sich durch ihre Uneinigkeit ihr Schicksal selbst zugezogen, und sind also nicht zu bedauern.“ Das ist eine thörichte Beschwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verschuldet Etwas; sein Treiben entspringt einer innern Nothwendigkeit, und seine Schicksale sind stets Resultate derselben. Dem Forscher offenbart sich der erhabenere Gedanke: dass die Geschichte (Natur, Gott, Vorsehung u. s. w.), wie mit einzelnen Menschen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabsichtigt, und dass manche Völker leiden müssen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortschreite. Die Polen, ein slavisches Grenzvolk an der Pforte der germanischen Welt, scheinen durch ihre Lage schon ganz besonders dazu bestimmt, gewisse Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moralischer Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief stets Erscheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müssen. — Der Charakter

der Polen war bisher militäriſch, wie ich oben ſchon bemerkte; jeder polniſche Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsſchule. Jetzt aber iſt Dies nicht mehr der Fall, es ſuchen ſehr Wenige Militärdienſte. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beſchäftigung, und da haben die Meiſten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienſt, nämlich — die Wiſſenſchaften. Überall zeigen ſich die Spuren dieſer neuen Geiſtesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünſtigt, wird ſie in einigen Decennien, wie ſchon angedeutet iſt, dem ganzen Volkscharakter eine neue Geſtalt verleihen. Noch unlängſt haben Sie in Berlin jenen freudigen Zuſammenfluſs junger Polen geſehen, die mit edler Wiſsbegier und muſterhaftem Fleiße in alle Theile der Wiſſenſchaften eindrangen, beſonders die Philoſophie an der Quelle, im Hörſale Hegel's, ſchöpften, und jetzt leider, veranlaſſt durch einige unſelige Ereigniſſe, ſich von Berlin entfernten. Es iſt ein erfreuliches Zeichen, daſs die Polen ihre blinde Vorliebe für die franzöſiſche Literatur allmählich ablegen, die lange überſehene tiefere deutſche Literatur würdigen lernen, und, wie oben erwähnt iſt, juſt dem tiefſinnigſten deutſchen Philoſophen Geſchmack abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, daſs ſie den Geiſt unſerer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wiſ-

senschaft ist. Viele Polen lernen jetzt Deutsch, und eine Menge guter deutscher Bücher wird ins Polnische übersetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls Theil an diesen Erscheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; sie merken jetzt, wie Viel zur Erhaltung derselben durch eine National-Literatur bewirkt wird, und (wie drollig es auch klingt, so ist es doch wahr, was mir viele Polen ernsthaft sagten) in Warschau wird an einer — polnischen Literatur gearbeitet. Es ist nun freilich ein großes Mißverständnis, wenn man glaubt, eine Literatur, die ein aus dem ganzen Volke organisch Hervorgegangenes sein muß, könne im literarischen Treibhause der Hauptstadt von einer Gelehrten-Gesellschaft zusammengeschrieben werden; aber durch diesen guten Willen ist doch schon ein Anfang gemacht, und Herrliches muß in einer Literatur hervorblühen, wenn sie als eine Vaterlandssache betrachtet wird. Dieser patriotische Sinn muß freilich auf eigene Irrthümer führen, meistens in der Poesie und in der Geschichte. Die Poesie wird das Erhebungskolorit tragen, hoffentlich aber den französischen Zuschnitt verlieren und sich dem Geiste der deutschen Romantik nähern. — Ein geliebter polnischer Freund sagte mir, um mich besonders zu necken: „Wir haben eben so gut romantische Dichter als ihr

aber sie sitzen bei uns noch — im Tollhause!“ — In der Geschichte kann der politische Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geschichte Polens wird sich zu einseitig und zu unverhältnismäßig aus der Universalgeschichte hervorheben, aber desto mehr wird man auch für Erhaltung alles Desjenigen Sorge tragen, was für die polnische Geschichte wichtig ist, und Dieses um so ängstlicher, da man, wegen der heillosen Weise, wie man mit den Büchern der Warschauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge ist, alle polnischen Nationaldenkmale und Urkunden möchten untergehen; deßhalb, scheint es, hat kürzlich ein Zamoyski eine Bibliothek für die polnische Geschichte im fernen — Edinburgh gegründet. Ich mache Sie aufmerksam auf die vielen neuen Werke, welche nächstens die Pressen Warschau's verlassen, und was die schon vorhandene polnische Literatur betrifft, so verweise ich Sie deshalb auf das sehr geistreiche Werk von Kaulfuß. — Ich hege die größten Erwartungen von dieser geistigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor wie ein alter Soldat, der sein erprobtes Schwert mit dem Lorber an den Nagel hängt, zu den milderen Künsten des Friedens sich wendet, den Geschichten der Vergangenheit nachsinnt, die Kräfte der Natur erforscht und die Sterne misst,

oder gar die Kürze und Länge der Silben, wie wir es bei Carnot sehen. Der Pole wird die Feder eben so gut führen wie die Lanze, und wird sich eben so tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wissens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geister so lange brach lagen, wird die Saat in ihnen desto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europa's ist der Geist eben durch seine vielen Reibungen schon ziemlich abgestumpft, und durch den Triumph seines Bestrebens, durch sein Sichselbsterkennen, hat er sich sogar hie und da selbst zerstören müssen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geistesanstrengungen des übrigen Europa die reinen Resultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babylonischen Thurmbau europäischer Kultur mühsam arbeiteten, erschöpft sind, werden unsere neuen Ankömmlinge mit ihrer slavischen Behendigkeit und noch unerschlafften Rüstigkeit das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, daſs die wenigsten dieser neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall ist bei uns in Deutschland, wo die Wissenschaften ein Gewerbe und zünftig sind, und wo selbst die Muse eine Milchkuh ist, die so lange für Honorar abgemelkt wird, bis sie reines Wasser giebt. Die Polen, welche sich jetzt auf Wissenschaften

und Künſte werfen, ſind Edelleute, und haben meiſtens Privatvermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntniſſe und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen angewieſen zu ſein. Unberechenbar iſt dieſer Vorzug. Herrliches zwar hat ſchon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünſtigt die geiſtigen Fortſchritte der Polen, nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polniſche Landleben iſt nicht ſo geräuſchlos und einſamlich wie das unſrige, da die polniſchen Edelleute ſich auf zehn Stunden weit beſuchen, oft Wochen lang mit der ſämmtlichen Familie beiſammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadiſch herumreiſen; ſo daſs es mir vorkam, als ſei das ganze Großherzogthum Poſen eine große Stadt, wo nur die Häuſer etwas meilenweit von einander entfernt ſtehen, und in mancher Hinſicht ſogar eine kleine Stadt, weil die Polen ſich Alle kennen, Jeder mit den Familienverhältniſſen und Angelegenheiten des Andern genau bekannt iſt, und dieſe gar oft auf kleinſtädtiſche Weiſe Gegenſtände der Unterhaltung werden. Dennoch iſt dieſes rauſchende Treiben, welches dann und wann auf den polniſchen Landgütern herrſcht, der Erziehung der Jugend nicht ſo ſchädlich, wie das Geräuſch der Städte, das ſich jeden Augenblick in

das wie ein Kartenhaus des Abends wieder zusammen fällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiste just kein herrschender Gedanke steht, so zeigt sich das Allererfreulichste, das Interregnum des Gemüthes. Und dieses ist bei den Frauen am reinsten und am stärksten, und führt sie sicherer als die Verstandes-Abstraktionslaternen, die uns Männer so oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli spielen, und die Weiber noch obendrein preisen wegen jenes Charaktermangels, den unsere Gelbschnäbel und Grauschnäbel — die Einen durch Amor, die Andern durch Hymen malträtiert — mit so vielen Stoßseufzern beklagen. Auch müssen Sie bemerken, daſs bei diesem allgemeinen Ausspruch über die Weiber die Polinnen hauptsächlich gemeint sind, und die deutschen Frauen so halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutsche Volk hat durch seinen angebornen Tiefsinn ganz besondere Anlage zu einem festen Charakter, und auch den Frauen hat sich ein Anflug davon mitgetheilt, der durch die Zeit sich immer mehr und mehr verdichtet, so daſs man bei ältlichen deutschen Damen, sogar bei Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziem-

lich dicke, ſchuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verſchieden ſind die Polinnen von den deutſchen Frauen. Das ſlaviſche Weſen überhaupt, und die polniſche Sitte insbeſondere, mag Dieſes hervorgebracht haben. In Hinſicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutſche erheben — ſie ſind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio ſetzen? In einem ſonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutſche. Zu einer Reiſe durch Spanien, Frankreich und Italien wünſchte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reiſe durch das Leben wünſchte ich eine Deutſche. Muſter von Häuslichkeit, Kindererziehung, frommer Demuth und allen jenen ſtillen Tugenden der deutſchen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haustugenden finden ſich aber auch bei uns meiſtens nur im Bürgerſtande und einem Theile des Adels, der ſich in Sitten und Anſprüchen dem Bürgerſtande angeſchloſſen. Bei dem übrigen Theile des deutſchen Adels werden oft jene Haustugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weiſe vermiſſt, als bei den Frauen des polniſchen Adels. Ja, bei Dieſen iſt es doch nie der Fall, daſs auf

diesen Mangel sogar ein Werth gelegt wird, dass man sich Etwas darauf einbildet; wie von so manchen deutschen adligen Damen geschieht, die nicht Geld- oder Geisteskraft genug besitzen, um sich über den Bürgerstand zu erheben, und die sich wenigstens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskostender altadliger Gebrechen auszuzeichnen suchen. Auch die Frauen der Polen sind nicht ahnenstolz, und es fällt keinem polnischen Fräulein ein, sich Etwas darauf einzubilden, dass vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — — entgangen ist. — Das religiöse Gefühl ist bei den deutschen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Diese leben mehr nach außen als nach innen; sie sind heitere Kinder, die sich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen schönen Redouten-Saal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig sind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtsinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der so sehr begünstigt wird durch die leichten polnischen Sitten überhaupt, durch den leichten französischen Ton, der sich mit diesen vermischt, durch die leichte französische Sprache, die in Polen mit Vorliebe und fast wie eine Muttersprache gesprochen wird, und durch die leichte französische Lite-

ratur, deren Deſſert, die Romane, von den Polinnen verſchlungen werden; und was die Sittenreinheit betrifft, ſo bin ich überzeugt, daſs die Polinnen hierin den deutſchen Frauen nicht nachzuſtehen brauchen. Die Ausſchweifungen einiger polniſchen Magnatenweiber haben wegen ihrer Großartigkeit zu verſchiedenen Zeiten viele Augen auf ſich gezogen, und unſer Pöbel, wie ich ſchon oben bemerkt, beurtheilt eine ganze Nation nach den paar ſchmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Geſicht gekommen. Außerdem muſs man bedenken, daſs die Polinnen ſchön ſind, und daſs ſchöne Frauen aus bekannten Gründen dem böſen Leumund am meiſten ausgeſetzt ſind und demſelben nie entgehen, wenn ſie, wie die Polinnen, freudig dahinleben in leichter, anmuthiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man iſt in Warſchau um Nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur daſs die Wogen der Weichſel etwas wilder brauſen, als die ſtillen Waſſer der ſeichten Spree.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politiſchen Gemüthszuſtande der Polen, und muſs bekennen, daſs ich bei dieſem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie ſchmerzlich es die Bruſt des polniſchen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überſchaut. Auch die

Bruſt des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man ſich die politiſchen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unſerer Journaliſten ſchaffen ſich dieſes Gefühl gemächlich vom Halſe, indem ſie leichthin ausſprechen: „Die Polen haben ſich durch ihre Uneinigkeit ihr Schickſal ſelbſt zugezogen, und ſind alſo nicht zu bedauern.“ Das iſt eine thörichte Beſchwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verſchuldet Etwas; ſein Treiben entſpringt einer innern Nothwendigkeit, und ſeine Schickſale ſind ſtets Reſultate derſelben. Dem Forſcher offenbart ſich der erhabenere Gedanke: daſs die Geſchichte (Natur, Gott, Vorſehung u. ſ. w.), wie mit einzelnen Menſchen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabſichtigt, und daſs manche Völker leiden müſſen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortſchreite. Die Polen, ein ſlaviſches Grenzvolk an der Pforte der germaniſchen Welt, ſcheinen durch ihre Lage ſchon ganz beſonders dazu beſtimmt, gewiſſe Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moraliſcher Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief ſtets Erſcheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müſſen. — Der Charakter

der Polen war bisher militäriſch, wie ich oben ſchon bemerkte; jeder polniſche Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsſchule. Jetzt aber iſt Dies nicht mehr der Fall, es ſuchen ſehr Wenige Militärdienſte. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beſchäftigung, und da haben die Meiſten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienſt, nämlich — die Wiſſenſchaften. Überall zeigen ſich die Spuren dieſer neuen Geiſtesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünſtigt, wird ſie in einigen Decennien, wie ſchon angedeutet iſt, dem ganzen Volkscharakter eine neue Geſtalt verleihen. Noch unlängſt haben Sie in Berlin jenen freudigen Zuſammenfluſs junger Polen geſehen, die mit edler Wiſsbegier und muſterhaftem Fleiße in alle Theile der Wiſſenſchaften eindrangen, beſonders die Philoſophie an der Quelle, im Hörſale Hegel's, ſchöpften, und jetzt leider, veranlaſſt durch einige unſelige Ereigniſſe, ſich von Berlin entfernten. Es iſt ein erfreuliches Zeichen, daſs die Polen ihre blinde Vorliebe für die franzöſiſche Literatur allmählich ablegen, die lange überſehene tiefere deutſche Literatur würdigen lernen, und, wie oben erwähnt iſt, juſt dem tiefſinnigſten deutſchen Philoſophen Geſchmack abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, daſs ſie den Geiſt unſerer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wiſ-

ſenſchaft iſt. Viele Polen lernen jetzt Deutſch, und eine Menge guter deutſcher Bücher wird ins Polniſche überſetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls Theil an dieſen Erſcheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; ſie merken jetzt, wie Viel zur Erhaltung derſelben durch eine National-Literatur bewirkt wird, und (wie drollig es auch klingt, ſo iſt es doch wahr, was mir viele Polen ernſthaft ſagten) in Warſchau wird an einer — polniſchen Literatur gearbeitet. Es iſt nun freilich ein großes Miſsverſtändnis, wenn man glaubt, eine Literatur, die ein aus dem ganzen Volke organiſch Hervorgegangenes ſein muſs, könne im literariſchen Treibhauſe der Hauptſtadt von einer Gelehrten-Geſellſchaft zuſammengeſchrieben werden; aber durch dieſen guten Willen iſt doch ſchon ein Anfang gemacht, und Herrliches muſs in einer Literatur hervorblühen, wenn ſie als eine Vaterlandsſache betrachtet wird. Dieſer patriotiſche Sinn muſs freilich auf eigene Irrthümer führen, meiſtens in der Poeſie und in der Geſchichte. Die Poeſie wird das Erhebungskolorit tragen, hoffentlich aber den franzöſiſchen Zuſchnitt verlieren und ſich dem Geiſte der deutſchen Romantik nähern. — Ein geliebter polniſcher Freund ſagte mir, um mich beſonders zu necken: „Wir haben eben ſo gut romantiſche Dichter als ihr

aber sie sitzen bei uns noch — im Tollhause!" — In der Geschichte kann der politische Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geschichte Polens wird sich zu einseitig und zu unverhältnismäßig aus der Universalgeschichte hervorheben, aber desto mehr wird man auch für Erhaltung alles Desjenigen Sorge tragen, was für die polnische Geschichte wichtig ist, und Dieses um so ängstlicher, da man, wegen der heillosen Weise, wie man mit den Büchern der Warschauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge ist, alle polnischen Nationaldenkmale und Urkunden möchten untergehen; deßhalb, scheint es, hat kürzlich ein Zamoyski eine Bibliothek für die polnische Geschichte im fernen — Edinburgh gegründet. Ich mache Sie aufmerksam auf die vielen neuen Werke, welche nächstens die Pressen Warschau's verlassen, und was die schon vorhandene polnische Literatur betrifft, so verweise ich Sie deßhalb auf das sehr geistreiche Werk von Kaulfuß. — Ich hege die größten Erwartungen von dieser geistigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor wie ein alter Soldat, der sein erprobtes Schwert mit dem Lorber an den Nagel hängt, zu den milderen Künsten des Friedens sich wendet, den Geschichten der Vergangenheit nachsinnt, die Kräfte der Natur erforscht und die Sterne misst,

oder gar die Kürze und Länge der Silben, wie wir es bei Carnot ſehen. Der Pole wird die Feder eben ſo gut führen wie die Lanze, und wird ſich eben ſo tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wiſſens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geiſter ſo lange brach lagen, wird die Saat in ihnen deſto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europa's iſt der Geiſt eben durch ſeine vielen Reibungen ſchon ziemlich abgeſtumpft, und durch den Triumph ſeines Beſtrebens, durch ſein Sichſelbſterkennen, hat er ſich ſogar hie und da ſelbſt zerſtören müſſen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geiſtesanſtrengungen des übrigen Europa die reinen Reſultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babyloniſchen Thurmbau europäiſcher Kultur mühſam arbeiteten, erſchöpft ſind, werden unſere neuen Ankömmlinge mit ihrer ſlaviſchen Behendigkeit und noch unerſchlafften Rüſtigkeit das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, daſs die wenigſten dieſer neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall iſt bei uns in Deutſchland, wo die Wiſſenſchaften ein Gewerbe und zünftig ſind, und wo ſelbſt die Muſe eine Milchkuh iſt, die ſo lange für Honorar abgemelkt wird, bis ſie reines Waſſer giebt. Die Polen, welche ſich jetzt auf Wiſſenſchaften

und Künſte werfen, ſind Edelleute, und haben meiſtens Privatvermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntniſſe und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen angewieſen zu ſein. Unberechenbar iſt dieſer Vorzug. Herrliches zwar hat ſchon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünſtigt die geiſtigen Fortſchritte der Polen, nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polniſche Landleben iſt nicht ſo geräuſchlos und einſamlich wie das unſrige, da die polniſchen Edelleute ſich auf zehn Stunden weit beſuchen, oft Wochen lang mit der ſämmtlichen Familie beiſammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadiſch herumreiſen; ſo daſs es mir vorkam, als ſei das ganze Großherzogthum Poſen eine große Stadt, wo nur die Häuſer etwas meilenweit von einander entfernt ſtehen, und in mancher Hinſicht ſogar eine kleine Stadt, weil die Polen ſich Alle kennen, Jeder mit den Familienverhältniſſen und Angelegenheiten des Andern genau bekannt iſt, und dieſe gar oft auf kleinſtädtiſche Weiſe Gegenſtände der Unterhaltung werden. Dennoch iſt dieſes rauſchende Treiben, welches dann und wann auf den polniſchen Landgütern herrſcht, der Erziehung der Jugend nicht ſo ſchädlich, wie das Geräuſch der Städte, das ſich jeden Augenblick in

seinen Tonarten verändert, den Geist der Jugend von der Naturanschauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zersplittert und durch Überreiz abstumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stillleben ist der Jugend sogar heilsam, da sie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geist durch die immerwährende äußere Ruhe versumpfen oder, wie man es nennt, versauern möchte; eine Gefahr, die bei uns so oft vorhanden. Das frische, freie Landleben in der Jugend hat gewiss am meisten dazu beigetragen, den Polen jenen großen starken Charakter zu verleihen, den sie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper; Dieses bedarf der Gelehrte eben so gut wie der Soldat. Die Geschichte zeigt uns, wie die meisten Menschen, die etwas Großes gethan, ihre Jugend im Stillleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter so sehr lobpreisen gehört; man rühmte die Methode in den Klosterschulen und nannte die daraus hervorgegangenen großen Männer, deren Geist sogar in unserer absonderlich geistreichen Zeit Etwas gelten würde; aber man vergaß, dass es nicht die Mönche, sondern die mönchische Eingezogenheit, nicht die Kloster-Schulmethode, sondern die stille Klösterlichkeit selbst war,

die jene Geister nährte und stärkte. Wenn man unsere Erziehungsinstitute mit einer Mauer umgäbe, so würde Dieses mehr wirken, als alle unsere pädagogischen Systeme, sowol idealisch-humanistische als praktisch-Basedow'sche. Geschähe Dasselbe bei unsern Mädchenpensionen, die jetzt so hübsch frei dastehen zwischen dem Schauspielhause und dem Tanzhause und der Wachtparade gegenüber, so verlören unsere Pensionärrinnen ihre kaleidoskopartige Phantasterei und neudramatische Wasserſuppen-Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußisch-polnischen Städte will ich Ihnen nicht Viel schreiben; es ist ein Mischvolk von preußischen Beamten, ausgewanderten Deutschen, Wasserpolen, Polen, Juden, Militär u. s. w. Die preußischen deutschen Beamten fühlen sich von den polnischen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutsche Beamte werden oft ohne ihren Willen nach Polen versetzt, suchen aber so bald als möglich wieder heraus zu kommen; Andere sind von häuslichen Verhältnissen in Polen festgehalten. Unter ihnen finden sich auch Solche, die sich darin gefallen, daſs sie von Deutschland isoliert sind; die sich bestreben, das bischen Wissenschaftlichkeit, das sich ein Beamter zum Behuf des Examens erworben haben musste, so schnell als möglich wieder auszugähnen; die ihre Lebens-

philoſophie auf eine gute Mahlzeit baſiert haben, und die bei ihrer Kanne ſchlechten Bieres geifern gegen die polniſchen Edelleute, die alle Tage Ungarwein trinken und keine Aktenſtöße durchzuarbeiten brauchen. Von dem preußiſchen Militär, das in dieſer Gegend liegt, brauche ich nicht Viel zu ſagen. Dieſes iſt, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil Dieſer ſelbſt ſoldatiſchen Sinn hat und der Brave alles Brave ſchätzt; aber von einem näheren Gefühle iſt noch nicht die Rede.

Poſen, die Hauptſtadt des Großherzogthums, hat ein trübſinniges, unerfreuliches Anſehen. Das einzige Anziehende iſt, daſs ſie eine große Menge katholiſcher Kirchen hat. Aber keine einzige iſt ſchön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um ſchöne alte Bilder aufzuſuchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht ſchön, und die einigermaßen ſchönen ſind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renovieren. Im uralten Dom zu Gneſen, der ehemaligen Hauptſtadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen. Dort intereſſierte mich nur die figurenreiche, aus Eiſen gegoſſene Kirchenthür, die einſt das Thor von Kiew war, welches der ſiegreiche Boguslaw erbeutete, und worin noch

ſein Schwerthieb zu ſehen iſt. Der Kaiſer Napoleon hat ſich, als er in Gneſen war, ein Stückchen aus dieſer Thür herausſchneiden laſſen, und dieſe hat durch ſolche hohe Aufmerkſamkeit noch mehr an Werth gewonnen. In dem Gneſener Dom hörte ich auch nach der erſten Meſſe einen vierſtimmigen Geſang, den der heilige Adalbert, der dort begraben liegt, ſelbſt komponiert haben ſoll und der alle Sonntage geſungen wird. Der Dom hier in Poſen iſt neu, hat wenigſtens ein neues Anſehen, und folglich gefiel er mir nicht. Neben demſelben liegt der Pallaſt des Erzbiſchofs, der auch zugleich Erzbiſchof von Gneſen, und folglich zugleich römiſcher Kardinal iſt, und folglich rothe Strümpfe trägt. Er iſt ein ſehr gebildeter, franzöſiſch urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Klerus in Polen gehört immer zu den vornehmſten adeligen Familien; der niedere Klerus gehört zum Plebs, iſt roh, unwiſſend und rauſchliebend. — Ideenaſſociation führt mich direkt auf das Theater. Ein ſchönes Gebäude haben die hieſigen Einwohner den Muſen zur Wohnung angewieſen; aber die göttlichen Damen ſind nicht eingezogen, und ſchickten nach Poſen bloß ihre Kammerjungfern, die ſich mit der Garderobe ihrer Herrſchaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Weſen treiben. Die Eine ſpreizt ſich wie ein Pfau, die

Andere flattert wie eine Schnepfe, die Dritte kollert wie ein Truthahn, und die Vierte hüpft auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber sperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulett-Mensch ruft: „Auf Ehre, Melpomene! Thalia! Polyhymnia! Terpsichore!“ — Auch einen Theater-Recensenten giebt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Recensionen dieses trefflichen Recensenten stehen bis jetzt nur in der Posener Stadtzeitung, werden aber bald als eine Fortsetzung der Lessing'schen Dramaturgie gesammelt erscheinen!! Doch mag sein, daſs mir dieses Provinzialtheater so schlecht erscheint, weil ich just von Berlin komme und noch zuletzt die Schröck und die Stich sah. Nein, ich will nicht das ganze Posen'sche Theater verdammen; ich bekenne sogar, daſs es ein ganz ausgezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz schlechte besitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier spreche, ist Demoiselle Paien. Ihre gewöhnliche Rolle ist die erste Liebhaberin. Da ist nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträtsche jener Gefühlvollen, die sich für die Bühne berufen glauben, weil sie vielleicht im Leben die sentimentale oder kokette Rolle mit einigem Succeſs gespielt, und die man von den Brettern fortpfeifen

möchte, eben weil man ſie im einſamen Kloſett herzlich applaudieren würde. Demoiſelle Paien ſpielt mit gleichem Glücke auch die heterogenſten Rollen, eine Eliſabeth ſo gut wie eine Marie. Am beſten gefiel ſie mir jedoch im Luſtſpiel, in Konverſationsſtücken, und da beſonders in jovialen, neckenden Rollen. Sie ergötzte mich königlich als Pauline in „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorge“. Bei Demoiſelle Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohlthuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja faſt Verwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem echten, großen Talente gewahren. Ich ſah ſie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männerrollen, z. B. in der „Liebeserklärung“ und in Wolff's „Cäſario“; nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer ſetze, die ihr zum Muſter dienen. Demoiſelle Paien iſt zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günſtiges Äußere, und es wäre Schade, wenn dieſes kunſtbegabte Mädchen in den Sümpfen herumziehender Truppen untergehen müſſte.

Ein brauchbares Subjekt der Poſener Bühne iſt Herr Carlſen, er verdirbt keine Rolle; auch muſs man Madame Paien eine gute Schauſpielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als

Geliebte Schieberle's gefiel sie mir besonders. Sie spielt ebenfalls keck und frei, und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauspielerinnen, die zwar mit vieler Kunst solche Alteweiberrollen darstellen, uns aber doch gern merken lassen möchten, daſs in der alten Schachtel noch immer eine aimable Frau stecke. Herr Oldenburg, ein schöner Mann, ist als Liebhaber im Lustspiel unerquicklich und ein Muster von Steifheit und Unbeholfenheit; als Heldliebhaber im Trauerspiel ist er ziemlich erträglich. Es ist nicht zu verkennen, daſs er Anlage zum Tragischen hat; aber seinen langen Armen, die bei den Knieen perpendikelartig hin und her fliegen, muſs ich alles Schauspielertalent durchaus absprechen. Als Richard in „Rosamunde" gefiel er mir aber, und ich übersah manchmal den falschen Pathos, weil solcher im Stücke selbst liegt. In diesem Trauerspiel gefiel mir sogar Herr Munsch als König am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knalleffektscene. Herr Munsch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenschaft geräth, einem Gebell ähnliche Töne auszustoßen. Demoiselle Franz, ebenfalls erste Liebhaberin, spielt schlecht aus Bescheidenheit; sie hat etwas Sprechendes im Gesicht, nämlich einen Mund. Madame Fabrizius ist ein niedliches Figürchen, und gewiſs enchantierend außer dem Theater. Ihr Mann,

Herr Fabrizius, hat in dem Luſtſpiel: „Des Herzogs Befehl“ den großen Fritz ſo meiſterhaft parodiert, daſs ſich die Polizei hätte drein miſchen ſollen. Madame Carlſen iſt die Frau von Herrn Carlſen. Aber Herr Vogt iſt der Komiker: er ſagt es ja ſelbſt, denn er macht den Komödienzettel. Er iſt der Liebling der Galerie, hat den Grundſatz, daſs man eine Rolle wie die andere ſpielen müſſe, und ich ſah mit Bewunderung, daſs er demſelben getreu blieb als Fels von Felſenburg, als dummer Baron im „Alpenröschen“, als Spießbürger-Anführer im „Vogelſchießen“ u. ſ. w. Es war immer ein und derſelbe Herr Ernſt Vogt mit ſeiner Fiſtelkomik. Einen andern Komiker hat Poſen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den Staberle und „Die falſche Catalani“ mit vielem Vergnügen geſehen. Madame Leutner iſt die Direktrice der Poſener Bühne, und findet Nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr ſpielte hier die Köhler'ſche Truppe, die jetzt in Gneſen iſt, und zwar im allerdeſolateſten Zuſtande. Der Anblick dieſer armen Waiſenkinder der deutſchen Kunſt, die ohne Brot und ohne aufmunternde Liebe in dem fremden kalten Polen herumirren, erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Ich habe ſie bei Gneſen auf einem freien, mit hohen Eichen romantiſch umzäunten Platze, ge-

nannt der Waldkrug, ſpielen ſehen; ſie führten ein Schauſpiel auf, betitelt: „Bianka von Toredo, oder die Beſtürmung von Caſtellnero“, ein großes Ritterſchauſpiel in fünf Aufzügen von Winkler; es wurde Viel darin geſchoſſen und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängſtigten Prinzeſſinnen, deren wirkliche Betrübnis merklich ſchimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit ſichtbar hervorguckte aus ihrem fürſtlichen Goldflitterſtaate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor Kurzem ſpielte hier auch eine polniſche Geſellſchaft aus Krakau. Für zweihundert Thaler Abſtandsgeld überließ ihr Madame Leutner die Benutzung des Schauſpielhauſes auf vierzehn Darſtellungen. Die Polen gaben meiſtens Opern. An Parallelen zwiſchen ihnen und der deutſchen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Poſener von deutſcher Zunge geſtanden zwar, daſs die polniſchen Schauſpieler ſchöner ſpielten als die deutſchen, und ſchöner ſangen, und eine ſchönere Garderobe führten u. ſ. w.; aber ſie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anſtand. Und Das iſt wahr; es fehlte ihnen jene traditionelle Theateretikette und pompöſe, pretiöſe und graciöſe Gravität deutſcher Komödianten. Die Polen ſpielen im Luſtſpiel, im bürgerlichen

Schauſpiel und in der Oper nach leichten, franzöſiſchen Muſtern; aber doch mit der original-polniſchen Unbefangenheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen geſehen. Ich glaube, ihre Hauptforce iſt das Sentimentale. Dieſes bemerkte ich in einer Vorſtellung des „Taſchenbuchs" von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczinski, Staroſt von Rawa", Schauſpiel in drei Akten, nach dem Deutſchen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend ſchmelzenden Klagenerguſs der Madame Szymkaylowa, welche die Jadwiga, Tochter des in Anklagezuſtand geſetzten Staroſts ſpielte. Die Sprache des Herrn Wlodek, Liebhaber Jadwiga's, trug dasſelbe ſentimentale Kolorit. An die Stelle der tabakſchnupfenden Alten war ein ſchnupfender Haushofmeiſter, „Tadeusz Telempski", ſubſtituiert, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmuth zeigten die polniſchen Sängerinnen, und das ſonſt ſo rohe Polniſche klang mir wie Italiäniſch, als ich es ſingen hörte. Madame Skibinska beſeligte meine Seele als Prinzeſſin von Navarra, als Zetulba im „Kalifen von Bagdad," und als Aline. Eine ſolche Aline habe ich noch nie gehört. In der Scene, da ſie ihren Geliebten in den Schlaf ſingt und die bedrängenden Botſchaften erhält, zeigte

sie auch ein Spiel, wie es selten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golkonda werden mir noch lange vor den Augen schweben und in den Ohren klingen. Madame Zawadzka ist eine liebliche Lorezza, ein freundlich schönes Mädchenbild. Auch Madame Wlodkowa singt trefflich. Herr Zawadzki singt den Olivier ganz vorzüglich, spielt ihn aber schlecht. Herr Romanowski giebt einen guten „Johann". Herr Szymkaylo ist ein gar köstlicher Buffo. Aber die Polen haben keinen Anstand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daſs mich die polnischen Schauspieler so sehr ergötzen. Bei jeder Vorstellung, die sie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Posen sind, besuchten aus Patriotismus das Theater. Die meisten polnischen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reisten nach Posen, um polnisch spielen zu sehen. Der erste Rang war gewöhnlich garniert von polnischen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beisammen saßen und vom Parterre aus den herrlichsten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Posen und des Großherzogthums überhaupt will ich Ihnen Nichts schreiben, da sich jetzt ein weit erfahrenerer Alterthumsforscher, als ich bin, damit beschäftigt, und gewiſs

bald dem Publikum viel Interessantes darüber mittheilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky, der sechs Jahre im Auftrag unserer Regierung in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprachurkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus für diese Gegenstände, und dabei unterstützt von den gründlichsten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine literarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Alterthumsforscher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen Fleiße und einer rastlosen Thätigkeit muss Derselbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als sechsunddreißig dicke, und zwar sehr dicke, und fast sämmtlich schön geschriebene Quartbände Manuskript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abschriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die Berliner und Breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige große, meistens historische Gedichte und Dichterblüthen des dreizehnten Jahrhunderts, alle durch Sach- und Spracherklärungen und Handschriften-Vergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthalten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten, die größtentheils dem Sagenkreise des Königs Artus angehören, und auch die größere Lesewelt ansprechen

können; ferner viele mit Scharfsinn und Umsicht entworfene Zusammenstellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überschriften den meisten und wichtigsten Lebensverhältnissen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten diese Bände rein geschichtliche Urkunden, worunter eine in den Haupttheilen vollständige Abschrift der Gedenkbücher des Kaisers Maximilian's I. von 1494—1508, drei starke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden aus späterer Zeit am wichtigsten sind, weil erstere das Leben des großen Kaisers und den Geist seiner Zeit so treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeschrieben sind, über viele Familienverhältnisse des österreichischen Hauses Licht verbreiten und nicht Jedem zugänglich sind, dem nicht, wie dem Professor Schottky, aus besonderer Gunst die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten diese Bände über anderthalbtausend Lieder aus alten verschollenen Sammlungen, aus seltenen fliegenden Blättern und aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben, — Materialien zur Geschichte der österreichischen Dichtkunst, dahin einschlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge seltener Werke, interessante mündliche Sagen, Volkssprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der österreichischen Fürsten, eine Menge

Hexenprocesse in Originalakten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feste und Gebräuche in Österreich, und eine Menge anderer sehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntnis des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiste desselben zeugen die oben erwähnten sinnreichen Zusammenstellungen unter verschiedene Rubriken; aber dieses Verfahren entstammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Professor Schottky angehört. Nach meiner Ansicht geht die Erkenntnis des ganzen geistigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man seine einzelnen Momente in ein bestimmtes Fachwerk einregistriert; wie sehr schön und bequem es auch für das größere Publikum sein mag, wenn man, wie in Schottky's Zusammenstellungen meistens der Fall ist, z. B. unter der Rubrik Ritterthum gleich Alles beisammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Festspiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauenrubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beisammen findet, die sich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn Dieses ebenso der Fall ist bei Jagd, Liebe, Glaube u. s. w. Über den Glauben im Mittelalter giebt Professor Schottky (bei Max in Breslau) nächstens ein Werk heraus, betitelt:

„Gott, Christus und Maria.“ In der „Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart“, welche Professor Schottky nächstes Jahr (bei Munk in Posen) herausgiebt, werden wir von ihm gewiss viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift auch einen großen Theil der allergegenwärtigsten Gegenwart umfassen, und zunächst eine literarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, dass dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hilfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialiensammlung. In Posen ist keine Bibliothek; wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählich versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottky'schen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größeren Publikum unzugänglich bleiben müssten. Außerdem muss man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzliches Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen nothwendig erfordert. Den deutschen Alterthums-

forſcher müſſen deutſche Eichen umrauſchen. Es iſt zu befürchten, daſs der heiße Enthuſiasmus für das Deutſche ſich in der ſarmatiſchen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackre Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft dieſe eine unſerer heiligſten und wichtigſten Angelegenheiten, unſere Geſchichte. Das Intereſſe für dieſelbe iſt zwar jetzt nicht ſonderlich rege im Volke. Es iſt ſogar der Fall, daſs gegenwärtig das Studium altdeutſcher Kunſt- und Geſchichtsdenkmale im Allgemeinen übel accreditiert iſt; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneiderpatriotismus ſich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geſchadet, als die bitterſten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter ſein Recht widerfahren läſſt, wo kein alberner Apoſtel ſeichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenparticen des großen Gemäldes verfertigt, um ſeiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwiſchen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwiſchen dem Nibelungenlied und der Odyſſee, wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organiſchen Zu-

sammenhange erkennt, und nur mit sich selbst vergleicht, und das Nibelungenlied einen versificierten Dom und den Kölner Dom ein steinernes Nibelungenlied nennt.

Der Thee.

Humoreske.

(1830.)

Der Schauplatz der Geſchichte, die ich jetzt erzählen will, ſind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutſcher Leſer; es iſt gar keine Politik darin, ſondern bloß Philoſophie, oder vielmehr eine philoſophiſche Moral, wie du es gern haſt. Es iſt wirklich ſehr politiſch von dir, wenn du von Politik Nichts wiſſen willſt, du erführeſt doch nur Unangenehmes oder Demüthigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daſs ich mich die letzten Jahre faſt nur mit Politik beſchäftigt und ſogar politiſche Bücher herausgab. „Wir leſen ſie zwar nicht," ſagten ſie, „aber es macht uns ſchon ängſtlich, daſs ſo Etwas in Deutſchland gedruckt wird, in dem Lande der Philoſophie und der Poeſie. Willſt du nicht mit uns träumen, ſo wecke uns wenigſtens nicht aus dem ſüßen

Schlafe. Laſs du die Politik, verſchwende nicht daran deine ſchöne Zeit, vernachläſſige nicht dein ſchönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunſtanſichten oder irgend eine gute philoſophiſche Moral."

Wohlan, ich will mich ruhig wie die Andern aufs träumeriſche Polſter hinſtrecken und meine Geſchichte erzählen. Die philoſophiſche Moral, die darin enthalten ſein ſoll, beſteht in dem Satze: daſs wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im Geringſten ſelbſt daran Schuld zu ſein. Eigentlich ſollte ich bei dieſem Satze in der erſten Perſon des Singularis ſprechen — nun ja, ich will es, lieber Leſer, aber ich bitte dich, ſtimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verſchuldet. Denn iſt es meine Schuld, daſs ich einen guten Geſchmack habe, und daſs guter Thee mir gut ſchmeckt? Und ich bin ein dankbarer Menſch, und als ich in den Bädern von Lucca war, lobte ich meinen Hauswirth, der mir dort ſo guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken.

Dieſes Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demſelben Hauſe wohnte, ſehr oft angeſtimmt, und dieſe Dame wunderte ſich darüber um ſo mehr, da ſie, wie ſie klagte, trotz allen Bitten von unſerem Hauswirthe keinen guten Thee

erhalten konnte und deſshalb genöthigt war, ihren Thee per Eſtafette aus Livorno kommen zu laſſen.

„Der iſt aber himmliſch!“ ſetzte ſie hinzu und lächelte göttlich.

Milady, erwiderte ich, ich wette, der meinige iſt noch viel beſſer.

Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und ſie verſprachen, des anderen Tages um ſechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erſcheinen, wo man ſo traulich beiſammen ſitzen und ins Thal hinabſchauen kann.

Die Stunde kam, Tiſchchen gedeckt, Butterbrötchen geſchnitten, Dämchen vergnügt ſchwatzend — aber es kam kein Thee.

Es war Sechs, es wurde halb Sieben, die Abendſchatten ringelten ſich wie ſchwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer ſehnſüchtiger, die Vögel zwitſcherten immer dringender — aber es kam kein Thee. Die Sonnenſtrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerkſam, daſs die Sonne verzögernd ſcheide, und ſichtbar ungern die Geſellſchaft ihrer Mitſonnen verlaſſe.

Das war gut geſagt — aber der Thee kam nicht.

Endlich, endlich, mit seufzendem Gesicht, kam mein Hauswirth und frug: ob wir nicht Sorbett statt des Thees genießen wollten?

„Thee! Thee!“ riefen wir Alle einstimmig.

Und zwar denselben — setzte ich hinzu — den ich täglich trinke.

„Von demselben, Excellenzen? Es ist nicht möglich!“

Weßhalb nicht möglich? rief ich verdrießlich.

Immer verlegener wurde mein Hauswirth, er stammelte, er stockte; nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geständnis — und es löste sich das schreckliche Räthsel.

Mein Herr Hauswirth verstand nämlich die bekannte Kunst, den Theetopf, woraus schon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Wasser zu füllen, und der Thee, der mir so gut geschmeckt, und wovon ich so viel geprahlt, war Nichts anders, als der jedesmalige Aufguss von demselben Thee, den meine Hausgenossin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um die Wälder von Lucca haben ein ganz außerordentliches Echo, und wissen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

Recensionen.

Rheiniſch-weſtfäliſcher Muſen-Almanach

auf das Jahr 1821.

Herausgegeben von Friedrich Raßmann.

Hamm, bei Schulz und Wundermann.

(1821.)

„Was lange wird, wird gut" — „Eile mit Weile" — „Rom iſt nicht in einem Tag gebaut" — „Kommſt du heute nicht, kommſt du morgen" und noch viele hundert ähnliche Sprichwörter führt der Deutſche beſtändig im Munde, dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung, und ſollten mit Recht der ganzen deutſchen Geſchichte als Motto vorangeſetzt werden. — Nur unſere Almanachs-Herausgeber haben ſich von jenen ledigen Sprichwörtern losgeſagt, und ihre poetiſchen Blumenſträußchen, die dem Publikum in winterlicher Zeit ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen ſein ſollen, pflegen ſchon im Frühherbſte zu erſcheinen. Es iſt daher befremdend, daſs vorliegender poetiſche Blu-

menſtrauß ſo ſpät, nämlich im April 1821, zum Vorſchein gekommen. Lag die Schuld an den Blumenlieferanten, den Einſendern? oder am Straußbinder, dem Herausgeber? oder an der Blumenhändlerin, der Verlagshandlung? Doch es iſt ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetiſches Taſchenbuch oder ähnliches Duodezbüchlein, das als ein niedliches Neujahrsgeſchenk in die Sammet-Ridikül holder Damen geſchmeidig hineingleiten ſoll, oder beſtimmt iſt, mit der feingeglätteten Vignettenkapſel und dem hervorblitzenden Goldſchnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchſe zu prangen; nein — Herr Raßmann giebt uns einen Muſen-Almanach. In einem ſolchen darf nämlich gar keine Proſa (und, wenn es thunlich iſt, auch gar nichts Proſaiſches) enthalten ſein; aus dem einfachen Grunde: weil die Muſen nie in Proſa ſprechen. Dieſer Satz, der durch hiſtoriſche Erinnerungen an die Muſen-Almanache von Voſs, Tieck, Schlegel u. ſ. w. entſtanden iſt, hat des Referenten ſelige Großmutter einſt veranlaſſt, zu behaupten, daſs es eigentlich gar keine Poeſie giebt, wo keine Reime klingen oder Hexameter ſpringen. Nach dieſem Grundſatz kann man dreiſt behaupten, daſs viele unſerer berühmten, viele unſerer ſehr geleſenen Autoren, wie z. B. Jean Paul, Hoffmann, Clauren,

Karoline Fouqué u. ſ. w. Nichts von der Poeſie verſtehen, weil ſie nie oder höchſt ſelten Verſe machen. Doch viele Leute, worunter Referent ſo halb und halb auch gehört, wollen dieſen Grundſatz beſtreiten. Sollte Herr Raßmann nicht auch zu dieſen Leuten gehören? Warum aber dieſe engbrüſtige Lamme, bei einer poetiſchen Kunſtausſtellung — was doch der Muſen-Almanach eigentlich ſein ſoll — gar keine Proſa einzulaſſen? — Indeſſen, abgeſehen von allem Zufälligen und zur Form Gehörigen, muſs Referent geſtehen, daſs ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angeſprochen hat, daſs ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daſs ihm bei der Lektüre des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs“ ſo wohlig, heimiſch und behaglich zu Muthe war, als ob er ſein Leibgericht äße, rohen weſtfäliſchen Schinken nebſt einem Glaſe Rheinwein. Durchaus ſoll hier nicht angedeutet ſein, als ob die im Almanach enthaltenen weſtfäliſchen Dichter mit weſtfäliſchem Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheiniſchen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernweſtfalen, um nicht zu wiſſen, daſs er in keinem Zweige der Literatur ſeinen Nachbaren nachzuſtehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt iſt, mit den

literarischen Kastagnetten sich durchzuklappern und ästhetische Maulhelden niederzuschwatzen.

Von den siebenunddreißig Dichtern, die der Musen-Almanach vorführt und worunter auch einige neue Namen hervorgrüßen, muß zuerst der Herausgeber erwähnt werden. Raßmann gehört der Form nach der neuern Schule zu; doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenstände der literarischen Thätigkeit Raßmann's wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und sein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes (lauter altfränkische Eigenschaften, die längst aus der Mode gekommen!) In den Gedichten Raßmann's, die der Musen-Almanach enthält, besonders in „Einzwängung des Frühlings", „Der Töpfer nach der Heirath" und im „Armen Heinrich" finden sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebreiche Betriebsamkeit und fast Hans-Sachsische Ausmalerei. E. M. Arndt's Gedicht „Die Burg des echten Wächters" ist herzlich und jugendlich frisch. In W. v. Blomberg's „Elegie auf die Herzogin von Weimar" sind recht schöne und anmuthige Stellen. Bueren's Nachtstück „Die Hexen" ist sehr anziehend; der Verfasser fühlt

gar wohl, wie Viel durch metrische Kunstgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, besonders der spondeischen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derselben beobachtet werden muß, ist ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rousseau's Gedicht „Verlust" weht ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich süße Wehmuth. Heilmann's Gedicht „Geist der Liebe" wäre sehr gut, wenn mehr Geist und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobald's „Schelm von Bergen" ist wunderschön, fast unübertrefflich; doch der Verfasser ist auf falschem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verse und Sprachplumpheit nachzuahmen sucht. Der gemüthliche Gebauer giebt uns hier vier Gedichte, recht herzig, recht hübsch. Wilhelm Smets giebt ebenfalls eine Reihe schöner Dichtungen, wovon einige gewiß seelenerquickend genannt werden dürfen. Zu diesen gehören das Sonett „An Ernst von Lassaulx" und das Gedicht „An Elisabeth's Namenstage." Nikolaus Meyer's Gedichte sind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerschönsten ist das Gedicht „Liebesweben." „Der Klausner" von Freifrau Elise von Hohenhausen ist ein sinniges, heiteres, blühendes Ge-

mälde, von dessen Anmuth und Lieblichkeit das Gemüth des Lesers angenehm bewegt wird. Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins ist recht ansprechend, das Äußere desselben fast zu bescheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt lässt bald den Mangel des Goldschnitts übersehen.

Gedichte

von Johann Baptiſt Rouſſeau.

Crefeld, bei Funke. 1823.

Poeſien für Liebe und Freundſchaft.

Von Demſelben.

Hamm, bei Schulz und Wundermann. 1823.

(1823.)

Die Gefühle, Geſinnungen und Anſichten des Jünglingsalters ſind das Thema dieſer zwei Bücher. Ob der Verfaſſer die Bedeutung dieſes Alters völlig begriffen hat, iſt uns nicht bekannt; doch iſt es unverkennbar, daſs ihm die Darſtellung desſelben nicht miſslungen iſt. — Was will ein Jüngling? Was will dieſe wunderliche Aufregung in ſeinem Gemüthe? Was wollen jene verſchwindenden Geſtalten, die ihn jetzt ins Menſchengewühle, und nachher wieder in die Einſamkeit locken? Was wollen jene unbeſtimmten Wünſche, Ahnungen und Neigungen, die ſich ins Unendliche ziehen, und verſchwinden, und wieder auftauchen und den Jüngling zu einer beſtändigen Be-

wegung antreiben? Jeder antwortet hier auf ſeine eigne Weiſe, und da auch wir das Recht haben, unſeren eignen Ausdruck zu wählen, ſo erklären wir jene Erſcheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geſchichte haben.“ Das iſt die Bedeutung unſeres Treibens in der Jugend; wir wollen Was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerſtört, genoſſen und gelitten haben; im Mannesalter iſt ſchon manches Dergleichen erlangt, und jener brauſende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft ſelbſt ſein mag, iſt ſchon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erſt der Greis, der im Kreiſe ſeiner Enkel unter der ſelbſtgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen ſeiner Lieben auf den Trümmern ſeines Hauſes ſitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geſchichte, in ſeinem Herzen gänzlich befriedigt und erloſchen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugſam andeuten, wenn wir ſagen, daſs der Verfaſſer in dem erſten ſein Streben, eine Geſchichte zu haben, und in dem andern die erſten Anfänge ſeiner Geſchichte dargeſtellt hat. Wir nannten die Darſtellung gelungen, weil der Verfaſſer uns nicht Reflexionen über ſeine Gefühle, Geſinnungen und Anſichten, ſondern dieſe letzteren ſelbſt gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Ausſprüchen, Thätigkeiten und andern

Äußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen, und frei und schlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüthe abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantikerschule befolgt, und hat, statt nach der bekannten falschen Idealität zu streben, die besonderste Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist: dass in jenen Besonderheiten sich wieder das Allgemeine zeigt, und dass sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal dargiebt, das Idealische selbst uns sichtbar entgegen tritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, dass sein Auge auf eine eigenthümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffasst und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüth zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammen zu setzen, dass sie sich zu einem schönen, echt poetischen

Gedichte gestalten. Deßhalb hat jedes echte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all seiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewussten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erste, obschon dieses mehr Ansprechendes und Kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber Jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daß die Leidenschaft eben so gut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkelästhetiker, die

vielleicht einen zärtlichen Kutſcher oder eine zürnende Köchin in poetiſche Redensarten ausbrechen ſahen, zu dem Wahne gelangt: die Poeſie ſei gar nichts Anderes, als die Sprache der Leidenſchaft. Sichtbar hat unſer Verfaſſer in dem erſten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenſchaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läſſt ſich ſagen, daſs ſie zum Theil Erzeugniſſe des Genius ſind. Schwerer iſt es, das Maß der Kraft Desſelben zu beſtimmen, und der Raum dieſer Blätter erlaubt nicht eine ſolche Unterſuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erſte enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verſchiedenen Vers- und Tonarten. Der Verfaſſer gefällt ſich darin, die meiſten ſüdlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die ſchlichtdeutſche Spruchweiſe und das Volkslied ſind nicht vergeſſen. Seiner Kürze halber ſei folgender Spruch erwähnt:

Mir iſt zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutſchen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei,
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder ſind zwar im rechten Volkstone, aber nach unſerm Bedünken etwas zu maſſiv geſchrie-

ben. Es kömmt darauf an, den Geist der Volksliedformen zu erfassen, und mit der Kenntnis desselben nach unserem Bedürfnis gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeschmackt klingen daher die Titulatur-Volkslieder jener Herren, die den heutigsten Stoff aus der gebildeten Gesellschaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksbursche vor zweihundert Jahren für den Erguß seiner Gefühle passend gefunden. Der Buchstabe tödtet, doch der Geist macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erste Hälfte, „Tempel der Liebe" überschrieben, aus poetischen Apologien befreundeter Geister besteht. Unter den Liebessonetten halten wir am gelungensten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundschaft" zeichnen wir aus die Sonette an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuser, Rückert, Blomberg, Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter diesen hat uns das Sonett an J. Kreuser am meisten angesprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfasser nicht, wie so manche zahme Leute, aus bekannten Gründen sich scheut, von diesem ehrenwerthen Manne öffentlich zu sprechen. In diesem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verstehen; Babel liegt nicht an der Seine,

Das ist ein widerwärtiger geographischer Irrthum von 1814. Im Ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem „Tempel der Freundschaft" zu wohnen, und es mag hie und da das versificierte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist Dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfasser auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorberzweige geschmückt, dass Herr Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muss, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen; wenn Solches nicht geschieht, so ist es Jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.

Tasso's Tod.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Wilhelm Smets.

Coblenz, bei Hölscher.

(1821.)

Diese Dichtung hat uns beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt und gemüthlich angesprochen, daſs es uns wahrlich schwer ankömmt, sie mit der nothwendigen Kälte nach den Vorschriften und Anforderungen der dramatischen Kunst kritisch zu beurtheilen, ihren innern Werth mit Unterdrückung individueller Anregungen gewissenhaft genau zu bestimmen, und ihre Mängel und Gebrechen mit strenger Hand aufzudecken. — Ehrlich gestanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei diesem Geschäft nicht ganz unähnlich sind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsschwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden

Gaumen mit den Früchten desselben labte, sich weidlich ergötzte an dem Gezwitscher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend sich verdrießlich auf die Beine macht, und über den Baum räsonniert und in sich murmelt: „Das war ein erbärmliches Lager, Das waren ja herbe Holzäpfel, Das war ein unausstehliches Spatzengepiepse u. s. w.“ Indessen, das Recensieren hat doch auch sein Gutes. Es giebt heuer so viele wunderliche Bäume auf dem Parnass, dass es Noth thut, wie in botanischen Gärten Gebrauch ist, bei jedem ein weißes Täfelchen zu stellen, worauf der Wanderer lesen kann: „Unter diesem Baume lässt sich's angenehm ruhen, auf diesem wachsen treffliche Früchte, in diesem singen Nachtigallen“; — so wie auch: „Auf diesem Baume wachsen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter diesem Baume duftet sinnebetäubender Weihrauch, unter diesem spuken des Nachts alte Rittergeister, in diesem pfeift ein sauberer Vogel, unter diesem Baume kann man gut — einschlafen.“

Wir haben oben bemerkt, dass wir vorliegende Tragödie nach den Kunstvorschriften der Dramaturgie beurtheilen wollen. Doch, da in Betreff derselben auch unsere größten Ästhetiker nicht mit einander übereinstimmen, da es Anmaßung wäre, wenn

wir unsere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch subjektive Ansicht das Verdienst des Dichters unbewusst beeinträchtigen möchten, so wollen wir nie unbedingt ein Urtheil über die Leistungen Desselben fällen, ohne erst mit wenigen Worten angedeutet zu haben, von welchen ästhetischen Grundsätzen wir ausgehn. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Gesichtspunkten beurtheilen: aus dem dramatischen, aus dem poetischen und aus dem ethischen Gesichtspunkte.

Lyrik ist die erste und älteste Poesie. Sowohl bei ganzen Völkern, als bei einzelnen Menschen, sind die ersten poetischen Ausbrüche lyrischer Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern scheinen hier dem Dichter zu abgedroschen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, imposanteren Bildern und Vergleichen, um sowohl seine subjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenstände auf seine Subjektivität ausüben, lebendig darzustellen. Es giebt Individuen und ganze Völker, die es in der Poesie nie weiter als bis zu dieser Dichtart gebracht haben. Bei Beiden deutet Solches auf einen Zustand der Geisteskindheit oder der flachen Einseitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewisse Verstandesreife eingetreten ist, sobald

ſein geiſtiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenſtände und Begebenheiten beſſer durchſchaut, und ſein Geiſt die Geſammtanſchauung dieſer Außenwelt in ſich aufnimmt, ſo wird es auch ein neues Beſtreben des Dichters ſein, dieſe äußern Gegenſtände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimiſchung von ſubjektiven Gefühlen und Anſichten, poetiſch ſchön darzuſtellen. So entſteht die epiſche und die dramatiſche Dichtung.

Gewiſſe Talente, wie man ſieht, werden von der einen dieſer Dichtungsarten eben ſo gut wie von der andern erfordert, nämlich: allgemeine Naturanſchauung, Heraustreten aus der Subjektivität, treue, lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenſchaften, Charakteren u. ſ. w. Doch machen wir die vielbeſtätigte Bemerkung: daſs Dichter, die in der einen dieſer Dichtungsarten Meiſter ſind, oft in der andern nichts Erträgliches zu Stande bringen können. Dieſe Beobachtung führt uns zur Unterſuchung, ob jenes Miſslingen nicht dadurch entſteht, weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich ſind, als bei der andern, und weil vielleicht das Weſen beider Dichtungsarten ſo erſtaunlich von einander verſchieden iſt?

Wenn wir den epiſchen und den dramatiſchen Dichter, jeden in ſeiner Werkſtätte, belauſchen und hier ſein Verfahren beobachten, ſo iſt uns Nichts leichter, als die Löſung dieſer Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiſte die lebendigſte Anſchauung ſeines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, ſein Erzählen iſt zwar meiſtens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander, und nicht ſelten ein Voreinander (Vorausſagen der Kataſtrophe). Er ſchildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Koſtüm ſeiner Helden, er läſſt ſie zwar ſprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen, und zuweilen gar ſchießt ein Blitzſtrahl aus ſeinem eigenen Gemüthe, aus ſeiner Subjektivität, und beleuchtet mit ſchnellem Lichte das Lokal und die Helden ſeines Gedichtes. Dieſes ſubjektive Aufblitzen, wovon unſere zwei beſten epiſchen Gedichte, die Odyſſee und die Nibelungen, nicht frei ſind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt ſchon, daſs das Talent des gänzlichen Heraustretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in ſo hohem Grade erforderlich iſt, als beim Drama. In dieſer Dichtart muſs jenes Talent vollkommen ſein. Aber Das iſt noch lange nicht das Hauptſächlichſte. Das Drama ſetzt eine Bühne voraus, wo ſich nicht Jemand hinſtellt und das Gedicht

vordeklamiert, ſondern wo die Helden des Gedichts ſelbſt lebendig auftreten, in ihrem Charakter mitſammen ſprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur nothwendig aufzuzeichnen, was ſie ſprechen und wie ſie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergiſſt, daſs dieſe lebendigen Heldenvorſteller das Recht haben, nach eigener Willkür ſich zu gruppieren und Grimaſſen zu ſchneiden, daſs der Theaterſchneider für hübſche Kleider, der Dekorationsmaler für hübſche Umgebungen, der Kapellmeiſter für dämmernde Gefühle, und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epiſchen Dichter gar nicht in den Kopf, und wenn er ſich im Drama verſucht, verwickelt er ſich in ſchöne Gegendbeſchreibungen, Charakterſchilderungen und zu feine Nüancierungen. Endlich leidet das Drama keinen Stillſtand, kein Nebeneinander, noch viel weniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas iſt alſo lebendiges und immer lebendigeres Fortſchreiten und Ineinandergreifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteriſtiſche im Weſen des Epos und des Dramas leicht hingezeichnet, und Jedem iſt es durchaus erklärbar, warum ſo viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der Lyrik in das Gebiet des Epiſchen übergehen, weil ſie hier

ihre Subjektivität nicht ganz und gar zu verleugnen brauchen, und durch etwanige Versuche in der Romanze, in der Elegie, im Roman und in dergleichen Dichtungsarten, welche aus einer Vermischung des Epischen und des Lyrischen bestehen, sich an jene Verleugnung der Subjektivität allmählich gewöhnen können, oder einen leichten Übergang zum Reinepischen finden, statt daſs bei der dramatischen Dichtung keine solche Übergangsform vorhanden ist, und gleich die allerstrengste Unterdrückung der hervorquellenden Subjektivität verlangt wird. Zugleich ist es sichtbar, daſs es die Gewohnheit, welche den erprobtesten epischen Dichter, der immer an Lokal- und Kostümschilderungen u. Dgl. denkt, zum schlechten Dramatiker macht, und daſs es daher gut ist, wenn der Dichter, der im Dramatischen sich hervorthun will, aus dem Gebiete der Lyrik gleich in das Gebiet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, daſs dieses Letztere der Fall ist beim Verfasser der vorliegenden Tragödie, dessen lyrische Gedichte sowohl durch äußern Glanz als lebendige Innigkeit uns so oft entzückt haben. Indessen, wie schwer, wie äußerst schwer der Übergang vom Lyrischen zum Dramatischen ist, hat unser Herr Verfasser selbst erfahren, da ihm seine erste, dem „Tasso" vorangehende Tra-

gödie gänzlich mißlungen iſt. Doch das ehrliche Geſtändnis, womit der Verfaſſer in der Vorrede zum „Taſſo“ über dieſes Mißlingen ſich äußert, ſo wie auch der überraſchende Eindruck, den letztere Tragödie auf Denjenigen macht, der das Unglück gehabt hat, die frühere zu leſen, das Alles berechtigt uns, viele Mängel des „Taſſo“ zu überſehen, das rüſtige Fortſchreiten des Verfaſſers zu bewundern, ſein ſchon errungenes Talent anzuerkennen und ihm in einiger Ferne den Kranz zu zeigen, der ihm auf ſolchem Wege und bei ſolchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die beſcheidene Erklärung in der Vorrede zum „Taſſo“ macht es uns gleichſam zur Pflicht, jeder Vergleichung desſelben mit dem Goethe'ſchen Drama desſelben Namens gehörig auszuweichen. Doch können wir nicht umhin, zu bemerken, daſs die Begebenheit, welche Letzterm zur Kataſtrophe dient, auch von unſerm Verfaſſer benutzt worden iſt, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Taſſo umarmt Leonore von Eſte. Als hiſtoriſch müſſen wir dieſe Begebenheit leugnen. Taſſo's Hauptbiographen, ſowohl Seraſſi, als auch (wenn wir nicht irren) Manſo, verwerfen ſie. Nur Muratori erzählt uns ein ſolches Märchen. Wir zweifeln ſogar, ob je eine Liebe zwiſchen der zehn Jahr'

ältern Prinzessin Leonore und Tasso existiert habe. Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alphons aus bloßem Egoismus, aus Furcht, seinen eigenen Ruhm geschmälert zu sehn, den armen Dichter ins Narrenhospital einsperren lassen. Ist es denn so etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daſs ein Poet verrückt geworden sei? Warum wollen wir uns dieses Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigstens annehmen, daſs die Ursache jener Einsperrung sowohl im Hirne des Dichters, als im Herzen des Fürsten gelegen habe? Doch wir wollen von allem historischen Vergleichen lieber gleich abgehen, setzen die Fabel des Stücks, wie sie allgemein gäng und gebe ist, als bekannt voraus, und sehen zu, wie unser Verfasser seinen Stoff behandelt hat.

Das Erste, was wir hier erblicken, ist, daſs der Verfasser eine von Manso erwähnte und von Serassi durchaus geleugnete Leonore ins Spiel zieht. Durch diesen glücklichen Griff gewinnt das Stück an interessanter, intrigenartiger, dramatischer Verwickelung. Diese Leonore No. 3, genannt Leonore von Gisello, ist Gesellschafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zweigespräch

dieſer Beiden im Schloſspark zu Ferrara beginnt das Stück.

Leonore von Giſello geſteht, daſs ſie Taſſo liebe, und erzählt, daſs ſie einen Beweis ſeiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daſs dieſer Beweis, der darin beſtehe, daſs ſo oft in Taſſo's Liedern der Name Leonore gefeiert werde, ſehr zweideutig ſei, da noch zwei andere Damen des Hofes, ſie ſelbſt und die Prinzeſſin, denſelben Namen führen. Es wäre ſogar wahrſcheinlich, daſs die Prinzeſſin die Gefeierte ſei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Taſſo dem Herzog ſein vollendetes Gedicht, das befreite Jeruſalem, überreichte, und die Prinzeſſin

— — mit ſchnell gewandten Händen griff
Zum Lorberkranz, der Virgil's Marmor ſchmückte,
Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte,
Der niederbog ſein Knie, ſein lockicht Haupt,
Das eine Fürſtin liebend ihm umlaubt!
Da zittert' er; ſo tief er ſich auch beugte,
Hob ſich ſein Auge doch zu ihr empor,
Ich ſah's, wie es hinauf, heiß funkelnd, ſtrebte;
Das war das Höchſte, was ihm konnt' begegnen,
Und gegen tauſendfachen Lorberkranz
Des Kapitols hätt' er nicht den vertauſcht,

Den er seit jener Stund' mit Eitelkeit
Am Ruhbett aufhing über seine Scheitel.
Unwillig sieht Alfonso dieses Treiben,
Er sieht des Standes Majestät verletzt,
Und was zurück noch ist, wer sagt Das gern?!

Die Prinzessin erscheint, sie neckt die Gräfin wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore. In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzessin ihre Liebe für Tasso. Letzterer tritt auf, spricht von seiner Liebe zu ihr.

Prinzessin.

O schweiget, Tasso, schweigt, ich bitt' Euch drum,
Um meinetwegen schweigt, ich weiß das Alles.

Tasso.

Ihr könnt nicht wissen, wie ich mich zerquäle,
Wie ich, um nicht verrathen mich zu sehn,
Um Euch nicht zu verrathen, hin und wieder
Als ein Verstellter um drei Wesen schmachte,
So einem, wie dem andern mich zu zeigen.

Er versinkt in Liebesschwärmerei und entfernt sich, wie der Herzog naht. Dieser macht bittere Anspielungen auf Beider Liebe; die Prinzessin weint,

Alphons entfernt sich, Tasso kehrt zurück. „Ihr weint, Eleonore?“ Er lodert auf in stolzer Kraft, verwirrt sich in ein schmachtendes Sonett, und in Liebeswahnsinn umarmt er die Prinzessin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Tirabo und einiger Nobili, ist unterdessen im Hintergrunde erschienen und tritt schnell auf Tasso los. Ende des ersten Akts.

Die Prinzessin in Liebeswehmuth versunken. Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Überfall im Parke ließ
Der Herzog unsern Dichter ruhig gehn,
Ihr wisst's, und konntet selbst Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf sei Graf Tirabo zu Tasso gekommen, und habe ihn verhöhnt mit erkünsteltem Mitleid. Tasso schlägt ihn —

Doch er besann sich, fordert ihn zum Kampf,
Und zieht den Degen im Palast Ferrara's.
— — — —
Der Graf schützt vor des Ortes Majestät,
Und harret sein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Taſſo von Tirabo's Brüdern, drei heimtückiſchen Buben, überfallen, doch er wehrt ſich brav, wird aber endlich gefangen genommen. Man hört den Jubel des Volkes über Taſſo's Sieg. Der Herzog erſcheint, verwundet die Schweſter durch neue Bitterkeiten, und verweiſt ſie auf ihre Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er ſich in ſeiner wahren Geſtalt:

Sie geht — es ſei! Verlier' ich ihre Gunſt,
Soll der Verluſt die Andern mir gewinnen.
Ich bin der Herrſcher hier, der Herr des Hofs,
Der Ehre Gaben ſpend' ich aus, verſammle
Der Künſte Kreis großmüthig, Luſt und Glanz
Vor ganz Italien meinem Haus zu geben;
Von fernher zieht der Fürſt und Edelmann
Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
Wovon der Ruf in allen Ländern ſprach;
Und ich allein, am eignen Hofe bin ich
Der Letzte, unbemerkt läſſt man mich gehn,
Erwärmt ſich an der Fürſtenwürde Strahl,
In meiner Größe Schatten ruht ſich's gut,
Doch eines Irrlichts Glänzen ſchaut man nach,
Und einem Echo hört man ſeufzend zu.
Das iſt der Dichter, den ich herberufen,
Der müßig durch das rege Leben ſchlendert,

Der Jagdluſt Mordluſt nennt, und ſtatt der Erde,
Worauf er wächſt und lebt, den Mond beſieht —
Er ſeh' ſich vor, in meinem Herzogsmantel
Hüllt' ich ihn gnädig ein, er reißt ſich los,
Zum Falle wird die Schleppe ſeinem Fuß!

Graf Tirabo erſcheint, und zeigt dem Herzog das Mittel, wie er wieder allein glänzen könne. Dies iſt die Entfernung Taſſo's. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daſs die Prinzeſſin ſich von ihm gewendet habe, und er wird ſich von ſelbſt entfernen. — Taſſo iſt befreit, und ergeht ſich im Garten. Er hört Guitarrentöne, und eine Stimme ſingt ein ſchmelzend üppiges Lied aus ſeinem „Aminta". Es iſt die Sängerin Juſtina, ſie will den frommen Dichter mit ſüßen Klängen in die Netze der Sinnenluſt verlocken. Taſſo beſchämt ſie mit ernſter Rede, ſpricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofs, vom Fürſten ſelbſt. — Da erſcheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürſten geläſtert habe und wahnſinnig ſcheine, wird Taſſo nach St. Annen geſchleppt. Ende des zweiten Akts.

Garten zu Ferrara. Zweigeſpräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müſſe Taſſo ſtreng hüten laſſen. Der Herzog will ihn

nur unschädlich wissen, nämlich wegen seiner Liebe zur Prinzessin. Diese erscheint und bittet ihren Bruder um Loslassung des Dichters. Der Herzog ist dazu geneigt, wenn sie sich nach Palanto entfernen wolle. Sie entschließt sich dazu, sie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Tasso in ihrer Abwesenheit. Tiefer Liebesschmerz der Prinzessin. Ende des dritten Akts.

Garten des Hospitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hospitals und Leonore von Gisello; Letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet sich von ihm die Erlaubnis, den als wahnsinnig eingesperrten Tasso zu sprechen. Schwärmerisches Gespräch zwischen Diesem und Leonore; sie sagt ihm, dass sie nach dem heiligen Lande pilgre, und giebt ihm einen Schlüssel, um sich durch die Pforte der Erkerstiege zu befreien. Tasso glaubt, er habe eine Engelserscheinung gehabt. — Graf Tirabo kommt zum Beichtvater und meldet ihm, dass Tasso freigelassen werden solle. — Nacht. Erker von Tasso's Gemach unweit der Brücke, die über den Fluss führt. Leonore von Gisello, im Begriff, ihre Wallfahrt anzutreten, sinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzessin nebst ihrer Hofdame geht über die Brücke, um sich nach Palanto zu begeben. Tasso erscheint am Erkerfenster. Unendlich

wehmüthiges Liebesgespräch zwischen ihm und der Prinzessin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Gisello erhebt sich von ihrem Sitze, fühlt sich durch das angehörte Gespräch gestärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Tasso nochmals mit mildem Worte, und geht schnell ab. Tasso ruft verhallend: „O weile, weile, verklärter Geist!"

Die Ketten fallen, und Tasso ist frei!

Er streckt die Arme aus nach der Enteilenden — Ende des vierten Akts.

Sprechzimmer im Kloster St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manso, Tasso's Jugendfreund (?). Dieser ist eben in Rom angekommen und erfährt, dass Tasso den folgenden Tag auf dem Kapitol gekrönt werden solle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, dass Tasso im Nebenzimmer schlafe, aber sehr krank sei, und schon von ihm das Abendmahl und die letzte Ölung empfangen habe. Er erzählt ihm, dass Tasso eigenmächtig seiner Haft entsprungen sei, just an dem Tage, wo der Herzog ihm die Freiheit schenkte, dass ein Pilger ihm heimlich den nothwendigen Schlüssel gegeben habe, dass dieser Pilger wahrscheinlich Leonore von Gisello gewesen sei, dass aber Tasso ihn noch immer für einen gottgesandten Boten

halte. Er ſchildert den Zuſtand, wie er Taſſo wiedergefunden:

Wie ich ihn ſah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgeſetzt
Des frühen Lenzes wechſelvollem Treiben.
Auf Hagelſchloſſen folgte milder Regen,
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch,
Bis froſt'ger Hauch die Wolken vor ſich trieb. —
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte,
Wild flatterten die Haare durch die Luft,
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt,
Trug er verdorrten Lorbers heil'gen Schmuck,
Den ihm Prinzeſſin Leonore einſt
Aufs Haar geſetzet für ſein heilig Lied.

Taſſo ſollte noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieſer Platz dem Kapitole näher liegt. — Taſſo erſcheint, den Lorberkranz der Prinzeſſin in der Hand. Er ſpricht wie ein ſchon Verklärter, und empfängt liebevoll ſeinen Manſo. Der Prior von Onuphrius und zwei Mönche kommen, Taſſo abzuholen. Volk drängt ſich hinzu; Jubel und Muſik. Begeiſterung ergreift Taſſo, er ſpricht von einer überirdiſchen Krönung, er hebt den Lorber der Prinzeſſin in die Höhe:

Mit dieſem ward ich hier auf Erden groß,
Dort wird der ſchöne Engel mich umzweigen,
Von meinem ird'ſchen Ruhm ſoll dieſer zeugen!

Er legt den Lorber in die Hände des Beichtvaters. Matt und ſchwankend wird er in Triumph und unter rauſchender Muſik fortgeführt. —

Säulenhalle in der Akademie zu St. Onuphrius. In der Mitte die Bildſäule des Arioſt. Im Hintergrunde Ausſicht auf das Kapitol. Conſtantini und Kardinal Cinthio treten hervor. Erſterer erzählt den Tod der Prinzeſſin Leonore.

Da herrſchte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Taſſo's Lieder tönen dort nicht mehr;
Er war verſchwunden und die Fürſtin todt.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich,
Ferrara zu verlaſſen, und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Daß nicht die Nachrichten von der Fürſtin Tod
Voreilig Taſſo's hohe Qualen ſteigre.

Taſſo wird in Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zuſammenſinken will, laſſen ihn ſeine Führer auf eine der Stufen von Arioſt's Bildſäule nieder. Jauchzen des hereindringenden Volks. Kar-

dinäle, Prälaten, Nobili und Officiere füllen die Halle. Musikwirbel. Taſſo erhebt ſich mit Anſtrengung. Conſtantini zu ſeinen Füßen, und begrüßt ſo den verherrlichten Freund. Taſſo blickt erſchrocken auf ihn nieder:

Taſſo.

So iſt es wahr, und nicht hat mir's geträumt,
Ich ſah dich früher ſchon auf meinem Wege.
Mit ſchwarzem Flore war dein Kleid umſäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerſchläge,
Und geiſterähnlich ſprach dein Mund dies Wort:
„Torquato findet Leonoren — dort!"

Taſſo ſtirbt ſichtbar ab, ſpricht verzückt von Gott und Geiſterliebe, ſinkt hin, und ſitzt als Leiche auf dem Piedeſtal der Bildſäule ſeines großen Nebenbuhlers Arioſto. Der Beichtvater nimmt den ihm überlieferten Lorberkranz, ſetzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Muſik. Der Vorhang fällt.

Nach unſern vorangeſchickten Erklärungen müſſen wir jetzt geſtehen, daſs der Verfaſſer in der Behandlung ſeines Stoffs nur ſehr unbedeutendes dramatiſches Verdienſt gezeigt hat. Die meiſten ſeiner Perſonen ſprechen im ſelben Tone, faſt wie in einem Marionettentheater, wo ein Einzelner den verſchie-

denen Puppen ſeine Stimme leiht. Faſt alle führen dieſelbe lyriſche Sprache. Da nun der Verfaſſer ein Lyriker iſt, ſo können wir behaupten, daſs es ihm nicht gelungen iſt, aus ſeiner Subjektivität gänzlich herauszutreten. Nur hie und da, beſonders wenn der Herzog ſpricht, bemerkt man ein Beſtreben darnach. Das iſt ein Fehler, dem faſt kein lyriſcher Dichter in ſeinen dramatiſchen Erſtlingen entging. Hingegen das lebendige Ineinandergreifen des Dialogs iſt dem Verfaſſer recht oft gelungen. Nur hie und da treffen wir Stellen, wo Alles feſtgefroren ſcheint, und wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigeriſſen ſind. Die erſte Expoſitionsſcene iſt ganz nach der leidigen franzöſiſchen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders iſt Das bei unſerm großen Muſter, bei Shakſpeare, wo die Expoſition ſchon eine hinreichend motivierte Handlung iſt. Ein beſtändiges Fortſchreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewiſſen Punkten ſieht man ein ſolches Fortſchreiten. Dergleichen Punkte ſind das Ende des erſten und des vierten Akts; jedesmal nimmt alsdann der Verfaſſer gleichſam einen neuen Anlauf.

Wir gehen über zur Unterſuchung des poetiſchen Werthes des „Taſſo.“

Es wird Manchen Wunder nehmen, daſs wir unter dieſer Rubrik den theatraliſchen Effekt erwähnen. In unſerer letzten Zeit, wo meiſtens junge Dichter auf Koſten des Dramatiſchen nach dem theatraliſchen Effekt ſtreben, iſt beider Unterſchied genugſam zur Sprache gekommen und erörtert worden. Dies ſündhafte Streben lag in der Natur der Sache. Der Dichter will Eindruck auf ſein Publikum machen, und dieſer Eindruck wird leichter durch das Theatraliſche, als durch das Dramatiſche eines Stückes hervorgebracht. Goethe's Taſſo geht ſtill und klanglos über die Bühne; und oft das jämmerlichſte Machwerk, worin Dialog und Handlung hölzern, und zwar vom ſchlechteſten Holze ſind, worin aber recht viele theatraliſche Knallerbſen zur rechten Zeit losplatzen, wird von der Galerie applaudiert, vom Parterre bewundert und von den Logen huldreichſt aufgenommen. — Wir können nicht laut genug und nicht oft genug den jungen Dichtern ins Ohr ſagen, daſs, jemehr in einem Drama das Streben nach ſolchem Knalleffekt ſichtbar wird, deſto miſerabeler iſt es. Doch bekennen wir: wo natürlich und nothwendig der theatraliſche Effekt angebracht iſt, da gehört er zu den poetiſchen Schönheiten eines Dramas. Dies iſt der Fall in vorliegender Tragödie. Nur ſparſam ſind theatraliſche

Effekte darin eingewebt, doch wo ſie ſind, beſonders am Ende des Stücks, ſind ſie von höchſt poetiſcher Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, daſs wir die Beobachtung der drei dramatiſchen Einheiten zu den poetiſchen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus nothwendig zum Weſen der Tragödie. Doch, wie wir unten ſehen werden, giebt es eine dramatiſche Gattung, wo Mangel an Einheit der Handlung entſchuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft, ſo werden wir zwar die Beobachtung dieſer beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht, als ob ſie zum Weſen eines Drama's durchaus nothwendig wären, ſondern weil ſie letzterm einen herrlichen Schmuck verleihen und gleichſam das Siegel der höchſten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieſer Schmuck auf Koſten größerer poetiſcher Schönheiten erkauft werden ſoll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts iſt daher lächerlicher, als einſeitige ſtrenge Beobachtung dieſer zwei Einheiten und einſeitiges ſtrenges Verwerfen derſelben. — Unſer Herr Verfaſſer hat keine einzige von allen drei Einheiten beobachtet. — Nach obiger Anſicht können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur

Verantwortung ziehn. Doch auch hier glauben wir eine Entschuldigung für ihn zu finden.

Wir theilen die Tragödien ein in solche, wo der Hauptzweck des Dichters ist, dass eine merkwürdige Begebenheit sich vor unsern Augen entfalte; in solche, wo er das Spiel bestimmter Leidenschaften uns durchschauen lassen will, und in solche, wo er strebt, gewisse Charaktere uns lebendig zu schildern. Die beiden erstern Zwecke hatten die griechischen Dichter. Es war ihnen meistens darum zu thun, Handlungen und Leidenschaften zu entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten sie füglich entbehren, da ihre Helden meistens bekannte Heroen, Götter und dergleichen stehende Charaktere waren. Dies ging hervor aus der Entstehung ihres Theaters. Priester und Epiker hatten lange schon voraus die Kontouren der Heldencharaktere dem Dramatiker vorgezeichnet. Anders ist es bei unserm modernen Theater. Charakterschilderung ist da eine Hauptsache. Ob nicht auch die Ursache davon in der Entstehungsart unseres Theaters liegt, wenn wir annehmen, dass dasselbe hauptsächlich entstanden ist durch Fastnachtspossen? Es war da der Hauptzweck, bestimmte Charaktere lebendig, oft grell hervortreten zu lassen, nicht eine Handlung, noch viel weniger eine Leidenschaft zu entwickeln. Beim

großen William Shakspeare finden wir zuerst obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angesehen werden, und bleibt unser großes, freilich unerreichbares Muster. Johann Gotthold Ephraim Lessing, der Mann mit dem klarsten Kopfe und mit dem schönsten Herzen, war in Deutschland der Erste, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leidenschaften und Charakteren am schönsten und am gleichmäßigsten in seinen Dramen verwebte, und zu einem Ganzen zusammenschmelzte. So blieb es bis auf die neueste Zeit, wo mehrere Dichter anfingen, jene drei Gegenstände der dramatischen Schilderung nicht mehr zusammen, sondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der Erste, der das Signal zu bloßen Charakterschilderungen gab. Er gab sogar auch das Signal zu Charakterschilderung einer bestimmten Klasse Menschen, nämlich der Künstler. Auf seinen Tasso folgte Oehlenschläger's „Correggio," und Diesem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der „Tasso" unseres Verfassers gehört zu dieser Gattung. Wir können daher bei dieser Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entschuldigen, und wollen sehen, ob die Charakter- und nebenbei die Leidenschafts-Schilderungen treu und wahr sind.

Den Charakter des Haupthelden finden wir trefflich und treu gehalten. Hier scheint dem Verfasser ein glücklicher Umstand zu Statten gekommen zu sein. Nämlich, Tasso ist ein Dichter, oft ein lyrischer und immer ein religiös schwärmerischer Dichter. Hier konnte nun unser Verfasser, der alles Dieses ebenfalls ist, mit seiner ganzen Individualität hervortreten, und dem Charakter seines Helden eine überraschende Wahrheit geben. Dieses ist das Schönste, das Beste in der ganzen Tragödie. Etwas minder treffend gezeichnet ist der Charakter der Prinzessin; er ist zu weich, zu wächsern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Die Gräfin Sanvitale ist vom Verfasser gleichgültig behandelt; nur ganz schwach lässt er ihr Wohlwollen für Tasso hervorschimmern. Der Herzog ist in mehreren Scenen sehr wahr gezeichnet, doch widerspricht er sich oft. Z. B. am Ende des zweiten Akts lässt er Tasso einsperren, damit er seinen Namen nicht mehr verlästre, und in der ersten Scene des dritten Akts sagt er, es sei geschehen aus Besorgnis, dass nicht aus Tasso's Liebeshandel mit seiner Schwester Schlimmes entstehe. Graf Tirabo ist nicht allein ein jämmerlicher Mensch, sondern auch, was der Verfasser nicht wollte, ein inkonsequenter Mensch. Leonore von Gisello ist ein

hübſches Veſperglöcklein, das in dieſem Gewirre heimlich und lieblich klinget, und leiſer und immer leiſer verhallet.

Schön und herrlich iſt die Diktion des Verfaſſers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend iſt z. B. das Nachtgeſpräch zwiſchen der Prinzeſſin und Taſſo. Dieſe wehmüthig weichen, ſchmelzend ſüßen Klänge ziehn uns unwiderſtehlich hinab in die Traumwelt der Poeſie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieſes Verbluten iſt eine unendliche Wolluſt, und aus den rothen Tropfen ſproſſen leuchtende Roſen.

Taſſo.

Mit tauſend Augen ſchaut auf mich die Nacht,
Und mich erfaſſen Zweifel: will ſie leuchten,
Vielleicht auch lauſchen? Hat mit ſolcher Pracht
Sie ſich geſchmückt, und fällt des Thaues Feuchten,
Daß ſich dem Schlafe meine Glieder ſenken?

Prinzeſſin.

Hört' ich nicht Töne, die hinab ſich neigten,
Als wollten ſie zu meinem Herzen lenken?

Hofdame.

Fürwahr, Prinzeſſin, bleich verworrner Miene,

Als wollt' mit Schierlingsthau die Nacht ihn tränken,
Täuſcht mich's, wenn ſo nicht Taſſo dort erſchiene.

Taſſo.

Welch Bild erglänzet auf der Brücke Bogen?
Mit Majeſtät, als ob's der Hohen diene,
Kommt nebenher ein anderes gezogen.
Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels Schleier,
Ein Strahlenkleid die Glieder, hell umflogen
Das Haupt vom Sternenchor, wie Demantfeuer.

Prinzeſſin.

Doch Thränenthau ſinkt von dem Mond hernieder,
Und trübet meiner Sterne helle Feier.

Taſſo.

Dem Thau entblühen neue Blumen wieder,
Und neue Kränze wird die Nacht uns winden. — —

Ebenfalls wunderſchön ſind die Verſe S. 77; ſo wie auch die Stanzen S. 82, wo Taſſo zur Giſello, die ihn als Pilger beſucht, ſagt:

Wie ſich die Blume wendet zu der Sonne,
Und wie der Thau ſich wiegt im Morgenſchein,
Wie Engel flehn zur himmliſchen Madonne,

Und Schar an Schar ſich um die Hohe reihn:
So ſtill und feierlich, voll ſel'ger Wonne,
Schließt mich das Zauberland der Liebe ein;
Klar ſeh' ich die Verklärte vor mir ſchweben,
Frei und in Banden ihr allein zu leben. — —

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig iſt? Wir ſind ganz dagegen, würden ihn nur bei reinlyriſchen Ergüſſen tolerieren, und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entſchuldigen, wo Taſſo ſelbſt ſpricht. Im Munde des Dichters, der ſo viel in ſeinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigſtens nicht ganz unnatürlich. Dem ſchlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke ſein, dem guten Dichter wird er zur läſtigen Feſſel. Auf keinen Fall findet Derſelbe Erſatz dafür, daſs er ſich in dieſe Feſſel ſchmiegt. Denn unſre Schauſpieler, beſonders Schauſpielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundſatz, daſs die Reime für das Auge ſeien, und daſs man ſich ja hüten müſſe, ſie hörbar klingen zu laſſen. Wofür hat ſich nun der arme Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verſe unſeres Verfaſſers ſind, ſo fehlt es denſelben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunſt des Enjambements, die beim fünffüßigen Jambus

von so unendlicher Wirkung ist, und wodurch so viele metrische Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird. Manchmal hat sich der Verfasser einen Sechsfüßer entschlüpfen lassen. Schon S. 1.

Die deine Schönheit rühmen nach Verliebter Art.

Ob vorsätzlich? — Unbegreiflich ist uns, wie sich der Verfasser die Skansion „Virgil" S. 7 und 22 erlauben konnte. So wie auch S. 4 „Und vielleicht darum, weil sie's nöth'ger haben." — S. 14. Der Daktylus „Hörenden" am Ende des Verses füllt das Ohr nicht. Obschon unsere besten alten Dichter sich solche Fehler zu Schulden kommen lassen, sollten doch die jüngern sie zu vermeiden suchen.

Wir gehn jetzt über zur Frage: welchen Werth hat vorliegende Tragödie in ethischer Hinsicht?

Ethisch? Ethisch? hören wir fragen. Um Gotteswillen, gelehrte Herren, halten Sie sich nicht an der Schuldefinition. Ethisch soll hier nur ein Rubrikname sein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieser Rubrik befasst haben wollen. Hören Sie, ist es Ihnen noch nie begegnet, dass Sie innerlich missvergnügt, verstimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obschon das Stück, das Sie eben sahen, recht dra-

matiſch, theatraliſch, kurz voller Poeſie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das iſt es. Warum muſſte der Tugendhafte untergehn durch Liſt der Schelme? Warum muſſte die gute Abſicht verderblich wirken? Warum muſſte die Unſchuld leiden? Das ſind die Fragen, die uns martend die Bruſt beklemmen, wenn wir nach der Vorſtellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieſes qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und ſie erſannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Bruſt ein ſchweres Warum hervorſtieg, kam gleich der ernſte Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathſchluſs der Nothwendigkeit, dem ſich ſogar die Götter beugen. So war die geiſtige Ergänzungsſucht des Menſchen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unſichtbare Einheit: — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unſerer Zeit haben Dasſelbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und ſo entſtanden unſere heutigen Schickſalstragödien. Ob dieſe Nachbildung glücklich war, ob ſie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechiſchen Urbild hatte, laſſen wir dahingeſtellt. Genug, ſo löblich auch das Streben nach Hervorbringung

der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksalsidee eine sehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christenthum ausgebildet worden. Dieses grause, blinde, unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe ist, der die Unschuld sorgsam schützet, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neuere Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunkeln Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Überirdischen, wo wir im Anschaun so vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das ist die Ursache, warum oft die traurigsten Dramen dem gefühlvollsten Herzen einen unendlichen Genuss verschaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat sich auch unser

Verfaſſer beſtrebt, die Gefühleinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzeſſin:

Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menſchen ſchicken,
Verſtehet anders, was die Andern ſagen,
Und was ihr ſelbſt ſagt, habt ihr nicht bedacht;
Das iſt der ſchwarze Faden, den ihr ſelbſt
Euch in das heitre Dichterleben ſpinnet —

in dieſen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Taſſo verfolgte. Auch unſer Verfaſſer wuſſte mit vieler Geſchicklichkeit den Himmelsvorhang vor unſern Augen leiſe aufzuheben, und uns zu zeigen, wie Taſſo's Seele ſchon ſchwelget im Reiche der Liebe. Alle unſere Qualen des Mitleids löſen ſich auf in ſtille Seelenfreude, wenn wir im fünften Akt den bleichen Taſſo langſam hereintreten ſehen mit den Worten:

Vom heil'gen Öle triefen meine Glieder,
Und meine Lippen, die manch eitles Lied
Von ſchnödem Weſen dieſer Welt geſungen,
Unwürdig haben ſie berührt den Leib des Herrn. —

Freilich, wir müssen hier von einem historischen Standpunkt die Gefühle betrachten, die in unserm religiösen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche von Männern ersonnen worden sind, die das menschliche Herz, seine Wunden und den heilsamen beseligenden Eindruck passender Symbole genau kannten. Wir sehn hier unsern Tasso schon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore musste ihm schon vorangegangen sein, und heilige Ahnung musste ihm die Zusicherung gegeben haben, dass er sie bereits findet. Dieser Blick hinter die Himmelsdecke versüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol schon in der Ferne erblicken, und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höchsten Preis erhalten soll, todt niedersinkt bei der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers. Der Priester greift den Schlussaccord, indem er den Lorberkranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt setzt. — Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieses Lorbers, der Torquato's Leid und Freud' ist, in Leid und Freud' ihn nicht verlässt, oft wie glühende Kohlen seine Stirn versengt, oft die arme brennende Stirn wie Balsam kühlet, und endlich, ein mühsam errungenes Siegeszeichen, sein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unſer Verfaſſer eben wegen jener Gefühlseinheit die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Ähnliches vorgeſchwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachte? Faſt möchten wir Dieſes glauben, und wir können nicht umhin, den Verfaſſer zu bitten, die fünf Akte ſeiner Tragödie in drei zuſammen zu ſchmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie ſein würde. Der erſte und zweite Akt wäre zuſammengeſchmolzen, und hieße: „Taſſo's Hofleben"; der dritte und vierte Akt wäre ebenfalls vereinigt, und hieße: „Taſſo's Gefangenſchaft"; und der fünfte Akt, womit ſich die Trilogie ſchlöſſe, hieße: „Taſſo's Tod."

Wir haben oben gezeigt, daſs Einheit des Gefühls zum Ethiſchen einer Tragödie gehört, und daſs unſer Verfaſſer dieſelbe vollkommen und muſterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethiſchen Anforderung Genüge geleiſtet. Nämlich, ſeine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Verſöhnung.

Unter dieſer Verſöhnung verſtehen wir nicht allein die Ariſtoteliſche Leidenſchaftsreinigung, ſondern auch die weiſe Beobachtung der Grenzen des Reinmenſchlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenſchaften

und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakspeare, und doch geschieht es nie, dass unser Inneres, unser Gemüth durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist Das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefeln eingeklemmt wird, der Athem uns in der Kehle stocken bleibt, und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigene Gemüth soll dem Dichter ein sicherer Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräßliche ergrübeln, mosaikähnlich zusammenwürfeln und in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandora's Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Übel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muss im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, dass unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Incest u. s. w. Dass am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord

begeht, cela se fait sans dire. Das iſt ein Kreuz, Das iſt ein Jammer. In der That, wenn Das ſo fortgeht, werden die Poeten des zwanzigſten Jahrhunderts ihre dramatiſchen Stoffe aus der japaniſchen Geſchichte nehmen müſſen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbſtmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufſchlitzen u. ſ. w. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es iſt empörend, wenn man ſieht, wie in unſern neuern Tragödien, ſtatt des wahrhaft Tragiſchen, ein Abſchlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen iſt, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf ſeinem Armenſünderbänkchen ſitzt, wie es moraliſch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unſere Dichter ganz und gar vergeſſen, welchen ungeheuren Einfluſs das Theater auf die Volksſitten ausübt? Haben ſie vergeſſen, daſs ſie dieſe Sitten milder, und nicht wilder machen ſollen? Haben ſie vergeſſen, daſs das Drama mit der Poeſie überhaupt denſelben Zweck hat, und die Leidenſchaften verſöhnen, nicht aufwiegeln, menſchlicher machen und nicht entmenſchen ſoll? Haben unſere Poeten ganz und gar vergeſſen, daſs die Poeſie in ſich ſelbſt genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgeſtumpfteſte Publikum

zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt?

Es iſt doch Jammerſchade, daſs unſer großes Publikum ſo wenig verſteht von der Poeſie, faſt eben ſo wenig wie unſere Poeten.

Struensee.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

von Michael Beer.

(Geschrieben zu München, Anfangs April 1828.)

Den 27. März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee", Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurtheilendes Wort aussprechen, so muss es uns erlaubt sein, zuvor auf Beer's frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatischen Literatur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war „Klytämneſtra“; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserleſenen, die Grillparzer's „Sappho“ als das höchſte Muſter dieſer griechiſchen Gattung anſtaunen, ihre Tadler gehörten theils zu Solchen, die nur tadeln wollten, theils zu Solchen, die wirklich Recht hatten. Es iſt nicht zu leugnen, in den Geſtalten dieſer Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls Nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, ſondern nur ein herkömmlich theatraliſches Aufblähen, kein begeiſtertes Wort, ſondern nur ſtelzenhafte Komödiantenhofſprache, und bis auf einige echte Veilchen war Alles nur ausgeſchnitzeltes Papierblumenwerk. Das Einzige, was ſich nicht verkennen ließ, war ein dramatiſches Talent, das ſich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdigen Mißleitung.

Daſs der Verfaſſer Dergleichen ſelbſt ahnte, bewies ſein zweites Trauerſpiel: „Die Bräute von Arragonien.“ Hie und da glänzt darin ſchon eine echte Flamme, echte Leidenſchaft bricht hie und da hervor, etwas Poeſie ließ ſich nicht abweiſen, aber, obgleich ſchon die papiernen Putzmacherblumen beſeitigt ſind und echte, organiſche Blumen zum Vorſcheine kommen, ſo verrathen dieſe doch immer noch

ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, daſs sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent läſst sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrthums, oder war es unbewuſster Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria“ erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theaterſouffleur seinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieser Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernte Schmerzen zuckten durch diese Gluth. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er lieſt, daſs wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, daſs er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja daſs wir eben durch dieses Erzeugnis bestimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzusprechen, und ihn nicht

mehr zu jenen homöopathischen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntausendtheil Poesie in ihre Wassertragödien schütten, aber wir müssen doch den Stoff des „Paria" als die Haupturſache ſeines Gelingens bezeichnen. Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verschafft. Betrachten wir nur den Goethe'schen „Werther." Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch wegen des Todtschießens, und Nicolaiten schrieben dagegen wegen des Todtschießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther", welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der „Werther" in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Pistolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit, der neueuropäischen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenklassen gekränkt werden, Abscheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückge-

bliebenen häſslichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwiſſenheit, noch immer ihre Menſchenopfer verlangen, und denen noch immer viele ſchöne und gute Menſchen hingeſchlachtet werden. Die Idee der Menſchengleichheit durchſchwärmt unſere Zeit, und die Dichter, die als Hoheprieſter dieſer göttlichen Sonne huldigen, können ſicher ſein, daſs Tauſende mit ihnen niederknien, und Tauſende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauſchender Beifall allen ſolchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther" war Ludwig Robert der Erſte, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältniſſe" ein wahrhaft bürgerliches Trauerſpiel zum Beſten gab, als er mit kundiger Hand die proſaiſchen, kalten Umſchläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menſchheit plötzlich abriſs. Mit gleichem Erfolge haben ſpätere Autoren daſſelbe Thema, wir möchten faſt ſagen dieſelbe Wunde, behandelt. Dieſelbe Macht der Verhältniſſe erſchüttert uns in „Urika" und „Eduard", der „Herzogin von Duras", und in „Iſidor und Olga" von Raupach. Frankreich und Deutſchland fanden ſogar daſſelbe Gewand für denſelben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Paria."

Wir wollen nicht unterſuchen, welcher von den beiden Dichtern den beſten Lorber verdiente; genug wir wiſſen, daſs Beider Lorber von den edelſten Thränen benetzt worden. Nur ſei es uns erlaubt, anzudeuten, daſs die Sprache im Beer'ſchen „Paria" obgleich getränkt in Poeſie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an ſich trägt und hie und da merken läſſt, daſs der „Paria" mehr unter Berliniſchen Kouliſſenbäumen als unter indiſchen Banianen aufgewachſen, und in direkter Linie mit der guten „Klytämneſtra" und den beſſern „Bräuten von Arragonien" verwandt iſt.

Wir haben dieſe Anſichten über M. Beer's frühere Dichtungen voranſchicken müſſen, um uns deſto kürzer und faſslicher über ſein neueſtes Trauerſpiel, „Struenſee", ausſprechen zu können.

Zuvörderſt bekennen wir, daſs der Tadel, womit wir noch eben den „Paria" nicht verſchonen konnten, nimmermehr den „Struenſee" treffen wird, deſſen Sprache rein und klar dahin fließt, und als ein Muſter guter Diktion gelten kann. Hier müſſen wir die Segel des Lobes mit vollem Athem anſchwellen, hier erſcheint uns Michael Beer am meiſten hervorragend aus dem Troſſe unſerer ſogenannten Theaterdichter, jener Schwulſtlinge, deren bildreiche Jamben ſich wie Blumenkränze oder wie Band-

würmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüſte, die wir deutſches Theater nennen, wieder einen reinen, friſchen Labequell hervorſpringen zu ſehen.

Was den Stoff betrifft, ſo iſt Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, faſt möchten wir ſagen, glücklichen Inſtinkte, geleitet worden. Die Geſchichte Struenſee's iſt ein zu modernes Ereignis, als daſs wir ſie herzuerzählen und in gewohnter Weiſe die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht errathen mag, der Stoff desſelben beſteht eines Theils in dem Kampfe eines bürgerlichen Miniſters mit einer hochmüthigen Ariſtokratie, andern Theils in Struenſee's Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Über dieſes zweite Hauptthema der Beer'ſchen Tragödie wollen wir keine weitläufigen Betrachtungen anſtellen, obgleich dasſelbe dem Dichter ſo wichtig dünkte, daſs er im vierten und fünften Akte faſt das erſte Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieſes zweite Hauptthema auch andern Leuten ſo wichtig erſcheinen mag, daſs deſshalb der Darſtellung dieſes Trauerſpiels an manchen Orten die allerhöchſten Schwierigkeiten entgegengeſetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig iſt, den dramatiſchen Darſtellungen

beurkundeter Wahrheiten sich entgegen zu setzen, ist eine Frage, die wir seiner Zeit erörtern wollen. Unser Volksschauspiel, über dessen Verfall so trübselig geklagt wird, müsste ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter ist als die Preßfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatische Kunst geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Aristophanes, in England während der Regierung der Königin Elisabeth, die es erlaubt hatte, sogar die Greuelgeschichten ihrer eigenen Familie, selbst die Schrecknisse ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzustellen. Hier in Baiern, wo wir ein freies Volk und, was noch seltener ist, einen freien König finden, treffen wir auch eine eben so großartige Gesinnung, und dürfen daher auch schöne Kunstfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem ersten Hauptthema des „Struensee," dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daſs dieses Thema mit dem des „Paria" verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es musste naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um so mehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im „Paria" sahen wir den Unterdrückten zu Tode gestampft unter dem eisernen Fußtritte

des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Nothschrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee" hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, Diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Ranzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karyatiden des Thrones, die wie dessen nothwendige Stützen aussehen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es theilten
Die höchsten Stellen Übermuth und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;
Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter ·

Mit raſchen Sätzen an, und, flücht'gen Fußes
Die niedern Sproſſen überſpringend, drängten
Sie keck ſich zu des Staates ſchmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So ſah das Land mit wachſendem Entſetzen
Von edlen Knaben ſeine beſten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau (lächelnd).

Wohl möglich, daſs die Brut des Adlers ſich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt,
Als der gemeinen Spatzen niedrer Flug.

Struenſee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieſer Adlerbrut zu ſtutzen,
Mit kräftigem Geſetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daſs uns kein neuer Phaethon
Das Flammenroſs der Staatenherrſchaft lenke. —

Wie ſich von ſelbſt verſteht, hat es einer Tragödie, deren Held ſolche Verſe deklamiert, nicht an gehöriger Miſsdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daſs der Sünder, der ſich ſolchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, ſondern man hat den Unmuth ſogar durch Kunſturtheile kundgegeben,

man hat äſthetiſche Grundſätze aufgeſtellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonſtriert. Man will unter Anderm dem Dichter vorwerfen, in ſeinen Tragödien ſeien keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe Nichts als Handlung und Geſtalten. Dieſe Kritiker kennen gewiſs nicht die obenerwähnte „Klytämneſtra“ und „Die Bräute von Arragonien,“ die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man ſagte, noch nicht ganz der Geſchichte anheimgefallen ſei, und deſſen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unſtatthaft, dabei noch gar die Intereſſen der heutigſten Parteien auszuſprechen, die Leidenſchaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzuſtellen, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Gegenwart am gefährlichſten und wildeſten bewegt iſt. Wir aber ſind anderer Meinung. Die Greuelgeſchichten der Höfe können nicht ſchnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier ſoll man, wie einſt in Ägypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den ſie etwa ſtiften könnte, beurtheilt,

so sind wir gewiss sehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beer'sche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorrechtung in all seiner grausamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, so ist Das vielleicht heilsamer, als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das furchtbarste und festeste Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, bestände darin, dass Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, dass es zusammenstürzt und stirbt. Der „Struensee," eben so wie „Der Paria," war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst.

Die Kunstgesetze, die ästhetischen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beer'schen Tragödie zu Tage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es sei genug, wenn wir sagen, dass Herr Beer vor diesem Richterstuhle gut bestanden hat. Wir wollen Dieses nicht lobend gesagt haben, sondern es versteckt sich vielmehr in diese Worte der geheime

Tadel, daſs der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wuſste. Wir deuten hier auf das theatraliſche Reizmittel einer aufs höchſte geſpannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein ſo gedrängt volles Haus, wie wir bei der Aufführung des „Struenſee" ſahen, faſt fünfthalb Stunden, ſage vier und eine halbe Stunde lang, ausdauern zu machen, ſo daſs am Ende doch noch der ungeſchwächteſte Enthuſiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja daſs der größte Theil des Publikums noch Luſt hatte, lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man ſtürmiſch hervorrief, erſcheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern Unrecht gethan, die Herrn Beer einen Mangel an ſchönen Reflexionen vorwarfen; Dergleichen war vielleicht nur ein ironiſcher Tadel, der hinter ſich das feinſte Lob verſtecken wollte. War es indeſſen ernſtlich gemeint (wir ſind alle ſchwache Menſchen), ſo bedauern wir, daſs jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht geſehn haben. Sie ſahen, wie ſie ſagen, Nichts als Handlung und Geſtalten, und merkten nicht, daſs ſolche die allerſchönſten Reflexionen repräſentierten, ja daſs das Ganze Nichts als eine einzige große Reflexion ausſprach. Wir bewundern die dra-

matiſche Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er ſo Großes bewirkt. Er hat nicht bloß jede Scene genau motiviert, vorbereitet und ausgeführt, ſondern jede Scene iſt auch an und für ſich aus organiſcher Nothwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen; z. B. jene Volksſcene, die den vierten Akt eröffnet und die einem kurzſichtigen Zuſchauer als überflüſſiges Füllwerk erſcheinen möchte und Manchem wirklich ſo erſchienen iſt, bedingt dermaßen die ganze Kataſtrophe, daſs ſie ohne dieſelbe nur zur Hälfte motiviert wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daſs das Gemüth des Zuſchauers von den Schmerzen der drei erſten Akte ſo tief bewegt iſt, daſs es durchaus zu ſeiner Erholung einer komiſchen Scene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung iſt dennoch tragiſcher Natur, aus der lachenden Komödienmaſke ſchauen Melpomene's geiſterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch dieſe Scene erkennen wir, wie „Struenſee," der ſchon allein durch ſeine majeſtätsverbrecheriſche Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch ſeinem Untergange entgegeneilte, daſs ſeine neuen Inſtitutionen auch antinational waren, daſs das Volk ſie haſſte, daſs das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen ſeines liberalen Herzens. Es ſei uns erlaubt, einige Reden aus jener Volks-

ſcene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daſs er auch Talent für das Luſtſpiel hat. Die Bauern ſitzen in der Schenke und politiſieren.

Schulmeiſter.

Meinetwegen, der Struenſee iſt's nicht werth, daſs wir uns um ihn zanken. Der iſt zu unſerer Aller Unglück ins Land gekommen. Er bringt überall Hader und Zwiſtigkeit. Miſcht er ſich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbeſtallten Schulmeiſtern, daſs ſie lehren ſollen, was durchaus nicht für die Köpfe eurer lieben Jugend paſſt? Wenn's geſchieht wie er's haben will, ſo werden eure Buben und Mädchen bald klüger ſein, als ihr. Aber dazu ſoll es nicht kommen, dafür will ich ſorgen.

Hooge (ein Bauer).

Ja, er will überall Licht anzünden, wo man's auslöſchen ſollte; darf nicht jetzt Jeder drucken laſſen, was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeiſter nicht mehr einen Schluck über den Durſt trinken, ſo kann morgen der Küſter drucken laſſen: „Geſtern war der Schulmeiſter betrunken.“

Schulmeiſter.

Das ſollt' er ſich unterſtehen! Ich möchte doch ſehen. —

Hooge.

Das würdet ihr ſehen, und könntet's nicht hindern, Sie nennen's Preßfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Preſſe kommen.

Babe
(Chirurgus).

Lebt nach dem Schnürchen, ſo ſchadet's Keinem was. Dürft ihr doch auf dieſe Weiſe eure Herzensmeinung dem Andern ſagen, und dürft euch, wenn's euch beliebt, gegen den Struenſee und die Regierung ausſprechen.

Hooge.

Ei was, ausſprechen! ich will mich nicht ausſprechen, ich will das Maul halten, aber die Andern ſollen's auch. Jeder kümmre ſich um die Töpfe auf ſeinem Herd.

Schulmeiſter.

Führt nicht ſo freventliche Redensarten, Gevatter Babe! Wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung ausſprechen wollen? Eine gute Regierung ſoll Alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate iſt ein Hauptgrundſatz, daſs man, wie Hooge ſich auf ſeine

herzliche, einfache Weise ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und druckt, Der muss auch zuweilen denken, und getreuen Unterthanen ist Nichts gefährlicher, als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt Ihr aber nicht hindern.

Flyns (Bauer).

Nein, die kann Keiner hindern, und ich denke mir Vieles.

Schulmeister.

Nun, lasst doch hören, Flynschen, was denkt Ihr denn?

(Zu Swenne leise.)

Das ist der größte Einfaltspinsel im Dorfe.

Flyns.

Ich denke, dass mir Alles recht ist, wenn's nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den sich der Struensee, wie sie sagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyns.

Dass er sich vorgenommen, uns Bauern in Dänemark und in den Herzogthümern zu freien Leuten

zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig sein. Was ist's denn Großes, daſs ich für den Edelmann meinen Acker bestellen muſs? dafür ernährt er mich und sorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich so mit. Wenn wir frei wären, müſsten wir uns plagen und quälen, wären unsere eignen Herrn und müſsten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigenthum, für die Freude, Das, was du besitzest, dein nennen zu können, möchtest du nicht sorgen?

Flyns.

Ei was! wenn ein Anderer für mich sorgt, ist mir's bequemer.

Schulmeister.

Das ist der erste vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit käm' auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — euer Tod.

Außer den trefflichen Andeutungen, daſs die Preſsfreiheit eben so große Gegner hat unter den niedern wie unter den hohen Ständen, und daſs die Abschaffung der Leibeigenschaft den Leibeigenen selbst

am meiſten verhaſſt iſt, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Scene noch manche andere vorkommen, ſehen wir deutlich, wie Struenſee auf den hohen Iſolirſchemeln ſeiner Ideen tragiſch allein ſtand, und im Kampfe des Einzelnen mit der Maſſe rettungslos untergehen muſſte. Der feine Sinn unſeres Dichters hat indeſſen die Nothwendigkeit gefühlt, den allzu großen Schmerz des Helden bei einem ſolchen Untergang einigermaßen zu mäßigen; er läſſt ihn im Geiſte die Zeit vorausſehen, wo die Wohlthäter des Volkes mit dem Volke ſelbſt einig ſein werden; ſterbend ſieht er das Morgenroth dieſer Zeit und ſpricht die ſchönen Worte:

„Der Tag geht auf! demüthig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'ſcher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn ſteigt blühend auf;
Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat.
So hab' ich nicht umſonſt gelebt, ſo hab' ich
Mit falſchen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt; die Tyrannei erkennt,
Daſs ſich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich ſeh' ein Blutgerüſt ſich nach dem andern

Erbaun, ein rasend Volk entfesselt sich,
Trifft seinen König in verruchter Wuth,
Und dann sich selbst mit immer neuen Schlägen.
Geschäftigt mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emsige Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine starke Hand die ehrne Wuth.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu segnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet sie die Völker,
Bis auch der Kampf erlischt, ein brausend Meer
Schlägt an ein einsam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge schließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig ist die Zeit, sie muss erscheinen,
Sie ist gewiss, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge sind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker sind die Kön'ge groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beer'schen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Gestalten, die wir darin handeln sehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieser Blätter gestattet uns kein so kritisches Geschäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptpersonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorsätzlich das Wort „Gestalten", statt

Charaktere, mit dem erstern Ausdrucke das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Verseufzende, Überweiche, was wir an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beer'scher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, daſs er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haſs gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; Dieser, den Einer unserer Freunde, gewiſs mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigne'schen „Paria" halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlair's in einer solchen Rolle, nämlich als reformierter Pfarrer, erschien uns wie

ein kolossaler altkatholischer Dom, der zum protestantischen Gottesdienste eingerichtet worden; an den Wänden sind die hübschen Bilder theils abgebrochen, theils mit frischem Kalk überstrichen, die Pfeiler stehen nackt und kalt, und die Worte, die so öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erschallen, sind dennoch das Wort Gottes. So erschien uns Eßlair besonders in der Scene, wo der Pfarrer Struensee fast im liturgischen Tone seinen Sohn segnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde ist, wie sich von selbst versteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Marie Antoinette vorgeschwebt, wie denn auch die Bedrängnisscene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloss marschieren, uns bedeutungsvoll den Tuilerienſturm ins Gedächtnis rief. An Gestalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darstellerin, Demoiselle Hagen, die am Anfang des zweiten Aktes, auf dem rothen, goldumränderten Sessel sitzend, ganz so freundlich aussah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngst im Ausstellungssaale des hiesigen Kunstvereins so sehr bewundert haben.

Wir besitzen nicht das Talent, schönen Damen etwas Bitteres zu sagen, es sei denn, dass wir sie liebten, und wir enthalten uns unseres Urtheils über

das Spiel der Demoiſelle Hagen als Königin Karoline Mathilde um ſo mehr, da man der Meinung iſt, ſie habe in dieſer Rolle beſſer als jemals geſpielt, und da überhaupt unſer etwaiger Tadel jene ganze Unnaturſchule betrifft, woraus ſo viele Meiſterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schröder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen, haben ſich unſere Schauſpielerinnen immer jenes geſpreizten, ſingenden, gleißenden, heuchleriſchen Tones befleißigt, der ſeines Gleichen nur auf lutheriſchen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichſten, unverwöhnteſten Mädchen glauben, ſobald ſie die Bretter betreten, dieſen Ton anſtimmen zu müſſen, und ſobald ſie ſich dieſe traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen ſie ſich Künſtlerinnen. Wenn wir in dieſer Hinſicht unſere Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künſtlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgeſprochen, welches ſie von uns erwarten kann. Da ſie noch jung iſt, und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag ſie vielleicht einſt dem Streben nach jenem fatalen Künſtlerthume zu entſagen, und ſie ſoll uns freundlich geneigt finden, ſie dafür vollauf zu loben. Heute aber müſſen wir die Krone einer beſſern Königin zuſprechen, und trotz unſerer antiariſtokrati-

schen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Diese ist eine Gestalt, Diese ist ein Charakter, hier ist Nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigenthümliches, und hier bekundet der Dichter seine höchste, göttlichste Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesem allzu kostbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauderhafte Königin ist eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen lässt. Madame Frieß hat diese Rolle gespielt, wie sie gespielt werden muss, sie hat den rauschenden Beifall, der ihr zu Theil wurde, rechtmäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Madame Georges. Ihre Kostümierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllte uns mit geheimen Grauen; absonderlich in der Scene, wo sie den Verschworenen die Nachtbefehle austheilt, ward uns so tief unheimlich zu Muthe, wie damals

in unſerer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die ſchaurige Geſchichte erzählte von dem nächtlichen Schloſſe, wo die verwünſchte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreiſe ihrer Hofkater und Hofkatzen ſitzt und, halb mit menſchlicher Stimme und halb miauend, Unheil berathet.

Wir ſchließen dieſe Betrachtungen mit dem Bedauern, daſs der Raum dieſer Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläufiger über Herrn Beer's neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen ſelbſt, daſs wir zumeiſt nur eine Seite derſelben, die politiſche, beleuchtet haben. Wir denken, daſs andere Berichterſtatter, wie gewöhnlich, einſeitig die andere Seite, die romantiſche, die verliebte, beſprechen werden. Indem wir ſolche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unſern Dank ausſprechen für den hohen Genuſs, den uns der Dichter bereitet. An der freimüthigen Beurtheilung, die ſein Werk bei uns gefunden, möge er unſere neidloſe, liebreiche Geſinnung erkennen, und es ſollte uns freuen, wenn unſer Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der ſchönen Bahn, die er ſo ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter ſind ein unſtätes Volk, man kann ſich nicht auf ſie verlaſſen, und die beſten haben oft ihre beſſeren Meinungen gewechſelt aus eitel Veränderungsſucht. In dieſer Hinſicht ſind

die Philosophen weit sicherer, weit mehr als die Dichter lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenso wie der „Paria" und der „Struensee", tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist, als der große Apollo und all' die andern mediatisierten Götter des Olymps; wir sprechen vom Gotte der Freiheit.

Die deutſche Literatur.

Von Wolfgang Menzel.

Zwei Theile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828.

(1828.)

„Wiſſe, daſs jedes Werk, das da werth war, zu erſcheinen, ſogleich bei ſeiner Erſcheinung gar keinen Richter finden kann; es ſoll ſich erſt ſein Publikum erziehen, und einen Richterſtuhl für ſich bilden. — — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn geſagt wurde; über Leibnitz iſt vielleicht das erſte treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiſs. Findet ein Buch ſogleich bei ſeiner Erſcheinung ſeinen kompetenten Richter, ſo iſt Dies der treffende Beweis, daſs dieſes Buch eben ſo wohl auch ungeſchrieben hätte bleiben können."

Dieſe Worte ſind von Johann Gottlieb Fichte, und wir ſetzten ſie als Motto vor unſere Recenſion

die Philoſophen weit ſicherer, weit mehr als die Dichter lieben ſie die Wahrheiten, die ſie einmal ausgeſprochen, man ſieht ſie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn ſie haben ſelbſt mühſam dieſe Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während ſie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geſchenk zugekommen ſind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenſo wie der „Paria“ und der „Struenſee“, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer iſt, als der große Apollo und all' die andern mediatiſierten Götter des Olymps; wir ſprechen vom Gotte der Freiheit.

Die deutſche Literatur.

Von Wolfgang Menzel.

Zwei Theile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828.

(1828.)

„Wiſſe, daſs jedes Werk, das da werth war, zu erſcheinen, ſogleich bei ſeiner Erſcheinung gar keinen Richter finden kann; es ſoll ſich erſt ſein Publikum erziehen, und einen Richterſtuhl für ſich bilden. — — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn geſagt wurde; über Leibnitz iſt vielleicht das erſte treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiſs. Findet ein Buch ſogleich bei ſeiner Erſcheinung ſeinen kompetenten Richter, ſo iſt Dies der treffende Beweis, daſs dieſes Buch eben ſo wohl auch ungeſchrieben hätte bleiben können."

Dieſe Worte ſind von Johann Gottlieb Fichte, und wir ſetzten ſie als Motto vor unſere Recenſion

des Menzel'schen Werks, theils um anzudeuten, daſs wir Nichts weniger als eine Recension liefern, theils auch um den Verfasser zu trösten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältnis zu anderen Büchern der Art, dessen Äußerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegel's Vorlesungen über Literatur fast ausschließlich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch Keiner im Stande, beurtheilend sich über den großen Beurtheiler zu erheben; und wenn wir auch eingestehen müssen, daſs ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einige neuere Kritiker, z. B. Willibald Alexis, Zimmermann, Varnhagen v. Ense und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns Diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestre-

bungen erfaſſte, die Erſcheinungen derſelben gleichſam wieder zurückſchuf in das urſprüngliche Schöpfungswort, woraus ſie hervorgegangen, ſo daſs ſein Buch einem ſchaffenden Geiſterliede gleicht.

Die religiöſen Privatmarotten, die Schlegel's ſpätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu ſchreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorleſungen über Literatur iſt, vielleicht mehr als er ſelbſt weiß, die Idee der Kunſt noch immer der herrſchende Mittelpunkt, der mit ſeinen goldenen Radien das ganze Buch umſpinnt. Iſt doch die Idee der Kunſt zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erſcheinen Goethe's anfängt und erſt jetzt ihr Ende erreicht hat, iſt ſie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe ſelbſt, dem großen Repräſentanten dieſer Periode — und wenn Friedrich Schlegel in ſeiner Beurtheilung Goethe's Demſelben allen Mittelpunkt abſpricht, ſo hat dieſer Irrthum vielleicht ſeine Wurzel in einem verzeihlichen Unmuth. Wir ſagen „verzeihlich," um nicht das Wort „menſchlich" zu gebrauchen; die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunſt, erkannten die Objektivität als das höchſte Erfordernis eines Kunſtwerks, und da ſie dieſe im höchſten Grade bei Goethe fanden, hoben ſie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als

König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

Menzel's „deutsche Literatur" ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedrich Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrthums. Beide Werke werden den späteren Literatoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt auch uns das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegel'schen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesammte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'schen Vorlesungen solchermaßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzel'sche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser lässt allen ihr Recht widerfahren, als echter

Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu beſonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermiſſen, ſo iſt es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausſpricht. Dieſen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umſtandes, daſs er noch nicht das Ende dieſes Jahrhunderts erlebt hat. Aus demſelben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'ſchen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigſten Gegenwart. Nur ſo Viel ſehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'ſchen Buches iſt nicht mehr die Idee der Kunſt. Menzel ſucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufaſſen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es iſt uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botaniſiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoriſtiſch an jedem Tulpenbeet, küſſt jede Roſe, neigt ſich freundlich zu einigen befreundeten Wieſenblümchen, und ſchaut dabei ſo klug, daſs wir faſt glauben möchten, er höre das Gras wachſen.

Andererſeits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wiſſenſchaftlichkeit, welches ebenfalls eine

Tendenz unserer neuesten Zeit ist, eine jener Tendenzen, wodurch sie sich von der früheren Kunstperiode unterscheidet. Wir haben große geistige Eroberungen gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unser Eigenthum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar die Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher 2c. in solcher Hinsicht am schönsten glänzen. Dasselbe Streben hat sich, zumeist durch Einwirkung solcher deutschen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, dass alles Wissen einen Werth an und für sich hat, dass es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden soll, sondern damit es seinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beste Erbtheil, den folgenden Geschlechtern überliefern werden.

Herr Menzel ist mehr ein encyklopädischer Kopf als ein synthetisch wissenschaftlicher. Da ihn aber sein Wille zur Wissenschaftlichkeit drängt, so finden wir in seinem Buche eine seltsame Vereinigung seiner Naturanlage mit seinem vorgefassten Streben. Die Gegenstände entsteigen daher nicht aus einem einzigen innersten Princip, sie werden vielmehr nach einem geistreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber

doch ergänzend, so daſs das Buch ein schönes, gerundetes Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt vielleicht das Buch für das große Publikum, dem die Übersicht erleichtert wird, und das auf jeder Seite etwas Geistreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes findet, welches nicht erst auf ein letztes Princip bezogen werden muſs, sondern an und für sich schon seinen vollgültigen Werth hat. Der Witz, den man in Menzel'schen Geistesprodukten zu suchen berechtigt ist, wird durchaus nicht vermisst, er erscheint um so würdiger, da er nicht mit sich selbst kokettiert, sondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich sich nicht leugnen lässt, daſs er Herrn Menzel oft dazu dienen muſs, die Lücken seines Wissens zu stopfen. Herr Menzel ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perückentone docieren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwischen Scherz und Weisheit, ist vorherrschend in dem Menzel'schen Werke. Nochmal rühmen wir des Verfassers Witz, um so mehr, da es viele trockene Leute in der Welt giebt, die den Witz gern proskribieren

möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, daſs er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, daſs man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so übellaunig sein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums und der Gewalt schützt euch Nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit", sagt Herr Menzel im zweiten Theile, S. 63, seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens, und zwar unter folgenden Rubriken: „Die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluss der Schulgelehrsamkeit, Einfluss der fremden Literatur, der literarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik." Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disciplinen so tief eingeweiht sein kann, dass wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewusst. Im Divinieren ist er oft sehr glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und konciliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzel'schen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat" mittheilen:

„Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Übermuthe oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks selbst und nur in so fern eines Volks wider das andere, als bei dem einen diese, bei dem anderen jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu Schanden geworden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an vorausfichtigen Spekulationen, das gegenwärtige ist reicher an Rück-

ſichten und Erfahrungsgrundſätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch ſie wird Alles erklärt, was geſchehen iſt.

„Es gibt nur zwei Principe oder entgegengeſetzte Pole der politiſchen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achſe haben die Parteien ſich gelagert, und bekämpfen ſich mit ſteigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wiſſen Manche kaum, daſs ſie zu dieſer beſtimmten Partei gehören, zwar bekämpfen ſich die Glieder einer Partei untereinander ſelbſt, ſofern ſie aus ein und demſelben Principe verſchiedene Folgerungen ziehen; im Allgemeinen aber muſs der ſubtilſte Kritiker ſo gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwiſchen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen ſein mögen, jenes Clair-obscur und jene bis zur Farbloſigkeit gemiſchten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehen, dieſe Hauptfarben ſelbſt verbergen ſich nirgends, ſie bilden den großen, den einzigen Gegenſatz in der Politik, und man ſieht ſie den Menſchen wie den Büchern gewöhnlich auf den erſten Blick an. Wohin wir im politiſchen Gebiet das Auge werfen, trifft es dieſe Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen iſt leerer Raum.

„Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Kryſtallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden."

Unter der Rubrik „Philosophie“ bekennt sich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur“ hat er Dessen Lehre, wie sich gebührt, gefeiert. Wir stimmen überein in Dem, was er über diesen allgemeinen Weltdenker ausspricht. Görres und Steffens finden als Schelling'sche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Ersterer ist mit Vorliebe gewürdigt, seine Mystik etwas allzu poetisch gerühmt. Doch sehen wir diesen hohen Geist immer lieber überschätzt, als parteiisch verkleinert. Steffens wird als Repräsentant des Pietismus dargestellt, und die Ansichten, die der Verfasser von Mystik und Pietismus hegt, sind, wenn auch irrig, doch immer tiefsinnig, schöpferisch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel sich abmüht, das Beste von ihm zu prophezeien. Wir theilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: „Unter hundert Pietisten sind neunundneunzig Schurken und ein Esel.“ Von frömmelnden Heuchlern ist kein Heil zu erwarten, und durch Eselsmilch wird unsere schwache Zeit auch nicht sehr erstarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Mysticismus erwarten. In seiner jetzigen Erscheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich sein; in seinen Resultaten kann er heilsam wirken. Dadurch, daſs der Mystiker sich in die Traumwelt

seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüthe die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mysticismus immer tief gefühlt; daher im Mittelalter beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus; und zeigt sie sich heut zu Tage sehr freundlich gegen

Männer wie Schlegel, Görres, Haller, Müller ꝛc., so betrachtet sie Solche doch nur wie Guerillas, die man in schlimmen Kriegszeiten, wo die stehenden Glaubensarmeen etwas zusammengeschmolzen sind, gut gebrauchen kann, und späterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie auch im Oriente der Mysticismus den Autoritätsglauben sprengt, wie z. B. aus dem Sufismus in der neuesten Zeit Sekten entstanden, deren Religionsbegriffe von der erhabensten Art sind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfsinne Herr Menzel vom Protestantismus und Katholicismus spricht, in diesem das Princip der Stabilität, in jenem das Princip der Evolution erkennend. In dieser Hinsicht bemerkt er sehr richtig unter der Rubrik „Religion“:

„Der Erstarrung muss die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht, und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten

also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechtswegen sich nicht beklagen, dass die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht."

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voss, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unseren Tadel aussprechen. Wenn der Verfasser unseren seligen Voss einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer" nennt, sollten wir fast auf den Argwohn gerathen, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voss so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig, als dass man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein unge-

ſchlachtes niederſächſiſches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundſchaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiſs Herrn Menzel vor ſolchen Gefühlen bewahrt, ſonſt würde er die Herbheit der Voſſiſchen Schriften nur in den Thatſachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr ſein, daſs Voſs in ſeinem proteſtantiſchen Eifer die Bilderſtürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daſs die Kirche jetzt überall die Verbündete der Ariſtokratie iſt und ſogar hie und da von ihr beſoldet wird. Die Kirche, einſt die herrſchende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren ſie mit dem ganzen Orient turnierten, jene Kirche iſt ſchwach und alt geworden, ſie möchte ſich jetzt eben dieſen Rittern als dienende Amme verdingen und verſpricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter feſſeln und ſcheren könne.

Unter der Rubrik „Kunſt" häufen ſich die meiſten Ausfälle gegen Voſs. Dieſe Rubrik umfaſſt beinahe den ganzen zweiten Theil des Menzel'ſchen Werks. Die Urtheile über unſere nächſten Zeitgenoſſen laſſen wir unbeſprochen. Die Bewunderung, die der Verfaſſer für Jean Paul hegt, macht ſeinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeiſterung für Schiller.

Auch wir nehmen daran Antheil; doch gehören wir nicht zu Denen, die durch Vergleichung Schiller's mit Goethe den Werth des Letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, Beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daſs wir glauben, Goethe wäre im Stande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen Dessen Räubern, Piccolominis, Louisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Muthe wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns der Kuriosität wegen einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey

aufhängen. Erſt nachdem wir an den Menzel'ſchen Blättern über Goethe unſre ſchaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmuth. Wir beabſichtigen keineswegs eine Vertheidigung Goethe's; wir glauben, die Menzel'ſche Lehre: „Goethe ſei kein Genie, ſondern ein Talent", wird nur bei Wenigen Eingang finden, und ſelbſt dieſe Wenigen werden doch zugeben, daſs Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu ſein. Aber ſelbſt wenn Menzel Recht hätte, würde es ſich nicht geziemt haben, ſein hartes Urtheil ſo hart hinzuſtellen. Es iſt doch immer Goethe, der König, und ein Recenſent, der an einen ſolchen Dichterkönig ſein Meſſer legt, ſollte doch eben ſo viel Kourtoiſie beſitzen wie jener engliſche Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieſes kritiſche Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und ſeine Verzeihung erbat.

Woher aber kommt dieſe Härte gegen Goethe, wie ſie uns hie und da ſogar bei den ausgezeichnetſten Geiſtern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares ſein ſollte, in der Republik der Geiſter zur Tyrannis gelangt iſt, betrachten ihn viele große Geiſter mit geheimem Groll. Sie ſehen in ihm ſogar einen Ludwig XI., der den geiſtigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geiſtigen Tiers état, die liebe

Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie sehen, er schmeichelt den respektiven Korporationen der Städte, er sendet gnädige Handschreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen", und erschafft einen Papieradel von Hochbelobten, die sich schon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben so gut wie der König selbst, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggisch zu sprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieses geschehen. Sahen wir doch jüngst in den Fürstengrüften von Westminster, daſs jene Großen, die, als sie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und so wird auch Goethe nicht verhindern können, daſs jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Literatur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen ist ansteckend, und die Luft wird schwül. Das Princip der Goethe'schen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Principe steigt auf, und, seltsam! wie das Menzel'sche Buch merken läſst, sie beginnt mit Insurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe selbst, daſs die schöne objektive Welt, die er durch Wort und Beispiel gestiftet hat, noth-

wendiger Weiſe zuſammenſtukt, ſo wie die Kunſtidee allmählich ihre Herrſchaft verliert, und daſs neue friſche Geiſter von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordiſchen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civiliſierte Goethenthum über den Haufen werfen und an deſſen Stelle das Reich der wildeſten Subjektivität begründen. Daher das Beſtreben, eine Goethe'ſche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garniſonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitſcharen, werden zu regulären Truppen zugeſtutzt, müſſen ihre Keſſel abliefern, müſſen die Goethe'ſche Uniform anziehen, müſſen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und ſchreien Vivat; die Trompeter blaſen —

Wird Kunſt und Alterthum im Stande ſein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daſs wir unter „Goethenthum" nicht Goethe's Werke verſtehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längſt die deutſche Sprache ſchon geſtorben iſt und das gemutete Deutſchland in ſlaviſcher Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verſtehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'ſche Denkweiſe, dieſe Blume, die im

„Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Krystallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden."

Unter der Rubrik „Philosophie“ bekennt sich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur“ hat er Dessen Lehre, wie sich gebührt, gefeiert. Wir stimmen überein in Dem, was er über diesen allgemeinen Weltdenker ausspricht. Görres und Steffens finden als Schelling'sche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Ersterer ist mit Vorliebe gewürdigt, seine Mystik etwas allzu poetisch gerühmt. Doch sehen wir diesen hohen Geist immer lieber überschätzt, als parteiisch verkleinert. Steffens wird als Repräsentant des Pietismus dargestellt, und die Ansichten, die der Verfasser von Mystik und Pietismus hegt, sind, wenn auch irrig, doch immer tiefsinnig, schöpferisch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel sich abmüht, das Beste von ihm zu prophezeien. Wir theilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: „Unter hundert Pietisten sind neunundneunzig Schurken und ein Esel.“ Von frömmelnden Heuchlern ist kein Heil zu erwarten, und durch Eselsmilch wird unsere schwache Zeit auch nicht sehr erstarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Mysticismus erwarten. In seiner jetzigen Erscheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich sein; in seinen Resultaten kann er heilsam wirken. Dadurch, daſs der Mystiker sich in die Traumwelt

seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüthe die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mysticismus immer tief gefühlt; daher im Mittelalter beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus; und zeigt sie sich heut zu Tage sehr freundlich gegen

Männer wie Schlegel, Görres, Haller, Müller ꝛc., so betrachtet sie Solche doch nur wie Guerillas, die man in schlimmen Kriegszeiten, wo die stehenden Glaubensarmeen etwas zusammengeschmolzen sind, gut gebrauchen kann, und späterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie auch im Oriente der Mysticismus den Autoritätsglauben sprengt, wie z. B. aus dem Sufismus in der neuesten Zeit Sekten entstanden, deren Religionsbegriffe von der erhabensten Art sind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfsinne Herr Menzel vom Protestantismus und Katholicismus spricht, in diesem das Princip der Stabilität, in jenem das Princip der Evolution erkennend. In dieser Hinsicht bemerkt er sehr richtig unter der Rubrik „Religion“:

„Der Erstarrung muss die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht, und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten

also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechtswegen sich nicht beklagen, dass die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht."

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voss, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unseren Tadel aussprechen. Wenn der Verfasser unseren seligen Voss einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer" nennt, sollten wir fast auf den Argwohn gerathen, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voss so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig, als dass man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein unge-

ſchlachtes niederſächſiſches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundſchaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiſs Herrn Menzel vor ſolchen Gefühlen bewahrt, ſonſt würde er die Derbheit der Voſſiſchen Schriften nur in den Thatſachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr ſein, daſs Voſs in ſeinem proteſtantiſchen Eifer die Bilderſtürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daſs die Kirche jetzt überall die Verbündete der Ariſtokratie iſt und ſogar hie und da von ihr beſoldet wird. Die Kirche, einſt die herrſchende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren ſie mit dem ganzen Orient turnierten, jene Kirche iſt ſchwach und alt geworden, ſie möchte ſich jetzt eben dieſen Rittern als dienende Amme verdingen und verſpricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter feſſeln und ſcheren könne.

Unter der Rubrik „Kunſt" häufen ſich die meiſten Ausfälle gegen Voſs. Dieſe Rubrik umfaſſt beinahe den ganzen zweiten Theil des Menzel'ſchen Werks. Die Urtheile über unſere nächſten Zeitgenoſſen laſſen wir unbeſprochen. Die Bewunderung, die der Verfaſſer für Jean Paul hegt, macht ſeinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeiſterung für Schiller.

Auch wir nehmen daran Antheil; doch gehören wir nicht zu Denen, die durch Vergleichung Schiller's mit Goethe den Werth des Letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, Beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daſs wir glauben, Goethe wäre im Stande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen Dessen Räubern, Piccolominis, Louisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Muthe wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns der Kuriosität wegen einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey

aufhängen. Erſt nachdem wir an den Menzel'ſchen Blättern über Goethe unſre ſchaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmuth. Wir beabſichtigen keineswegs eine Vertheidigung Goethe's; wir glauben, die Menzel'ſche Lehre: „Goethe ſei kein Genie, ſondern ein Talent", wird nur bei Wenigen Eingang finden, und ſelbſt dieſe Wenigen werden doch zugeben, daſs Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu ſein. Aber ſelbſt wenn Menzel Recht hätte, würde es ſich nicht geziemt haben, ſein hartes Urtheil ſo hart hinzuſtellen. Es iſt doch immer Goethe, der König, und ein Recenſent, der an einen ſolchen Dichterkönig ſein Meſſer legt, ſollte doch eben ſo viel Kourtoiſie beſitzen wie jener engliſche Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieſes kritiſche Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und ſeine Verzeihung erbat.

Woher aber kommt dieſe Härte gegen Goethe, wie ſie uns hie und da ſogar bei den ausgezeichnetſten Geiſtern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares ſein ſollte, in der Republik der Geiſter zur Tyrannis gelangt iſt, betrachten ihn viele große Geiſter mit geheimem Groll. Sie ſehen in ihm ſogar einen Ludwig XI., der den geiſtigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geiſtigen Tiers état, die liebe

Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie ſehen, er ſchmeichelt den reſpektiven Korporationen der Städte, er ſendet gnädige Handſchreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen", und erſchafft einen Papieradel von Hochbelobten, die ſich ſchon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben ſo gut wie der König ſelbſt, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggiſch zu ſprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieſes geſchehen. Sahen wir doch jüngſt in den Fürſtengrüften von Weſtminſter, daſs jene Großen, die, als ſie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und ſo wird auch Goethe nicht verhindern können, daſs jene großen Geiſter, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zuſammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Weſtminſter der deutſchen Literatur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen iſt anſteckend, und die Luft wird ſchwül. Das Princip der Goethe'ſchen Zeit, die Kunſtidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Principe ſteigt auf, und, ſeltſam! wie das Menzel'ſche Buch merken läſſt, ſie beginnt mit Inſurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe ſelbſt, daſs die ſchöne objektive Welt, die er durch Wort und Beiſpiel geſtiftet hat, noth-

wendiger Weiſe zuſammenſinkt, ſo wie die Kunſtidee allmählich ihre Herrſchaft verliert, und daſs neue friſche Geiſter von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordiſchen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civiliſierte Goethenthum über den Haufen werfen und an deſſen Stelle das Reich der wildeſten Subjektivität begründen. Daher das Beſtreben, eine Goethe'ſche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garniſonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitſcharen, werden zu regulären Truppen zugeſtutzt, müſſen ihre Keſſel abliefern, müſſen die Goethe'ſche Uniform anziehen, müſſen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und ſchreien Vivat; die Trompeter blaſen —

Wird Kunſt und Alterthum im Stande ſein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daſs wir unter „Goethenthum" nicht Goethe's Werke verſtehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längſt die deutſche Sprache ſchon geſtorben iſt und das gemutete Deutſchland in ſlaviſcher Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verſtehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'ſche Denkweiſe, dieſe Blume, die im

Miste unserer Zeit immer blühender gedeihen wird, und sollte auch ein glühendes Enthusiastenherz sich über ihre kalte Behaglichkeit noch so sehr ärgern; mit dem Worte „Goethenthum" deuteten wir oben vielmehr auf Goethe'sche Formen, wie wir sie bei der blöden Jüngerschar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepsen jener Weisen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepsen gewährt, erregte unsere Klage. Der Alte! wie zahm und milde ist er geworden! Wie sehr hat er sich gebessert! würde ein Nicolait, sagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den schwülen „Werther" und den „Götz mit der eisernen Hand" schrieb! Wie hübsch manierlich ist er geworden, wie ist ihm alle Rohheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere geniale himmelstürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar Andere, in seine alten Fußstapfen tretend, mit demselben Übermuthe ihre Titanenflegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieser Hinsicht ein geistreicher Ausländer unseren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der sich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provincialstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichste alle Philistertugen-

den zu erfüllen ſtrebt, und in die peinlichſte Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüſter Waldgeſell aus Kalabrien mit ihm zuſammentrifft und alte Kameradſchaft nachſuchen möchte.

Vorbemerkung

zu Lautenbacher's

Paraphrase einer Stelle des Tacitus.

(1828.)

Anno 1794 lieferte der Vieux cordelier eine Paraphrase jenes Kapitels des Tacitus, wo Dieser den Zustand Rom's unter Nero schildert. Ganz Paris fand darin auch das Bild seiner eigenen Schreckenszeit, und wenn es auch dem furchtbaren Robespierre gelang, den Verfasser jener Paraphrase, den edlen Camille Desmoulins, hinrichten zu lassen, so blieb doch Dessen Wort am Leben; gleich geheimnisvoller Saat wucherte es im Herzen des Volkes, getränkt von Märtyrerblut schoss diese Saat um so üppiger empor, und ihre Frucht war der neunte Thermidor.

Paraphrasen des Tacitus gehören also nicht bloß ins Gebiet der Schulstube, und dürften wohl in „politischen Annalen" ihre Stelle finden.

Nachträge.

(Zu Band XL, S. 311.)

Die erste Aufführung von

Meyerbeer's „Hugenotten".

Paris, den 1. März 1836.

Für die schöne Welt von Paris war gestern ein merkwürdiger Tag: — die erste Vorstellung von Meyerbeer's langersehnten „Hugenotten" gab man in der Oper, und Rothschild gab seinen ersten großen Ball in seinem neuen Hotel. Ich wollte von beiden Herrlichkeiten an demselben Abend genießen, und habe mich so übernommen, daſs ich noch wie berauscht bin, daſs mir Gedanken und Bilder im Kopfe taumeln, und daſs ich vor lauter Betäubnis und Ermüdung fast nicht schreiben kann. Von Beurtheilung kann gar nicht die Rede sein. „Robert-le-Diable" musste man ein Dutzendmal hören, ehe man in die ganze Schönheit dieses Meisterwerks eindringen konnte. Und wie Kunstrichter versichern, soll Meyerbeer in den „Hugenotten" noch größere Vollendung der Form, noch geistreichere Ausführung der Details

gezeigt haben. Er ist wohl der größte jetzt lebende Kontrapunktist, der größte Künstler in der Musik; er tritt diesmal mit ganz neuen Formschöpfungen hervor, er schafft neue Formen im Reiche der Töne, und auch neue Melodien gibt er, ganz außerordentliche, aber nicht in anarchischer Fülle, sondern wo er will und wann er will, an der Stelle, wo sie nöthig sind. Hierdurch eben unterscheidet er sich von andern genialen Musikern, deren Melodienreichthum eigentlich ihren Mangel an Kunst verräth, indem sie von der Strömung ihrer Melodien sich selber hinreißen lassen, und der Musik mehr gehorchen als gebieten. Ganz richtig hat man gestern im Foyer der Oper den Kunstsinn von Meyerbeer mit dem Goethe'schen verglichen. Nur hat, im Gegensatz gegen Goethe, bei unserm großen Maëstro die Liebe für seine Kunst, für die Musik, einen so leidenschaftlichen Charakter angenommen, daſs seine Verehrer oft für seine Gesundheit besorgt sind. Von diesem Manne gilt wahrhaftig das orientalische Gleichnis von der Kerze, die, während sie Andern leuchtet, sich selber verzehrt. Auch ist er der abgesagte Feind von aller Unmusik, allen Mißstönen, allem Gegröhle, allem Gequieke, und man erzählt die spaßhaftesten Dinge von seiner Antipathie gegen Katzen und Katzenmusik. Schon die Nähe einer Katze kann ihn aus

dem Zimmer treiben, ſogar ihm eine Ohnmacht zuziehen. Ich bin überzeugt, Meyerbeer ſtürbe, wenn es nöthig wäre, für einen muſikaliſchen Satz, wie Andere etwa für einen Glaubensſatz. Ja, ich bin der Meinung, wenn am jüngſten Tage ein Poſaunenengel ſchlecht bliese, ſo wäre Meyerbeer kapabel, im Grabe ruhig liegen zu bleiben und an der allgemeinen Auferſtehung gar keinen Theil zu nehmen. Durch ſeinen Enthuſiasmus für die Sache, ſo wie auch durch ſeine perſönliche Beſcheidenheit, ſein edles, gütiges Weſen, beſiegt er gewiſs auch jede kleine Oppoſition, die, hervorgerufen durch den koloſſalen Erfolg von „Robert-le-Diable,“ ſeitdem hinlängliche Muße hatte, ſich zu vereinigen, und die gewiſs dieſesmal bei dem neuen Triumphzug ihre bösmäuligſten Lieder ertönen läſſt. Es darf Sie daher nicht befremden, wenn vielleicht einige grelle Miſslaute in dem allgemeinen Beifallsrufe vernehmbar werden. Ein Muſikhändler, welcher nicht der Verleger der neuen Oper, wird wohl das Mittelpünktchen dieſer Oppoſition bilden, und an Dieſen lehnen ſich einige muſikaliſche Renommées, die längſt erloſchen oder noch nie geleuchtet.

Es war geſtern Abend ein wunderbarer Anblick, das eleganteſte Publikum von Paris, feſtlich geſchmückt, in dem großen Opernſaale verſammelt zu ſehen, mit

zitternder Erwartung, mit ernſthafter Ehrfurcht, faſt mit Andacht. Alle Herzen ſchienen erſchüttert. Das war Muſik. — Und darauf der Rothſchild'ſche Ball. Da ich ihn erſt um vier Uhr dieſen Morgen verlaſſen und noch nicht geſchlafen habe, bin ich zu ſehr ermüdet, als daſs ich Ihnen von dem Schauplatze dieſes Feſtes, dem neuen, ganz im Geſchmack der Renaiſſance erbauten Pallaſte, und von dem Publikum, das mit Erſtaunen darin umherwandelte, einen Bericht abſtatten könnte. Dieſes Publikum beſtand, wie bei allen Rothſchild'ſchen Soiréen, in einer ſtrengen Auswahl ariſtokratiſcher Illuſtrationen, die durch große Namen oder hohen Rang, die Frauen aber mehr durch Schönheit und Putz, imponieren könnten. Was jenen Pallaſt mit ſeinen Dekorationen betrifft, ſo iſt hier Alles vereinigt, was nur der Geiſt des 16. Jahrhunderts erſinnen und das Geld des 19. Jahrhunderts bezahlen konnte; hier wetteiferte der Genius der bildenden Kunſt mit dem Genius von Rothſchild. Seit zwei Jahren ward an dieſem Pallaſt und ſeiner Dekoration beſtändig gearbeitet, und die Summen, die daran verwendet worden, ſollen ungeheuer ſein. Herr von Rothſchild lächelt, wenn man ihn darüber befragt. Es iſt das Verſailles der abſoluten Geldherrſchaft. Indeſſen muſs man den Geſchmack, womit Alles ausgeführt iſt

eben ſo ſehr wie die Koſtbarkeit der Ausführung bewundern. Die Leitung der Verzierungen hatte Herr Duponchel übernommen, und Alles zeugt von ſeinem guten Geſchmack. Im Ganzen, ſo wie in Einzelheiten, erkennt man auch den feinen Kunſtſinn der Dame des Hauſes, die nicht bloß eine der hübſcheſten Frauen von Paris iſt, ſondern ausgezeichnet durch Geiſt und Kenntniſſe, ſich auch praktiſch mit bildender Kunſt, nämlich Malerei, beſchäftigt. — Die Renaiſſance, wie man das Zeitalter Franz I. benannt, iſt jetzt Mode in Paris. Alles möbliert und koſtümiert man jetzt im Geſchmacke dieſer Zeit; ja, Manche treiben Dieſes bis zur Wuth. Was bedeutet dieſe plötzlich erwachte Leidenſchaft für jene Epoche der erwachten Kunſt, der erwachten Lebensheiterkeit, der erwachten Liebe für das Geiſtreiche in der Form der Schönheit? Vielleicht liegen in unſerer Zeit einige Tendenzen, die ſich durch dieſe Sympathie beurkunden.

(Zu Band X., S. 45.)

Der Hamburger Brand.

Paris, den 20. Mai 1842.

In diesem Augenblick freilich sind die meisten Völker noch darauf hingewiesen, ihr Nationalgefühl auszubilden oder vielmehr auszubeuten, um zur innern Einheit, zur Centralisation ihrer Kräfte zu gelangen, und somit auch nach außen den bedrohlichen Nachbarn gegenüber zu erstarken. Aber das Nationalgefühl ist nur Mittel zum Zweck, es wird wieder erlöschen, sobald dieser erreicht ist, und es hat keine so große Zukunft wie jenes Bewusstsein des Weltbürgerthums, das von den edelsten Geistern des 18. Jahrhunders proklamiert worden, und früh oder spät, aber auf immer, auf ewig, zur Herrschaft gelangen muss. Wie tief dieser Kosmopolitismus in den Herzen der Franzosen wurzelt, Das beurkundete sich recht sichtbar bei Gelegenheit des Hamburger Brandes. Die Partei der Menschheit hat da einen

großen Triumph gefeiert. Es übersteigt alle Begriffe, wie gewaltig das Mitgefühl hier alle Volksklassen erfasste, als sie von dem Unglück hörten, das jene ferne deutsche Stadt betroffen, deren geographische Lage vielleicht den Wenigsten bekannt war. Ja, bei solchen Anlässen zeigt es sich, dass die Völker dieser Erde inniger verbunden sind, als man da und dort ahnen oder wünschen mag, und dass bei aller Verschiedenheit der Interessen dennoch eine glühende Bruderliebe in Europa auflodern kann, wenn die rechte Stunde kommt. Hatte aber die Nachricht von jenem furchtbaren Brande bei den Franzosen, die gleichzeitig im eignen Hause ein schmerzliches Schreckniss erlebten, die rührendste Sympathie hervorgerufen, so musste die Theilnahme in noch stärkerem Grade stattfinden bei den hier wohnenden Deutschen, die ihre Freunde und Verwandten in Hamburg besitzen. Unter den Landsleuten, die sich bei dieser Gelegenheit durch mildthätigen Eifer auszeichneten, muss Herr James von Rothschild ganz besonders genannt werden, wie denn überhaupt der Name dieses Hauses immer hervortritt, wo ein Werk der Menschenliebe zu verrichten ist. Und mein armes Hamburg liegt in Trümmern, und die Orte, die mir so wohl bekannt, mit welchen alle Erinnerungen meiner Jugend so innig verwachsen, sie sind ein rauchender Schutt-

haufen! Am meiſten beklage ich den Verluſt jenes Petrithurmes — er war über die Kleinlichkeit ſeiner Umgebung ſo erhaben! Die Stadt wird bald wieder aufgebaut ſein mit neuen gradlinigen Häuſern und nach der Schnur gezogenen Straßen, aber es wird doch nicht mehr mein altes Hamburg ſein, mein altes, ſchiefwinklichtes, ſchlabbriges Hamburg. Der Breitengiebel, wo mein Schuſter wohnte und wo ich Auſtern aß, bei Unbeſcheiden — ein Raub der Flammen! Der „Hamburger Korreſpondent“ meldet zwar, daſs der Dreckwall ſich bald wie ein Phönix aus der Aſche erheben werde — aber ach, es wird doch der alte Dreckwall nicht mehr ſein! Und das Rathhaus — wie oft ergötzte ich mich an den Kaiſerbildern, die, aus Hamburger Rauchfleiſch gemeißelt, die Façade zierten! Sind die hoch- und wohlgepuderten Perücken gerettet, die dort den Häuptern der Republik ihr majeſtätiſches Anſehen gaben? Der Himmel bewahre mich, in einem Momente wie der jetzige an dieſen alten Perücken ein Weniges zu zupfen. Im Gegentheil, ich möchte bei dieſer Gelegenheit vielmehr bezeugen, daſs die Regierung zu Hamburg immer die Regierten übertraf an gutem Willen für geſellſchaftlichen Fortſchritt. Das Volk ſtand hier immer tiefer, als ſeine Stellvertreter, worunter Männer von der bedeutendſten Bildung und Ver-

nünftigkeit. Aber es ſteht zu hoffen, daſs der große Brand auch die unteren Intelligenzen ein bischen erleuchtet haben wird und die ganze hamburgiſche Bevölkerung jetzt einſieht, daſs der Zeitgeiſt, der ihr im Unglück ſeine Wohlthat angedeihen ließ, ſpäterhin nicht mehr durch kleinlichen Krämerſinn beleidigt werden darf. Namentlich die bürgerliche Gleichſtellung der verſchiedenen Konfeſſionen wird gewiſs jetzt nicht mehr in Hamburg vertagt werden können. — Wir wollen das Beſte von der Zukunft erwarten; der Himmel ſchickt nicht umſonſt die großen Prüfungen.

Gedanken und Einfälle.

I. Perſönliches.

Um meine Wiege ſpielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erſte Morgenroth des neunzehnten Jahrhunderts.

*

Die Mutter erzählt, ſie habe während ihrer Schwangerſchaft im fremden Garten einen Apfel hängen ſehen, ihn aber nicht abbrechen wollen, damit ihr Kind kein Dieb werde. Mein Leben hindurch behielt ich ein geheimes Gelüſte nach ſchönen Äpfeln, aber verbunden mit Reſpekt vor fremdem Eigenthum und Abſcheu vor Diebſtahl.

*

Ich habe die friedlichſte Geſinnung. Meine Wünſche ſind: eine beſcheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Eſſen, Milch und Butter, ſehr friſch, vor dem Fenſter Blumen, vor der Thür einige ſchöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läſſt er mich die Freude

erleben, daſs an dieſen Bäumen etwa ſechs bis ſieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die ſie mir im Leben zugefügt — Ja, man muſs ſeinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis ſie gehenkt worden.

*

Ich bin nicht vindikativ — ich möchte gern meine Feinde lieben; aber ich kann ſie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen gerächt habe — dann erſt öffnet ſich ihnen mein Herz. So lange man ſich nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen zurück.

*

Daſs ich Chriſt ward, iſt die Schuld jener Sachſen, die bei Leipzig plötzlich umſattelten, oder Napoleon's, der doch nicht nöthig hatte, nach Rusland zu gehn, oder ſeines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht geſagt hat, daſs es zu Moskau im Winter ſehr kalt iſt.

*

Wenn Montalembert Miniſter wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholiſch werden — Paris vaut bien une messe!

*

Ich ließ mich nicht naturaliſiren, aus Furcht, daſs ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man

für eine Maitresse kühler wird, sobald man bei der Mairie ihr legal angetraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fortleben.

*

Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt.

*

Gott wird mir die Thorheiten verzeihen, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten verzeihe, die sie gegen mich geschrieben, obgleich sie geistig so tief unter mir standen, wie ich unter dir stehe, o mein Gott!

II. Religion und Philosophie.

Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, der eigentliche Prometheus, gefesselt ist und vom Geier des Zweifels zerfleischt wird. Sie hat das Licht gestohlen und leidet nun Martern dafür.

*

Kunst und Philosophie, das Bild und der Begriff, wurden erst durch die Griechen von einander getrennt.

Die Verschmelzung derselben in der Religion ging beiden voran.

*

Der Gedanke der Persönlichkeit Gottes als Geist ist eben so absurd wie der rohe Anthropomorphismus, denn die geistigen Attribute bedeuten Nichts und sind lächerlich ohne die körperlichen.

*

Der Gott der besten Spiritualisten ist eine Art von luftleerem Raume im Reich des Gedankens, angestrahlt von der Liebe, die wieder ein Abglanz der Sinnlichkeit.

*

Der Engel, der Karrikaturen malt, ist ein Bild des Phantheisten, der seinen Gott in der Brust trägt.

*

Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.

*

Im Alterthume gab es keinen Gespensterglauben. Die Leiche wurde verbrannt, der Mensch entschwand als Rauch in die Höhe, er ging auf in dem reinsten, geistigsten Element, im Feuer. Bei den Christen wird der Leib (aus Hohn oder Verachtung?) der Erde zurück gegeben — er ist wie das Korn, und sprosst wieder hervor als Gespenst (ein körperlicher Leib wird gesäet,

ein geiſtiger entſproſſt) — er behält die Schauer der Verweſung.

*

Gott hat Nichts manifeſtirt, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwieſe; auch Moſes redet nicht davon. Es iſt Gott vielleicht gar nicht Recht, daſs die Frommen die Fortdauer ſo feſt annehmen. — In ſeiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Surpriſe machen.

*

Bei keinem Volke iſt der Glaube an Unſterblichkeit ſtärker geweſen, wie bei den Celten; man konnte Geld bei ihnen geliehen bekommen, um es in der anderen Welt wieder zu geben. Fromme chriſtliche Wucherer ſollten ſich daran ſpiegeln!

*

Irdiſches gewährte und verhieß das Heidenthum, und darum pflegten die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünſche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunſt derſelben zeugte, frömmere Götterdiener als die Unglücklichen zu ſein. Vgl. Ariſtoteles' Rhetoric., Lib. II, cap. 17, p. 240. Tom. IV, ed. Bipont.

*

Der verzweiflungsvolle Zuſtand der Menſchheit zur Zeit der Cäſaren erklärt den Succeſs des Chriſten-

thums. Der Selbstmord der stolzen Römer, welche auf einmal die Welt aufgaben, war so häufig in jener Zeit. Wer den Muth nicht hatte, auf einmal von der Welt Abschied zu nehmen, ergriff den langsamen Selbstmord der Entsagungsreligion. (Christi Passion war ja ebenfalls eine Art Selbstmord.) Sklaven und unglückliches Volk waren die ersten Christen; durch ihre Menge und den neuen Fanatismus wurden sie eine Macht, die Konstantin begriff, und der römische Weltherrschaftsgeist bemächtigte sich bald derselben, und disciplinierte sie durch Dogma und Kultus.

*

Bei der Polemik zwischen Christen und heidnischen Philosophen vertauschen die Gegner oft im Kampfgetümmel die Waffen: hier sehen wir einen christlichen Vorsehungshelm auf dem Haupte des Griechen, dort ein griechisches Götterschwert in der Hand des Christen. Ketzereien entspringen, Glaubenshelden verfallen in Irrthum und Zweifel.

*

Die Apologeten des Christenthums mussten in ihrem Kampfe gegen das Heidenthum um so eher sich auf das Feld der Philosophen hinaus wagen, da die Philosophie damals (von Marc Aurel bis Julian)

auf dem Throne ſaß — durch Polemik arbeitet ſich das Dogma aus.

*

Unterſchied des Heidenthums (der Inder, Perſer) vom Judenthum: Sie haben Alle ein unendliches, ewiges Urweſen, aber dieſes iſt bei Jenen in der Welt, mit welcher es identiſch, und es entfaltet ſich mit dieſer aus dem Geſetze der Nothwendigkeit — der Gott der Juden iſt außer der Welt und erſchafft ſie durch einen Akt des freien Willens.

*

Judenthum — Ariſtokratie: Ein Gott hat die Welt erſchaffen und regiert ſie; alle Menſchen ſind ſeine Kinder, aber die Juden ſind ſeine Lieblinge und ihr Land iſt ſein auserwähltes Dominium. Er iſt ein Monarch, die Juden ſind der Adel, und Paläſtina iſt das Exarchat Gottes.

Chriſtenthum — Demokratie: Ein Gott, der Alles erſchaffen und regiert, aber alle Menſchen gleich liebt und alle Reiche gleich beſchützt. Er iſt kein Nationalgott mehr, ſondern ein univerſeller.

*

Das Chriſtenthum tritt auf zur Tröſtung: Die, welche in dieſem Leben viel Glück genoſſen, werden im künftigen davon eine Indigeſtion haben — Die, welche zu wenig gegeſſen, werden nachträglich

das beste Gastmahl aufgetischt finden; die irdischen Prügelflecken werden von den Engeln gestreichelt werden.

*

Die, welche den Kelch der Freuden hienieden getrunken, bekommen dort oben den Katzenjammer.

*

Im Christenthume kommt der Mensch zum Selbstbewusstsein des Geistes durch den Schmerz — Krankheit vergeistigt selbst die Thiere.

*

Das Christenthum wusste die blaue Luft der Provence zu erheitern und erfüllte sie mit seinem Glockengeläute.

*

Beim Anblick eines Domes.

Sechshundert Jahr' wurde dran gebaut, und du genießest in einem Augenblick die Ruhe nach einer sechshundertjährigen Arbeit. Wie Meereswellen sind die Generationen daran vorbei gewogt, und noch kein Stein ist bewegt worden. Das Mausoleum des Katholicismus, das er sich noch bei Lebzeiten bauen lassen, ist die steinerne Hülle eines erloschenen Gefühls — (ironisch droben die Uhr). — Drinnen in diesem Steinhause blühte einst ein lebendiges Wort, drinnen

iſt es todt und lebt nur noch in der äußeren Steinrinde. (Hohler Baum.)

*

In der Kirche.

Wehmüthiger Orgelton, die letzten Sterbeſeufzer des Chriſtenthums.

*

Verehrung für Rom.

Wie Mancher ging aus, die Kirche zu ſchmähen, zu befeinden, und änderte plötzlich ſeinen Sinn und kniete nieder und betete an. Es ging Manchem wie Bileam, dem Sohne Boer's, der Iſrael zu fluchen auszog und gegen ſeine Abſicht es ſegnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme ſeines Eſels gehört.

*

Die Thoren meinen, um das Kapitol zu erobern, müſſe man zuerſt die Gänſe angreifen.

*

Die katholiſchen Schriftſteller haben gute Kriegswerkzeuge, wiſſen ſie aber nicht zu gebrauchen. Wie die Chineſen haben ſie gute Kanonen, auch Pulver und Kugeln, aber ſchießen iſt eine andere Sache. Sie ſind Kinder mit großen Säbeln, die ſie nicht aufheben können; mit Helmen, die ihnen den Kopf

eindrücken. Und gar die Kanonen wissen sie erst recht nicht zu handhaben.

*

Die römische Kirche mißtraut ihren modernen Seïden — sie fürchtet, daſs so ein Eiferer, statt den Pantoffel zu küssen, ihr in den Fuß beiße mit rasender Inbrunst.

*

Die römische Kirche stirbt an jener Krankheit, wovon Niemand genest: Erschöpfung durch die Macht der Zeit. Weise, wie sie ist, lehnt sie alle Ärzte ab: sie hat in ihrer langen Praxis so manchen Greis schneller als nöthig sterben sehen, weil ein energischer Arzt ihn kurieren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns Alle überleben, den Schreiber dieses Artikels, den Drucker, der ihn setzt, selbst den kleinen Lehrjungen, der die Druckbogen abholt.

*

Die Juden waren die Einzigen, die bei der Christlichwerdung Europa's sich ihre Glaubensfreiheit behaupteten.

*

Judäa, dieses protestantische Ägypten.

*

Die Germanen ergriffen das Christenthum aus Wahlverwandtschaft mit dem jüdischen Moralprincip, überhaupt dem Judaismus. Die Juden waren die Deutschen des Orients, und jetzt sind die Protestanten in den germanischen Ländern (in Schottland, Amerika, Deutschland, Holland) nichts Anderes als altorientalische Juden.

*

Der Judenhass beginnt erst mit der romantischen Schule, mit der Freude am Mittelalter, Katholicismus, Adel, gesteigert durch die Teutomanen (Rühs).

*

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüsste, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!

*

Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch, und schrieb man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — Das ist das Allertragischste.

*

Es ist charakteristisch für den Hamburger Judenkrawall (im September 1830), dass die Revolutionäre

erſt ihr Tagesgeſchäft vollendeten und eine Abendrevolution machten.

Ich war bei Van Aken während des Tumults: Der Löwe war am ruhigſten, vornehm indigniert, die Affen freuten ſich, die Schlangen wanden ſich, die Hyäne war unruhig gierig, der Eisbär ſtreckte ſich bequem hin und wartete, das Chamäleon veränderte jeden Augenblick die Farbe, roth, blau, weiß, endlich ſogar dreifarbig — die Thiere ſahen menſchlich vernünftig aus, im Gegenſatz zu den Menſchen, die thieriſch wild raſ'ten.

Ein Jude ſagte zum andern: „Ich war zu ſchwach." Dies Wort empfiehlt ſich als Motto zu einer Geſchichte des Judenthums.

Eine Phryne, welche am Dammthor ſtand, ſagte: „Wenn heute die Juden beleidigt werden, ſo geht's bald gegen den Senat, und endlich gegen uns." Kaſſandra der Drehbahn, wie bald gingen deine Worte in Erfüllung!

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den böſen; um am Scheidewege zagend ſtehen zu bleiben, dazu ſeid ihr zu ſchwach — Dies vermochte kein Herkules, und er muſſte ſich für einen der Wege bald entſcheiden.

*

Der Taufzettel ist das Entréebillett zur europäischen Kultur.

*

Niemals von jüdischen Verhältnissen sprechen! Der Spanier, welcher sich im Traume mit der Mutter Gottes allnächtlich unterhält, berührt nie ihr Verhältnis zu Gott-Vater aus Delikatesse: die unmakulierteste Empfängnis sei doch immer eine Empfängnis.

*

Ich liebe sie (die Juden) persönlich.

*

B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich Dessen eher rühmen, als schämen.

A. Ach, Das thät' ich auch, wenn unser Heiland der Einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen — aber es ist demselben so viel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daſs diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich ward.

*

Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer als die Christen.

*

Für das Porcellan, das die Juden einst in Sachsen kaufen mussten, bekommen Die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Werth bezahlt. — Am Ende

wird Israel für seine Opfer entschädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

*

Die Juden — dieses Volk-Gespenst, das bei seinem Schatze, der Bibel, unabweisbar wachte! Vergebens war der Exorcismus — Deutsche hoben ihn.

*

Ist die Mission der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Industrie, Arbeit, Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eisenbahn, Michel bahnt ihm den Weg, Rosen werden gestreut auf seinen Pfaden.

*

Wie viel hat Gott schon gethan, um das Weltübel zu heilen! Zu Mosis Zeit that er Wunder über Wunder, später in der Gestalt Christi ließ er sich sogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Gestalt Enfantin's that er das Ungeheuerste, um die Welt zu retten: er machte sich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfasst ihn vielleicht der Wahnsinn der Verzweiflung, und er zerschellt sein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern.

*

Das Heidenthum endigt, sobald die Götter von den Philosophen als Mythen rehabilitiert werden.

Das Chriſtenthum iſt auf denſelben Punkt gelangt, Strauß iſt der Porphyrius unſerer Zeit.

*

Es ſind in Deutſchland die Theologen, die dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.

*

In Deutſchland wird das Chriſtenthum gleichzeitig in der Theorie geſtürzt und in den Thatſachen: Ausbildung der Induſtrie und des Wohlſtandes.

*

Die Philoſophen zerſtörten in ihrem Kampfe gegen die Religion die heidniſche, aber eine neue, die chriſtliche, ſtieg hervor. Auch dieſe iſt bald abgefertigt, doch es kommt gewiſs eine neue, und die Philoſophen werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder vergeblich: die Welt iſt ein großer Viehſtall, der nicht ſo leicht wie der des Augias gereinigt werden kann, weil, während gefegt wird, die Ochſen drin bleiben und immer neuen Miſt anhäufen.

*

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am beſten durch die Religion geleitet, wie in ſtockfinſtrer Nacht ein Blinder unſer beſter Wegweiſer iſt; er kennt Wege und Stege beſſer, als ein Sehender — Es iſt

aber thöricht, ſobald es Tag iſt, noch immer die alten Blinden als Wegweiſer zu gebrauchen.

*

Wie die Männer der Wiſſenſchaft während der mittelalterlich chriſtlichen Periode aus der Bibel heraus die wiſſenſchaftlichen Wahrheiten zu entdecken ſuchten, ſo ſuchen jetzt die Männer der Religion die theologiſchen Wahrheiten in der Wiſſenſchaft zu entdecken, in der Geſchichte, in der Philoſophie, in der Phyſik: die Dreieinigkeit in der indiſchen Mythologie, die Inkarnationslehre in der Logik, die Sündfluth in der Geologie u. ſ. w.

*

Bei den früheren Religionen wurde der Geiſt der Zeit durch Einzelne ausgeſprochen und durch Mirakel beſtätigt. Bei den jetzigen Religionen wird der Geiſt der Zeit durch Viele ausgeſprochen und beſtätigt durch die Vernunft. Jetzt giebt es keine Mirakel mehr, nachdem die Phyſik ausgebildet worden; Oken ſieht dem lieben Gott auf die Finger, und Dieſer will nicht mit Bosko rivaliſiren.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Troſt im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir ſind in der Gefangenſchaft, Jehovah zürnt uns, aber er ſchickt einen Retter.“ Bei den Mohamedanern Fata-

lismus: „Keiner entgeht seinem Schicksal, es steht oben geschrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!" Bei den Christen spiritualistische Verachtung des Angenehmen und der Freude, schmerzsüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Versuchung des Bösen, dort oben Belohnung. — Was bietet der neue Glauben?

*

Die Herrlichkeit der Welt ist immer adäquat der Herrlichkeit des Geistes, der sie betrachtet. Der Gute findet hier sein Paradies, der Schlechte genießt schon hier seine Hölle.

*

Unsere Moralbegriffe schweben keineswegs in der Luft: die Veredlung des Menschen, Recht und Unsterblichkeit haben Realität in der Natur. Was wir Heiliges denken, hat Realität, ist kein Hirngespinnst.

*

Heilige wie der Stylit sind jetzt unmöglich, da die Philanthropie sie gleich in einer Irrenanstalt unterbringen würde.

*

Giebt's in der Geschichte auch Tag und Nacht wie in der Natur? — Mit dem dritten Jahrhundert des Christenthums beginnt die Dämmerung, weh-

müthiges Abendroth der Neoplatoniker, das Mittelalter war dicke Nacht, jetzt steigt das Morgenlicht herauf — ich grüße dich, Phöbus Apollo! Welche Träume in jener Nacht, welche Gespenster, welche Nachwandler, welcher Straßenlärm, Mord und Todtschlag — ich werde davon erzählen.

*

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger, und hindurch schimmern goldene Säulen und Geschmeide und klingt es süß.

III. Kunst und Literatur.

Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurtheil gegen den Verfasser. Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

*

Dem Dichter wird während des Dichtens zu Muthe, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verschiedensten Ge-

ſtalten ein Vorleben geführt — ſeine Intuition iſt wie Erinnerung.

*

Eine Philoſophie der Geſchichte war im Alterthum unmöglich. Erſt die Jetztzeit hat Materialien dazu: Herder, Boſſuet ꝛc. — Ich glaube, die Philoſophen müſſen noch tauſend Jahr' warten, ehe ſie den Organismus der Geſchichte nachweiſen können; bis dahin glaube ich, nur Folgendes iſt anzunehmen. Für Hauptſache halte ich: die menſchliche Natur und die Verhältniſſe (Boden, Klima, überlieferte Geſetzgebung, Krieg, unvorhergeſehene und unberechenbare Bedürfniſſe), beide in ihrem Konflikt oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geſchichte, ſie finden aber immer ihre Signatur im Geiſte, und die Idee, von welcher ſie ſich repräſentieren laſſen, wirkt wieder als Drittes auf ſie ein; Das iſt hauptſächlich in unſeren Tagen der Fall, auch im Mittelalter. Shakſpeare zeigt uns in der Geſchichte nur die Wechſelwirkung von der menſchlichen Natur und den äußern Verhältniſſen — die Idee, das Dritte, tritt nie auf in ſeinen Tragödien; daher eine viel klarere Geſtaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in ſeinen Entwickelungen, da das Menſchliche immer Daſſelbe bleibt zu allen Zeiten. Das iſt auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke ſind unvergänglich.

Ich glaube nicht, daſs ſie ſo gut ausgefallen wären, wenn ſie eine Zeit darzuſtellen gehabt hätten, wo eine Idee ſich geltend machte, z. B. im Beginne des aufkommenden Chriſtenthums, zur Zeit der Reformation, zur Zeit der Revolution.

*

Bei den Griechen herrſchte Identität des Lebens und der Poeſie. Sie hatten daher keine ſo großen Dichter wie wir, wo das Leben oft den Gegenſatz der Poeſie bildet. Shakſpeare's große Zehe enthält mehr Poeſie, als alle griechiſchen Poeten, mit Ausnahme des Ariſtophanes. Die Griechen waren große Künſtler, nicht Dichter; ſie hatten mehr Kunſtſinn, als Poeſie. In der Plaſtik leiſteten ſie ſo Bedeutendes, eben weil ſie hier nur die Wirklichkeit zu kopieren brauchten, welche Poeſie war und ihnen die beſten Modelle bot.

*

Wie die Griechen das Leben blühend und heiter darſtellten und zur Ausſicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, ſo hingegen iſt nach chriſtlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und ſchattenhaft, und erſt nach dem Tode kommt das heitre Blüthenleben. Das mag Troſt im Unglück geben, aber taugt nicht für den plaſtiſchen Dichter. Darum iſt die Ilias ſo heiter jauchzend, das Leben wird um ſo heiterer

erfaſſt, je näher unſre Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles.

*

Die Griechen gaben dem Chriſtenthum die Kunſt: — Kunſt des Wortes (Dogmatik und Mythologie) und Kunſt der Sinne (Malerei und Baukunſt). Die gothiſche iſt Nichts als kranke Kunſt. Als ich im Dom von Toulouſe (St. Sernin) doppelt ſah, ſah ich das Centrum gebrochen in der Mitte, und begriff die Entſtehung des gothiſchen Spitzbogens aus dem römiſchen Kreisbogen.

*

Kunſtwerk.

Das ſichbare Werk ſpricht harmoniſch den unſichtbaren Gedanken aus; daher iſt auch Lebekunſt die Harmonie des Handelns und unſrer Geſinnung.

Schön iſt das Kunſtwerk, wenn das Göttliche ſich dem Menſchlichen freundlich zuneigt — Diana küſſt Endymion; erhaben, wenn das Menſchliche ſich zum Göttlichen gewaltſam emporhebt — Prometheus trotzt dem Jupiter, Agamemnon opfert ſein Kind. Die Chriſtusmythe iſt ſchön und erhaben zugleich.

*

In der Kunſt iſt die Form Alles, der Stoff gilt

Nichts. Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denselben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er lasse sich nur die Façon bezahlen, und den Stoff schenke er.

*

In Bezug auf die Frage von den eingeborenen Ideen möchte folgende Lösung richtig sein: Es giebt Menschen, denen Alles von außen kommt, die sogenannten Talente, wie Lessing, erinnernd an Affen, wo die äußere Nachahmung waltet — Nichts ist in ihrem Geiste, was sie nicht durch die Sinne aufgenommen. Es giebt aber auch Menschen, denen Alles aus der Seele kommt, Genien, wie Rafael, Mozart, Shakspeare, denen das Gebären aber schwerer wird, wie dem sogenannten Talente. Bei Jenen ein Machen ohne Leben, ohne Innerlichkeit, Mechanismus — bei Diesen ist ein organisches Entstehen.

*

Das Genie trägt im Geiste ein Abbild der Natur, und durch diese erinnert gebiert es dies Abbild; das Talent bildet die Natur nach, und schafft analytisch, was das Genie synthetisch schafft. Es giebt aber auch Charaktere, welche zwischen beiden schweben.

*

Die Daguerreotypie ist ein Zeugnis gegen die irrige Ansicht, daſs die Kunst eine Nachahmung der

Natur ſei — die Natur hat ſelbſt den Beweis geliefert, wie wenig ſie von der Kunſt verſteht, wie kläglich es ausfällt, wenn ſie ſich mit Kunſt abgiebt.

*

Philaréte Chasles ordnet als Literarhiſtoriker die Schriftſteller nicht nach Äußerlichkeiten (Nationalität), Zeitalter, Gattung der Werke [Epos, Drama, Lyrik], ſondern nach dem inneren geiſtigen Princip, nach Wahlverwandtſchaft. So will Paracelſus die Blumen nach dem Geruch klaſſificieren — wie viel ſinnreicher, als Linné nach Staubfäden! Wäre es gar ſo ſonderbar, wenn man auch die Literaten nach ihrem Geruch klaſſificierte? Die, welche nach Tabak, Die, welche nach Zwiebeln riechen u. ſ. w.

*

Die Sage von dem Bildhauer, dem die Augen ausgeſtochen wurden, damit er nicht eine ähnliche Statue anfertige, beruht auf demſelben Grunde wie die Sitte, nach welcher das Glas, woraus eine hohe Geſundheit getrunken wurde, zerbrochen wird.

*

Ein Skulptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Prieſter, der um zehn Uhr Meſſe leſen und um zwölf Uhr in der Synagoge ſingen will — Warum nicht? Er kann es:

aber wo es geſchieht, wird man bald weder die Meſſe noch die Synagoge beſuchen.

Den Dichtern wird es noch ſchwerer, zwei Sprachen zu reden — ach! die meiſten können kaum eine Sprache reden.

*

Man preiſt den dramatiſchen Dichter, der es verſteht, Thränen zu entlocken — Dies Talent hat auch die kümmerlichſte Zwiebel, mit dieſer theilt er ſeinen Ruhm.

*

Das Theater iſt nicht günſtig für Poeten.

*

Eine neue Periode iſt in der Kunſt angebrochen: Man entdeckt in der Natur dieſelben Geſetze, die auch in unſerem Menſchengeiſte walten, man vermenſchlicht ſie (Novalis), man entdeckt in dem Menſchengeiſte die Geſetze der Natur, Magnetismus, Elektricität, anziehende und abſtoßende Pole (Heinrich von Kleiſt). Goethe zeigt das Wechſelverhältnis zwiſchen Natur und Menſch; Schiller iſt ganz Spiritualiſt, er abſtrahiert von der Natur, er huldigt der kantiſchen Äſthetik.

*

Goethe's Abneigung, ſich dem Enthuſiasmus hinzugeben, iſt ebenſo widerwärtig wie kindiſch. Solche

Rückhaltung iſt mehr oder minder Selbſtmord; ſie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht ſich zu konſumieren. Die großmüthige Flamme, die Seele Schiller's loderte mit Aufopfrung — Jede Flamme opfert ſich ſelbſt; je ſchöner ſie brennt, deſto mehr nähert ſie ſich der Vernichtung, dem Erlöſchen. Ich beneide nicht die ſtillen Nachtlichtchen, die ſo beſcheiden ihr Daſein friſten.

*

Bei Schiller feiert der Gedanke ſeine Orgien — nüchterne Begriffe, weinlaubumkränzt, ſchwingen den Thyrſus, tanzen wie Bacchanten — beſoffene Reflexionen.

*

Jacobi, dieſe greinende, keifende Natur, dieſe klebrigte Seele, dieſer religiöſe Wurm, der an der Frucht der Erkenntnis nagte, um uns ſolche zu verleiden.

*

Die wehmüthig niedergedrückte Zeit, der alles Laute unterſagt war und die ſich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüſterte, fand in dieſer gedämpften Poeſie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten gebrochenen Thürme mit Wehmuth, und lächelte über das Heimchen, das darin melancholiſch zirpte.

*

In den altdäniſchen Romanzen ſind alle Gräber der Liebe Heldengräber, große Felsmaſſen ſind darauf gethürmt mit ſchmerzwilder Rieſenhand. In den Uhland'ſchen Gedichten ſind die Gräber der Liebe mit hübſchen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert, wie von Händen gefühlvoller Predigerstöchter.

Die Helden der „Kämpeviſer" ſind Normannen, die Helden des Uhland ſind immer Schwaben, und zwar Gelbfüßler.

*

Die Sonettenwuth graſſirt ſo in Deutſchland, daſs man eine Sonettenſteuer einrichten ſollte.

*

Clauren iſt jetzt in Deutſchland ſo berühmt, daſs man in keinem Bordell eingelaſſen wird, wenn man ihn nicht geleſen hat.

*

Auffenberg hab' ich nicht geleſen — ich denke: er iſt ungefähr wie Arlincourt, den ich auch nicht geleſen habe.

*

Wir haben das körperliche Indien geſucht, und haben Amerika gefunden; wir ſuchen jetzt das geiſtige Indien — was werden wir finden?

*

Es iſt zu wünſchen, daſs ſich das Genie des Sans-

kritſtudiums bemächtige; thut es der Notizengelehrte, ſo bekommen wir blos ein gutes Kompendium.

*

Die epiſchen Gedichte der Indier ſind ihre Geſchichte; doch können wir ſie erſt dann zur Geſchichte benutzen, wenn wir die Geſetze entdeckt haben, nach welchen die Indier das Geſchehene ins phantaſtiſch Poetiſche umwandelten. Dies iſt uns noch nicht bei der Mythologie der Griechen gelungen, doch mag es bei Dieſen ſchwerer ſein, weil Dieſe das Geſchehene beſtändig zur Fabel ausbildeten in immer beſtimmterer Plaſtik. Bei den Indiern hingegen bleibt die phantaſtiſche Umbildung immer noch Symbol, das das Unendliche bedeutet und nicht nach Dichterlaune in beſtimmtern Formen ausgemeißelt wird.

*

Die Mahabaratas, Ramayanas und ähnliche Rieſenfragmente ſind geiſtige Mammuthsknochen, die auf dem Himalaya zurückgeblieben.

*

Der Indier konnte nur ungeheuer große Gedichte liefern, weil er Nichts aus dem Weltzuſammenhang ſchneiden konnte, wie überhaupt der Anſchauungsmenſch. Die ganze Welt iſt ihm ein Gedicht, wovon der Mahabarata nur ein Kapitel. — Vergleich der indiſchen mit unſerer Myſtik: dieſe übt den Scharf-

sinn an Zertheilung und Zusammensetzung der Materie, bringt es aber nicht zum Begriff. — Anschauungsideen sind Etwas, das wir gar nicht kennen. Die indische Muse ist die träumende Prinzessin der Märchen.

* * *

Goethe, im Anfang des „Fausts", benutzt die „Sakontala."

*

Wie überhaupt jeder einen bestimmten Gegenstand in der Sinnenwelt auf eine andere Weise sieht, so sieht auch Jeder in einem bestimmten Buche etwas Anderes, als der Andere. Folglich muß auch der Übersetzer ein geistig begabter Mensch sein, denn er muß im Buche das Bedeutendste und Beste sehen, um Dasselbe wieder zu geben. Den Wortverstand, den körperlichen Sinn kann Jeder übersetzen, der eine Grammatik gelesen und ein Wörterbuch sich angeschafft hat. Nicht kann aber der Geist von Jedem übersetzt werden. Möchte Dies nur bedenken jener nüchterne, prosaische Übersetzer Scott'scher Romane, der so sehr prahlt mit seiner Übersetzungstreue! Wie es auf den Geist ankommt, beweise zunächst Forster's Wiederübersetzung der „Sakontala."

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der

Blume nur den Duft — in unſrer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktiſchen, zur Proſa, zum Hausbackenen.

*

Der Hauptzug der jetzigen Dichter iſt Geſundheit — weſtfäliſche, öſtreichiſche, ja ungariſche Geſundheit.

*

Die höchſten Blüthen des deutſchen Geiſtes ſind die Philoſophie und das Lied. Dieſe Blüthezeit iſt vorbei, es gehörte dazu die idylliſche Ruhe; Deutſchland iſt jetzt fortgeriſſen in die Bewegung, der Gedanke iſt nicht mehr uneigennützig, in ſeine abſtrakte Welt ſtürzt die rohe Thatſache, der Dampfwagen der Eiſenbahn giebt uns eine zittrige Gemüthserſchütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verſcheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgeſtank verdirbt die duftige Mondnacht.

*

Unſre Lyrik iſt ein Produkt des Spiritualismus, obgleich der Stoff ſenſualiſtiſch: die Sehnſucht des iſolierten Geiſtes nach Verſchmelzung mit der Erſcheinungswelt, to mingle with nature. Mit dem Sieg des Senſualismus muſs dieſe Lyrik aufhören, es entſteht Sehnſucht nach dem Geiſt: Sentimentalität, die immer dünner verdämmert, nihiliſtiſche

Pimperlichkeit, hohler Phrasennebel, eine Mittelstation zwischen Gewesen und Werden, Tendenzpoesie.

*

Der harmlose Dichter, der plötzlich politisch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater ißt nicht, was die Mutter gekocht!“

*

So wie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende. Der Übergang zu diesem Ende ist die Tendenzpoesie. Deßhalb — nicht bloß, weil sie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoesie von der Demokratie begünstigt. Sie wissen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poesie ein Ende.

*

In der Poetenwelt ist der tiers état nicht nützlich, sondern schädlich.

*

Die Demokratie führt das Ende der Literatur herbei: Freiheit und Gleichheit des Stils. Jedem sei er erlaubt, nach Willkür, also so schlecht er wolle, zu schreiben, und doch soll kein Andrer ihn stilistisch überragen und besser schreiben dürfen.

*

Demokratischer Haß gegen die Poesie — der Parnaß soll geebnet werden, nivellirt, macadamisirt,

und wo einſt der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauſcht, wird bald eine platte Landſtraße ſein, eine Eiſenbahn, wo der Dampfkeſſel wiehert und der geſchäftigen Geſellſchaft vorüber eilt.

Demokratiſche Wuth gegen das Beſingen der Liebe — Warum die Roſe beſingen, Ariſtokrat! beſing die demokratiſche Kartoffel, die das Volk nährt!

*

In einer vorwiegend politiſchen Zeit wird ſelten ein reines Kunſtwerk entſtehen. Der Dichter in ſolcher Zeit gleicht dem Schiffer auf ſtürmiſchem Meere, welcher fern am Strande ein Kloſter auf einer Felsklippe ragen ſieht; die weißen Nonnen ſtehen dort ſingend, aber der Sturm überſchrillt ihren Geſang.

*

Die Werke gewiſſer Lieblingsſchriftſteller des Tages ſind ein Steckbrief der Natur, keine Beſchreibung.

*

Es iſt nicht der arme Unger Nimbſch oder der Handlungsbefliſſene aus Lippe-Detmold, welcher das ſchöne Gedicht hervorgebracht, ſondern der Weltgeiſt. Nur dieſem gebührt der Ruhm und es iſt lächerlich, wenn Jene ſich etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Succeſs ſeiner Tochter — da ſteht ein alter Jude im Parterre des Theatre français

und glaubt, er sei Iphigenie oder Andromache, es sei seine Deklamation, welche alle Herzen rühre, und applaudiert man, so verbeugt er sich mit erröthendem Antlitz.

*

Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.

*

Savigny's Eleganz des Stils gleicht dem klebrigten Silberschleim, den die Insekten auf dem Boden zurücklassen, worüber sie hingekrochen.

*

Mit den Werken Johannes von Müller's geht es wie mit Klopstock — Keiner liest ihn, Jeder spricht mit Respekt von ihm. Es ist unser großer Historiker wie Jener unser großer Epiker war, den wir dem Auslande mit Stolz entgegensetzten. Er ist steiflangweilig — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Historiker zu haben.

*

Raumer ist das raisonnierende Leder, — der literarische Laufbursche der Brockhausischen Buchhandlung — wenn er älter, wird er ein Ladenhüter.

*

Gervinus' Literaturgeschichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen

Büchlein voll Geiſt gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geiſt zu geben — die Aufgabe iſt gut gelöſt.

*

Hiſtoriker, welche ſelbſt alle Geſchichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutſchland, welche die Wuth hatten, ſelbſt Stücke zu ſchreiben. Haller bemerkt, daſs man deſto beſſer ſpiele, je ſchlechter das Stück — ſchrieben ſie ſchlecht, um ſich als gute Schauſpieler zu zeigen? oder ſpielten ſie ſchlecht, um als gute Schriftſteller zu ſcheinen? Dasſelbe könnte man bei unſern Hiſtorikern fragen.

*

Hütet euch vor Hengſtenberg — Der ſtellt ſich nur ſo dumm, Das iſt ein Brutus, der einſt die Maske fallen läſſt, ſich vernunftgläubig zeigt und euer Reich ſtürzt.

*

Ruge iſt der Philiſter, welcher ſich mal unparteiiſch im Spiegel betrachtet und geſtanden hat, daſs der Apoll vom Belvedere doch ſchöner ſei. — Er hat die Freiheit ſchon im Geiſte, ſie will ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie ſehr er auch für helleniſche Nacktheit ſchwärmt, kann er ſich doch nicht entſchließen, die barbariſch modernen Beinkleider, oder gar die chriſtlich germaniſchen Unterhoſen der Sittlichkeit auszuziehen. Die Grazien ſehen lächelnd dieſem inneren Kampfe zu.

*

Jakob Venedey.

Die Natur erſchuf dich zum Abtrittsfeger — Schäme dich Deſſen nicht, deutſcher Patriot! es ſind die Latrinen eines deutſchen Vaterlands, die du fegſt.

*

Ich werde von ihm ſchweigen, kann ihn als komiſche Figur nicht gebrauchen, wie Maßmann. Der Spaß war, daß dieſer Latein verſtand — Venedey aber verſteht's nicht; Langweiligkeit iſt nicht komiſch.

*

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in ſeiner Walhalla. Man darf's ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen, daß wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.

*

Die Eſte, Medicis, Gonzagas, Scalas ſind berühmt als Mäcene. Unſre Fürſten haben gewiß eben ſo guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung, die wahren Talente und Genies heraus zu ſuchen — denn Dieſe melden ſich nicht bei ihren Kammerdienern — Sie protegieren nur Solche, die mit ihnen ſelbſt auf gleicher Bildungsſtufe ſtehen, und wie man die italiäniſchen Fürſten kennt, indem man bloß zu nennen braucht, wer ihre Protegés waren, ſo wird man einſt die unſern gleich kennen, wenn man die Männer

nennt, denen sie Dosen, Becher, Pensionen und Orden verliehen. Man sagt, es sei von großen Schriftstellern unklug, die obskuren — und sei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen; aber wir thun es zur Schande ihrer Mäcene.

*

Diese Menschen müssen Stockschläge im Leben haben; denn nach ihrem Tode kann man sie nicht bestrafen, man kann ihren Namen nicht schmähen, nicht fletrieren, nicht brandmarken — denn sie hinterlassen keinen Namen.

*

Wolfgang Menzel ist der witzigste Kopf — es wird interessant und wichtig für die Wissenschaft sein, wenn man an seinem Schädel einst phrenologische Untersuchungen machen kann. Ich wünsche, daß man ihm den Kopf schone, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu sind, nicht für Witz und Poesie gehalten werden.

*

Und dieser unwissende Hase gebärdet sich als der Champion des deutschen Volks, des tapfersten und gelehrtesten Volks, eines Volks, das auf tausend Schlachtfeldern seinen Muth und in hunderttausend Büchern seinen Tiefsinn bewiesen hat, ein Volk, dessen breite Brust mit glorreichen Narben bedeckt

iſt und über deſſen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahin gezogen und die ehrwürdigſten Furchen hinterlaſſen haben!

*

Gutzkow.

Die Natur war ſehr beſcheiden, als ſie ihn ſchuf, ihn, den Unbeſcheidenſten.

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poeſie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börne's. Seine Darſtellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesſchwächen des Publikums zu erſpähen, ſie in ſeinem Privatintereſſe auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und ſchmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntniſſe und Charakter entbehren, er weiß es. Er giebt dem Publikum keine eignen Impulſionen, ſondern er empfängt ſie von demſelben; er zieht die Livree der Tagesidee an, er iſt ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er katzenbuckelt und verlangt ſein Trinkgeld.

*

Gisquet erzählt im dritten Theil ſeiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb erräth, der die Medaillen geſtohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück

Wachslicht in der Diebslaterne ſtatt des Talgs — So errathe ich Herrn** in dem anonymen Artikel.

*

Warum ſollte ich jetzt widerſprechen? In wenigen Jahren bin ich todt, und dann muſs ich mir alle Lügen doch gefallen laſſen. ** hat nicht zu fürchten, daſs man nach ſeinem Tode Lügen von ihm ſagt.

*

Grabbe's „Gothland."

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häſslicher Gedanken, wie ein Zug Galeerenſklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt ſie an der Kette in das Bagno der Poeſie.

*

Freiligrath.

Das Weſen der neueren Poeſie ſpricht ſich vor Allem in ihrem paraboliſchen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung ſind ihr hauptſächlicher Inhalt. Mit dieſen Gefühlen korreſpondiert der Reim, deſſen muſikaliſche Bedeutung beſonders wichtig iſt. Seltſame, fremdgrelle Reime ſind gleichſam eine reichere Inſtrumentation, die aus der wiegenden Weiſe ein Gefühl beſonders hervortreten laſſen ſoll, wie ſanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhn-

lichen Reime zu benutzen zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei Letzterem zeigt sich schon der Übergang in den komischen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beständiger Janitscharenmusik, die aus einem Fabrikantenirrthume entspringt. Seine schönen Reime sind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath ist ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er besitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entspringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke ist Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemüthes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied — Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich so nennen; halb episch, halb lyrisch) participiert mehr oder minder vom Liede, selbst in den breitesten Rhythmen — nicht so bei Freiligrath; sein Wohllaut ist meistens rhetorischer Art.

Es existirt eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Cäsur, die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt — Cäsur ist der

Herzschlag des dichtenden Geistes und läßt sich nicht nachahmen, wie Wohllaut.

Freiligrath ahmt Victor Hugo nach. Er ist Genremaler, er giebt Genrebilder des Meeres, nicht Historienbilder des lebendigen Oceans. Seine morgenländischen Genrebilder sind türkische Holländerei.

Sein Charakter ist die Sehnsucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in südliche Zustände. Aber der Orient ist ihm nicht aufgegangen in seiner Poesie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorschwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tausend und eine Nacht" uns zusammengeträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poesie-Orient — Nein, er ist exakt wie Burkhardt und Niebuhr, seine Gedichte sind ein Appendix zum Cotta'schen „Ausland", und die Verlagshandlung hat seine Kenntnis der Geographie und Völkerkunde sehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher sein Werth für die große Masse, die nach realistischer Kost verlangt; seine Anerkennung ist ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa.

*

Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur den zehnten Theil dieses Reichthums, faktisch sind wir also sprucharm.

Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen Alles, was sie enthält, in der Konversation auszubeuten, und sie sind daher sprachreich in der That.

Nur in der Literatur zeigen die Deutschen ihren ganzen Sprachschatz, und die Franzosen, davon geblendet, denken, Wunders wie glänzend wir zu Hause — sie haben auch keinen Begriff davon, wie wenig Gedanken bei uns im Umlauf zu Hause. Bei den Franzosen just das Gegentheil: mehr Ideen in der Gesellschaft, als in den Büchern, und die Geistreichsten schreiben gar nicht oder bloß zufällig.

*

Voltair hebt sich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne schaut — Rousseau ist ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menschen von oben herab.

*

Voltaire huldigt (man lese seine Dedikation des „Mahomed") dem Papste ironisch und freiwillig.

Rousseau konnte nicht dazu gebracht werden, sich dem Könige präsentieren zu lassen — sein Instinkt leitete ihn richtig; er war der Enthusiasmus, der sich nicht abfinden kann.

*

Die älteren französischen Schriftsteller hatten

einen bestimmten Standpunkt: Licht und Schatten sind immer richtig, nach den Gesetzen des Standpunkts. Die neueren Schriftsteller springen von einem Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden ist eine widerwärtige Konfusion von Licht und Schatten — hier eine Bemerkung, die der pantheistischen Weltansicht angehört, dort ein Gefühl, das aus dem Materialismus hervorgeht, Zweifel und Glaube sich kreuzend, — eine Harlekinsjacke.

*

In der französischen Literatur herrscht jetzt ein ausgebildeter Plagiatismus. Hier hat ein Geist die Hand in der Tasche des andern, und Das giebt ihnen einen gewissen Zusammenhang. Bei diesem Talent des Gedankendiebstahls, wo Einer dem Andern den Gedanken stiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geist Gemeingut — In der république des lettres ist Gedankengütergemeinschaft.

*

Die neufranzösische Literatur gleicht den Restaurants des Palais-royal — Wenn man in der Küche gelauscht, die Ingredienzen der Gerichte und ihre Zubereitung gesehen, würde man den Appetit verlieren — der schmutzige Koch zieht Handschuh an, wenn er auf blanker Schüssel sein Gemätsch aufträgt.

*

Die französischen Autoren der Gegenwart gleichen den Restaurants, wo man für zwei Franks zu Mittag speist. Anfangs munden ihre Gerichte, später entdeckt man, daſs sie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und schon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzösischen Romantiker sind Dilettanten des Christenthums, sie schwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorsam anzuhängen, sie sind catholiques marrons.

*

Sollte es wahr sein, daſs Frankreich zum Christenthume zurückverlangt? Ist Frankreich so krank? Es lässt sich Märchen erzählen — Will es sich auf dem Sterbebett bekehren? Verlangt es die Sakramente? Gebrechlichkeit, dein Name ist Mensch!

*

Chateaubriand will das Christenthum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet sich im umgekehrten Falle wie der neapolitanische Kapuziner, der den Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand ist ein Polichinell, der seine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Chateaubriand ist ein Faselhans, Royalist durch

Princip, Republikaner durch Inklination, ein Ritter, der eine Lanze bricht für die Keuschheit jeder Lilie, und statt Mambrin's Helm eine rothe Mütze trägt mit einer weißen Kokarde.

*

Büffon sagt, der Stil sei der Mensch selbst. Vilemain ist eine lebende Widerlegung dieses Axioms, sein Stil ist schön, wohlgewachsen und reinlich.

*

Wenn man, wie Charles Nodier, in seiner Jugend mehrmals guillotiniert worden, ist es sehr natürlich, daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury ist der Patron der Schriftstellerinnen, er hilft den Dürftigen, er ist ihr petit mandeau blanc, ihr Beichtiger, seine Artikel sind eine kleine Sakristei, wo sie verschleiert hinein schleichen, sogar die Todten beichten ihm ihre Sünden, Eva gesteht ihm Dinge, die ihr die Schlange gesagt und wovon wir Nichts erfuhren, weil sie solche dem Adam verschwieg.

Er ist kein Kritiker für große, aber für kleine

Schriftsteller — Walfische haben keinen Platz unter seiner Lupe, wohl aber interessante Flöhe.

*

Bei Léon Gozlan tödtet nicht der Buchstabe, sondern der Geist.

*

Michel Chevalier ist Konservateur und Progressivster zugleich — mit der einen Hand stützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf stürze, mit der andern zeichnet er den Riss für das neue, größere Gesellschaftsgebäude der Zukunft.

*

Man könnte Thierry mit Merlin vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib existiert nicht mehr, nur die Stimme ist geblieben — Der Historiker ist immer ein Merlin, er ist die Stimme einer begrabenen Zeit, man befragt ihn und er giebt Antwort, der rückwärts schauende Prophet.

*

Die französische Kunst ist eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzosen seit fünfzig Jahren so viel erleben und sehen konnten, so sind ihre Kunstwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Gesehenen viel bedeutender, als die Werke deutscher Künstler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anschauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, sind die Franzosen zurück.

In der Musik geben sie den Ton ihrer Nationalität: Verstand und Sentimentalität, Geist und Grazie; — im Drama: Passion. Der Eklekticismus in der Musik wurde durch Meyerbeer eingeführt.

*

Meyerbeer ist der musikalische maître de plaisir der Aristokratie.

*

Meyerbeer ist ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in seine früheren Verhältnisse zurücktreten will, muss er sich erst taufen lassen.

*

Rossini's „Othello" ist ein Vesuv, der strahlende Blumen speit.

Der Schwan von Pesaro hat das Gänsegeschnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poesie im Künstler — der Kranz schwindet ihm vom Haupte.

Sein Pasticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der spanischen Galerie, der als Leiche die Psalmen schreibt. Es fröstelt Einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

*

Alle Bilder Ary Scheffer's zeigen ein Herausſehnen aus dem Diesſeits, ohne an ein Jenſeits recht zu glauben — vaporöſe Skepſis.

*

Leſſing ſagt: „Hätte man Rafael die Hände abgeſchnitten, ſo wär' er doch ein Maler geweſen." In derſelben Weiſe können wir ſagen: Schnitte man Herrn ** den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weiter malen, ohne Kopf, und ohne daſs man merkte, daſs er keinen Kopf hätte.

*

Shakſpeare hat die dramatiſche Form von den Zeitgenoſſen; Unterſcheidung dieſer Form von der franzöſiſchen.

Den Stoff ſeiner Dramen hat er immer bis ins Detail entlehnt; ſogar die rohen Umriſſe, wie die erſten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Iſt die Theilung der Arbeit auch im geiſtigen Producieren vortheilhaft? Das Höchſte wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakſpeare nicht allein ſeine Tragödien geliefert — er gab nur den Geiſt, der die Vorarbeiten beſeelte.

Bei Goethe ſehen wir Ähnliches — ſeine Plagiate.

*

Junius ist der Ritter der Freiheit, der mit geschlossenem Visier gekämpft.

*

Dante ist der öffentliche Ankläger der Poesie.

IV. Staat und Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor und die Gesammtheit drängt sie zurück.

*

Bei den Alten rühmen sich die Patrioten beständig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchsten Freiheit eben so, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins ꝛc. Kommt bei uns diese Zeit, so werden wir uns gleichfalls rühmen. Die Ruhmlosen haben gewiss Recht, wenn sie die Bescheidenheit predigen. Es wird ihnen so leicht, diese Tugend auszuüben, sie kostet ihnen keine Überwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Thatenlosigkeit.

*

Man muss ganz Deutschland kennen, ein Stück ist

gefährlich. Es ist die Geschichte vom Baume, dessen Blätter und Früchte wechselseitiges Gegengift sind.

*

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte uns wieder: er gab uns die Kartoffel.

*

Das Öl, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme?

*

Es giebt kein deutsches Volk: Adel, Bürgerstand, Bauern sind heterogener, als bei den Franzosen vor der Revolution.

*

Der preußische Adel ist etwas Abstraktes, er bezieht sich rein auf den Begriff der Geburt, nicht auf Eigenthum. Die preußischen Junker haben kein Geld.

*

Die hannövrischen Junker sind Esel, die nur von Pferden sprechen.

*

Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum doch keine freie Menschen — die Dienstbarkeit ist in ihrer Seele.

*

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht, ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das

bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtſchaft iſt in ihm ſelbſt, in ſeiner Seele; ſchlimmer als die materielle Sklaverei iſt die ſpiritualiſierte. Man muſs die Deutſchen von innen befreien, von außen hilft Nichts.

*

Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt mit dem H.....n — Das Denken auf Umweg äußert ſich noch miſsduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks.

*

Die Deutſchen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen aber damit zu ſpät. Wenn ſie dieſelbe fertig haben, wird das Nationalitätsweſen in der Welt aufgehört haben und ſie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müſſen, ohne wie Franzoſen oder Britten Nutzen davon gezogen zu haben.

*

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich dachte: ein Rieſenkind, wie das deutſche Volk, bedarf ebenfalls eines ſo koloſſalen Spielzeugs wie der Kölner Dom iſt — aber jetzt denk' ich anders. Ich glaube nicht mehr, daſs das deutſche Volk ein Rieſenkind: jedenfalls iſt es kein Kind mehr, es iſt ein großer Junge, der viel natürliche Anlagen hat, aus dem aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er

nicht ernsthaft die Gegenwart benutzt und die Zukunft ins Auge fasst. Wir haben keine Zeit mehr zum Spielen, oder die Träume der Vergangenheit auszubauen.

*

Politische Wetterfahnen.

Sie beschwören Stürme und verlassen sich auf ihre Beweglichkeit — sie vergessen, daſs ihnen ihre Beweglichkeit Nichts helfen wird, wenn mal der Sturmwind den Thurm stürzt, worauf sie stehen.

*

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

*

Wenn ich von Pöbel spreche, nehme ich davon aus: erstens Alle, die im Adreſsbuch stehen, und zweitens Alle, die nicht drin stehen.

*

Die neubürgerliche Gesellschaft will im Taumel der Vergnügungen hastig den letzten Becher leeren, wie die altadlige vor 1789 — auch sie hört schon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Festsaal eintreten werden und die Tische umstürzen.

*

Der junge Schweinehirt will als Reicher seine Schweine zu Pferde hüten. — Diese Bankiers haben

ſich aufs hohe Pferd geſetzt und treiben noch immer das alte ſchmutzige Handwerk.

*

** liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragte, ſagte er: „Sie ſind ſchlecht ohne Grazie, flößen Abſcheu ein gegen die Schlechtigkeit und ſchaden mir mehr als ſie nutzen.“

*

Auch Rothſchild könnte eine Walhalla bauen — ein Pantheon aller Fürſten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothſchild's beſteht aus Allen, die Nichts haben; ſie denken Alle: was wir nicht haben, hat Rothſchild. Hinzu fließt die Maſſe Derer, die ihr Vermögen verlieren; ſtatt ihrer Dummheit dieſen Verluſt zuzuſchreiben, glauben ſie die Pfiffigkeit Derer, die ihr Vermögen behalten, ſei daran Schuld. So wie Einer kein Geld mehr hat, wird er Rothſchild's Feind.

*

Der Kommuniſt, welcher mit Rothſchild ſeine 300 Millionen theilen will; Dieſer ſchickt ihm ſeinen Theil, 9 Sous — „Nun laß mich zufrieden!“

*

Die Kommuniſten hegen einen achſelzuckenden Widerwillen gegen Patriotismus, Ruhm und Krieg.

*

Nach den fetten Kühen kommen die magern, nach den magern gar kein Fleiſch.

*

Ich will prophezeien: Ihr werdet einmal im Winter eine Revolution erleben, die wird ſchrecklicher als alle früheren ſein! Wenn das Blut im Schnee rinnt . . . .

*

Der Volksſtrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weiße Wellen (Müller und Brauer) dazwiſchen; Schriftſteller färben mit dem Wort die vorhandenen Empörungselemente.

*

Eine Aſſociation der Ideen, in dem Sinne, wie Aſſociation in der Induſtrie, z. B. Verbindung philoſophiſcher Gedanken mit ſtaatswirthſchaftlichen, würde überraſchende neue Reſultate ergeben.

*

Das alte Märchen der drei Brüder realiſirt ſich. Der eine läuft hundert Meilen in einigen Stunden, der andere ſieht hundert Meilen weit, der dritte ſchießt

ſo weit, der vierte bläſt Armeen fort — Eiſenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Preſſe.

*

Place de la concorde.

Ich möchte wiſſen, wenn man auf dieſen Ort ſäet, ob Korn wachſen wird?

*

Die Hinrichtungen in Maſſe auf dem Grèveplatze und dem Platze Ludwig's XV. waren ein argumentum ad hominem: Jeder konnte hier ſehen, daß das adlige Blut nicht ſchöner war, als das Bürgerlicher. Der wahnſinnige Bürger, der jeder Exekution beiwohnt, wie einem praktiſchen Experimente zum Beweis der idealen Theorie.

*

Viſion.

Der Platz Ludwig's XIV. — Eine Leiche, der Kopf dabei, der Arzt macht Verſuche, ob er wieder zuſammen zu heilen, ſchüttelt das Haupt: „Unmöglich!“ und geht ſeufzend fort — Höflinge verſuchen das todte Haupt feſt zu binden, es fällt aber immer herunter.

Wenn ein König den Kopf verloren, iſt ihm nicht mehr zu helfen.

*

Der Wahnsinnige will nicht in den Tuilerien spazieren gehn; er sieht die Bäume zwar schön grün, aber die Wurzeln in der Erde blutroth.

*

Je näher die Leute bei Napoleon standen, desto mehr bewunderten sie ihn — bei sonstigen Helden ist das Umgekehrte der Fall.

*

Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht.

*

Napoleon hasst die Boutiquiers und die Advokaten — er mitrailliert Jene und jagt Diese zum Tempel hinaus. Sie unterwerfen sich, aber sie hassen ihn (sie glauben die Revolution für sich gemacht zu haben, und Napoleon benutzt sie für sich und für das Volk). Sie sehen die Restauration mit Vergnügen.

*

Der Kaiser war keusch wie Eisen.

Seine Feinde die Nebelgespenster, die des Nachts die Vendomesäule umtanzen und hinein beißen.

*

Sie schimpfen auf ihn, aber doch immer mit einem gewissen Respekt — während sie mit der rechten

Hand Koth auf ihn werfen, halten ſie in der linken den Hut.

*

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glücklicherweiſe in Revolutionszeiten gelebt, wo ſie die Leidenſchaften und höchſten Lebensfragen mitfühlen lernten.

*

Eine Nation kann nicht regeneriert werden, wenn ihre Regierung keine hohe moraliſche Kraft zeigt. Dieſe Kraft regeneriert. Daher war die fünfzehnjährige Regierung Napoleon's nothwendig — er heilte durch Feuer und Eiſen die kranke Nation, ſeine Regierung war eine Kurzeit. Er war der Moſes der Franzoſen; wie Dieſer ſein Volk durch die Wüſte herumzieht, um es durch dieſe Kurzeit zu heilen, ſo trieb er die Franzoſen durch Europa. — Dieſer Regierung ſteht die Partei der Pourris gegenüber als Oppoſition, und zu ihr gehörte Frau von Staël. Ihre Koterie iſt geiſtreich, witzig, liebenswürdig — aber faul: Talleyrand, der Doyen der Putrifikation, der Neſtor der Lüge, le parjure des deux siècles. Chateaubriand — wir ehren, wir lieben ihn, aber er iſt le grand inconséquent, ein unſterblicher Dupe, ein Dichter, ein Pilger mit einer Flaſche

Jordanwaſſer, eine wandelnde Elegie, un ésprit d'outre tombe, aber kein Mann. Ihre andern Freunde einige Edelleute des edlen Faubourg, ritterliche Schatten, liebenswürdig, aber krank, leidend, ohnmächtig. Benjamin Conſtant war der Beſte, und Der hat noch auf dem Todbette Geld genommen von Ludwig Philipp!

*

Le style c'est l'homme — c'est aussi la femme! Frau von Staël's Unwahrheit: ein ganzes Ratelier unwahrer Gedanken und Redeblumen, welche böſen Dünſten gleichen. — Sie rühmt Wellington, ce héros de cuir avec un coeur de bois et un cerveau de papier-maché!

Frau von Staël war eine Schweizerin. Die Schweizer haben Gefühle, ſo erhaben wie ihre Berge, aber ihre Anſichten der Geſellſchaft ſind ſo eng wie ihre Thäler.

Ihr Verhältnis zu Napoleon: ſie wollte dem Cäſar geben, was des Cäſars war; als Dieſer aber Deſſen nicht wollte, frondierte ſie ihn, gab ſie Gott das Doppelte.

Sie hatte keinen Witz, ſie beging den Unſinn, Napoleon einen Robespierre zu Pferde zu nennen. Robespierre war nur ein aktiver Rouſſeau, wie Frau von Staël ein paſſiver Rouſſeau, und man könnte

ſie ſelber viel eher einen Robespierre in Weibskleidern nennen.

Überall ſpricht ſie Religion und Moral — nirgends aber ſagt ſie, was ſie darunter verſteht.

Sie ſpricht von unſerer Ehrlichkeit und unſerer Tugend und unſerer Geiſtesbildung — ſie hat unſere Zuchthäuſer, unſere Bordelle und unſere Kaſernen nicht geſehen, ſie ſah nicht unſere Buchhändler, unſere Clauren, unſere Leutnants.

*

Pozzo di Borgo und Stein — ſaubere Helden! Der Eine ein Renegat, der für ein paar Rubel ſein Vaterland, ſeine Freunde und ſein eignes Herz verkaufte, der Andere ein hochnaſiger Krautjunker, der unter dem Mantel des Patriotismus den Wappenrock der Vergangenheit verbarg — Verrath und Haſs.

*

Man weiß nicht, warum unſere Fürſten ſo alt werden — ſie fürchten ſich zu ſterben, ſie fürchten in der anderen Welt den Napoleon wieder zu finden.

*

Wie im Homer die Helden auf dem Schlachtfeld ihre Rüſtungen, ſo tauſchten die Völker dort ihre Haut: die Franzoſen zogen unſre Bärenhaut, wir ihre Affenhaut an. Jene thun nun gravitätiſch, wir klettern auf Bäume. Jene ſchelten uns Voltairianer

— ſeid ruhig, wir haben nur eure Haut an, wir ſind doch Bären im Herzen.

*

Was man nicht erlebt in unſerer Wunderzeit! ſogar die Bourbonen werden Eroberer!

*

Das Volk von Paris hat die Welt befreit, und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

*

Ja, wieder errang ſich Paris den höchſten Ruhm. Aber die Götter, neidiſch ob der Größe der Menſchen, ſuchen ſie herabzudrücken, demüthigen ſie, durch erbärmliche Ereigniſſe zum Beiſpiel.

*

Die Preſſe gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, ſo erkrankt man; genießt man die Blätter, ſo geneſt man von dieſer Krankheit, und umgekehrt. So iſt es mit der Lektüre der legitimiſtiſchen und der republikaniſchen Blätter in Frankreich.

*

Die franzöſiſchen Journale tragen ſämmtlich eine ganz beſtimmte Parteifarbe; ſie weiſen jeden Artikel zurück, der ſich nicht mit den augenblicklichen Tagesintereſſen, den ſogenannten Aktualitäten, beſchäftigt. — In Deutſchland iſt juſt das Gegentheil der Fall,

und wenn ich auch zuweilen darüber lächeln muſs, daſs die deutſchen Blätter ſo viele Gegenſtände, die mit den zeitlichen Landesfragen in keiner entfernteſten Berührung ſtehen, ſo gründlich behandeln, z. B. die chineſiſchen oder oſtindiſchen Kulturbezüge: ſo muſs ich dennoch mich freuen über dieſen Kosmopolitismus der deutſchen Preſſe, die ſich ſelbſt für die abenteuerlichſten Nöthen auf dieſer Erde intereſſiert und alle menſchenthümlichen Beſprechungen ſo gaſtlich aufnimmt! (Vgl. H. Heine's Werke, Bd. IX, S. 100.)

*

Lafayette.

Die Welt wundert ſich, daſs einmal ein ehrlicher Mann gelebt — die Stelle bleibt vakant.

*

Der Engländer, welcher van Amburgh nachſtreift, allen ſeinen Vorſtellungen beiwohnt, überzeugt, daſs der Löwe ihn doch am Ende zerreißt, und dieſes Schauſpiel durchaus betrachten will, gleicht dem Hiſtoriker, der in Paris darauf wartet, bis das franzöſiſche Volk endlich den Ludwig Philipp zerreißt, und der nun dieſen Löwen inzwiſchen täglich beobachtet.

*

Wenn ein Prix Monthyon für Könige geſtiftet würde, ſo wäre Ludwig Philipp der beſte Kandidat!

Unter ihm herrschte Glück und Freiheit — er war der Roi d'Yvetot der Freiheit.

*

Guizot ist kein Engländer, sondern ein Schotte, er ist Puritaner, aber für sich, weil's sein Naturell. Da er aber die entgegengesetztesten Naturen begreift, ist er tolerant selbst gegen die Frivolität.

Die hervorragendste Eigenschaft ist sein Stolz: Wenn er in den Himmel zum lieben Gott kömmt, wird er Diesem ein Kompliment darüber machen, daſs er ihn so gut geschaffen.

*

Durch die Eisenbahnen werden plötzliche Vermögenswechsel herbeigeführt. Dieses ist in Frankreich gefährlicher, als in Deutschland. Deshalb geht die Regierung mit Scheu an die Eisenbahnen.

*

Nicht der Vortrefflichkeit ihrer Lehre wegen, sondern wegen der Vulgarität derselben, und weil die große Menge unfähig ist eine höhere Doktrin zu fassen, glaube ich, daſs die Republikaner, zunächst in Frankreich, allmählich die Oberhand gewinnen und für einige Zeit ihr Regiment befestigen werden. Ich sage: für einige Zeit, denn jene plebejischen Republiken, wie unsere Radikalen sie träumen, können sie nicht lange halten. . . . Indem wir mit Gewiſsheit ihre

kurze Dauer voraus. sehen, tröſten wir uns ob der Fortſchritte des Republikanismus. Er iſt vielleicht eine nothwendige Übergangsform, und wir wollen ihm gern den verdrießlich eingepuppten Raupenzuſtand verzeihen, in der Hoffnung, daſs der Schmetterling, der einſt daraus hervorbricht, deſto farbenreicher beflügelt ſeine Schwingen entfalten und im ſüßen Sonnenlichte mit allen Lebensblumen ſpielen wird! — Wir ſollten euch eigentlich wie griesgrämige Väter behandeln, deren zugeknöpft pedantiſches Weſen zwar unbequem für weltluſtige Söhne, aber dennoch nützlich iſt für deren künftiges Etabliſſement. Aus Pietät, wenn nicht ſchon aus Politik, ſollten wir daher nur mit einer gewiſſen Zurückhaltung über jene trüben Käuze unſere Gloſſen ausſprechen. Wir wollen euch ſogar ehren, wo nicht gar unterſtützen, nur verlangt nicht zu Viel, und werdet keine Brutuſſe an uns, wenn etwa eure allzu einfache Suppen uns nicht munden und wenn wir manchmal zurück ſchmachten nach der Küche der Tarquinier!

Sonderbar! wir wiegen und tröſten uns mit dieſer Hypotheſe von einer kurzen Dauer des republikaniſchen Regimentes in derſelben Weiſe, wie jene greiſen Anhänger des alten Regimes, die aus Verzweiflung über die Gegenwart nur in dem Siege der Republikaner ihr Heil ſehen, und um Heinrich V. auf

den Thron zu bringen, mit Todesverachtung die Marſeillaiſe anſtimmen . . .

Où allez vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez!

(Vgl. Heine's Werke, Bd. XII, S. 259.)

*

Für die Güte der Republik könnte man denſelben Beweis anführen, den Boccaccio für die Religion anführt: ſie beſteht trotz ihrer Beamten.

*

Der geheime Haß der höchſten Republikbeamten gegen die Republik gleicht dem geheimen Haſſe der vornehmen Römer, die als Biſchöfe und Prälaten ihre alte Auctoritas fortſetzen mußten.

*

Die Franzoſen ſind ſicherer im Umgang, eben weil ſie poſitiv und traumlos — der träumende Deutſche ſchneidet dir eines Morgens ein finſteres Geſicht, weil ihm geträumt, du hätteſt ihn beleidigt, oder ſein Großvater hätte von dem deinigen einen Fußtritt bekommen.

*

Die Franzoſen ſind allem Traumweſen ſo entgegen geſetzt, daß man ſelbſt von ihnen nie träumt, ſondern nur von Deutſchen.

*

Die Deutſchen werden nicht beſſer im Ausland, wie das exportierte Bier.

*

Unter den hier lebenden kleinen Propheten ſind wenige Deutſche — die meiſten kommen nach Frankreich, um zu zeigen, daſs ſie auch in der Fremde keine Propheten ſind.

*

Das junge Mädchen ſagte: „Der Herr muſs ſehr reich ſein, denn er iſt ſehr häßlich.“ Das Publikum urtheilt in derſelben Weiſe: „Der Mann muſs ſehr gelehrt ſein, denn er iſt ſehr langweilig.“ Daher der Succeſs vieler Deutſchen in Paris.

*

Es ſcheint die Miſſion der Deutſchen in Paris zu ſein, mich vor Heimweh zu bewahren.

*

Wie im Schattenſpiel ziehen die durchreiſenden Deutſchen mir hier vorbei, Keiner entwickelt ſich.

*

Gefährliche Deutſche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Taſche oder beginnen ein Geſpräch über Philoſophie.

*

Deutſche und franzöſiſche Frauen.

Die deutſchen Öfen wärmen beſſer als die franzöſiſchen Kamine, aber daſs man hier das Feuer lodern ſieht, iſt angenehmer; ein freudiger Anblick, aber

[illegible] — Deutscher Ofen, wie wärmst du [illegible]!

*

Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland [illegible] bei der [illegible] beider Länder, nichts so gar [illegible]. In beiden Ländern herrscht der Geist der [illegible]: hier in der Masse, dort koncentriert in einer [illegible]; hier in republikanischen, dort in [illegible] Formen; hier die Freiheit, dort die [illegible] im Auge haltend; hier idealen Prin[illegible], dort der [illegible] Nothwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agierend gegen die [illegible], die sie verachten, ja hassen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen ab[illegible], ist dieselbe, womit in der Konciergerie dem Ludwig Capet die Haare abgeschnitten wurden, es ist die Schere der Revolution, ihre Censurschere, womit sie nicht einzelne Phrasen oder Artikel, sondern den ganzen Menschen, ganze Zünfte, ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens schneidet. Niklas war gegen Frankreich, weil dieses seiner Regierungsform, dem Absolutismus, propagandistisch gefährlich war, nicht seinen Regierungsprincipien; ihm mißfiel an Ludwig Philipp das beschränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieser Unmuth weicht in Kriegsfällen vor der

Nothwendigkeit, die ihm das höchſte Geſetz — die Zaren unterwerfen ſich demſelben immer, und müſſen ſie dabei auch ihre perſönlichen Sympathien opfern. Das iſt ihre Force, ſie ſind deshalb immer ſo ſtark, und iſt Einer ſchwach, ſo ſtirbt er bald an der Familienkrankheit und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Cuſtine ihre Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Alterthümliche. Er bemerkte auch richtig den Zug der Raillerie bei den Vornehmen; dieſe muß auch im Zar ihre Spitze finden: von ſeiner Höhe ſieht er den Kontraſt der kleinen Verhältniſſe mit den großen Phraſen, und im Bewuſſtſein ſeiner koloſſalen Macht muſs er jede Phraſeologie bis zur Perfifflage verachten. (Der Marquis verſtand Das nicht.) Wie kläglich müſſen ihm die chevalereſken Polen erſcheinen, dieſe Leichen des Mittelalters mit modernen Phraſen im Munde, die ſie nicht verſtehen; er will ſie zu Ruſſen machen, zu etwas Lebendigem: auch die Mumien, die Juden, will er beleben; und was ſind die gemeinen Ruſſen, als zweibeiniges Vieh, das er zu Menſchen heran knutet? Sein Wille iſt edel, wie ſchrecklich immer ſeine Mittel ſind.

*

In Rußland zeigt ſich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politiſche, nationale und ſogar religiöſe Gleichheit zu ſtärken. Die Autorität, geübt

[illegible] verfährt terroristisch gegen [illegible] entscheidend: [illegible] Constantin tritt ab, und [illegible] Herrscher tritt auf seit [illegible] Alexander, Nikolaus. [illegible] eine Krone und ist gegen [illegible] das Comité du salut public [illegible].

*

Nikolaus [illegible] ein Erbdiktator. Er [illegible] Gleichgültigkeit gegen das Herkömmliche, das [illegible], das Geschichtliche.

*

Es war [illegible] von den Russen, den polnischen Juden das Schachern zu nehmen — sie brauchten kein Hemd [illegible] zu tragen, es war so bequem zum [illegible]! — und die [illegible] — die Hauptsache war: er [illegible]! — und die Pejes, die [illegible], ihren einzigen Stolz!

*

Wir sollen uns jetzt auf Rußland stützen, auf den Stock, womit wir einst geprügelt worden!

———

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der ſchlechte Mann an.

*

Wenn ich Weltgeſchichte leſe, und irgend eine That oder Erſcheinung mich frappiert, ſo möchte ich manchmal das Weib ſehen, das als geheime Triebfeder dahinter ſteckt (als Agens mittel- oder unmittelbar) — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur“ nur Männernamen verzeichnet — ſie machen Geſchichte, obgleich der Hiſtoriker nur Männernamen kennt — Herodot's Anfang iſt ingenios.

*

Bei der Erklärung der Liebe muß ein phyſikaliſches Phänomen, oder ein hiſtoriſches Faktum angenommen werden. Iſt es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eiſen anzieht? Oder iſt eine Vorgeſchichte vorhanden, deren dunkles Bewuſſtſein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abſtoßung ſich ausſpricht?

*

In der Jugend iſt die Liebe ſtürmiſcher, aber nicht ſo ſtark, ſo allmächtig wie ſpäter. Auch iſt ſie in der

Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe, und leiht der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Überfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhört, wo das Blut langsamer in den Adern sintert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrechlich ist, wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenschlicher.

*

Dass der Gatte Xanthippe's ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, Das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

*

Wie viel höher steht die Frau bei Moses, als bei den anderen Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mahomedanern! Diese sagen bestimmt, dass die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mahomed hat sie davon ausgeschlossen. Glaubte er etwa, dass das Paradies kein Paradies mehr sei, wenn Jeder seine Frau dort wiederfände?

*

Jeder, wer heirathet, ist wie der Doge, der sich mit dem adriatischen Meere vermählt — er weiß

nicht, was drin, was er heirathet: Schätze, Perlen, Ungethüme, unbekannte Stürme.

*

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

*

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

*

Die deutsche Ehe ist keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, sondern eine Magd, und lebt sein isoliertes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Kreis der Familie. Ich will darum nicht sagen, dass er der Herr sei, im Gegentheil er ist zuweilen nur der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

VI. Vermischte Einfälle.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

*

Neben dem Denker ein prosaischer Mensch, der ruhig sein Geschäft treibt — neben jeder Krippe worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochse, der ruhig frisst.

*

Kadmus bringt die phönicische Buchstabenschrift, die Schriftkunst, nach Griechenland — diese sind die Drachenzähne, die er gesäet; die avocierten geharnischten Männer zerstören sich wechselseitig.

*

Es giebt hohe Geister, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben sind und den Thron nur für einen Stuhl ansehen, der bedeckt mit rothem Sammet — Es giebt niedere Geister, denen alles Ideale unbedeutend dünkt und denen der Pranger nur ein Halsband von Eisen ist. Sie haben keine Scheu vor der eisernen Kravatte, wenn sie nur dadurch ein Publikum um sich versammeln können; diesem imponieren sie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt worden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unsre Gesinnung, durch beständige Beschäftigung mit dem Gegensatz Der Garde municipal, welcher den Kankan überwacht, findet denselben am Ende gar nicht mehr so unanständig und möchte wohl gar mittanzen. Der

Proteſtant ſieht nach langer Polemik mit dem Katholicismus ihn nicht mehr für ſo greuelhaft an, und hörte vielleicht nicht ungern eine Meſſe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir ſelbſt Ruinen ſind.

*

De mortuis nil nisi bene — man ſoll von den Lebenden nur Böſes reden.

*

Kourtoiſie.

Wenn man einen König prügelt, muſs man zugleich aus Leibeskräften „Es lebe der König!“ rufen.

*

Es giebt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil ſie das Ei geſehen, woraus er hervorgekrochen.

*

Der Giftbereiter muſs gläſerne Handſchuh anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifeſtation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraumes und beſtändiger Öffentlichkeit. „Vor ſeinem Tode“,

ſagt Solon, „iſt Niemand glücklich zu ſchätzen" — und wir dürfen auch ſagen: Vor ſeinem Tode iſt Niemand als Charakter zu preiſen. Herr * * iſt noch jung und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schuftereien — wartet nur einige Jährchen, er tauft ſich in der * * kirche, er wird der Advokat für Schelmenſtreiche — vielleicht aber hat er ſchon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur ſeine Thaten nicht, wegen ſeiner obſkuren Weltſtellung.

*

Wie kommt es, daſs der Reichthum ſeinem Beſitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarſte Verderben? Die uralten Mythen vom goldenen Flies und vom Niblungshort ſind ſehr bedeutungsvoll. Das Gold iſt ein Talisman, worin Dämonen hauſen, die alle unſre Wünſche erfüllen, aber uns dennoch gram ſind ob des knechtiſchen Gehorſams, womit ſie uns dienen müſſen, und dieſen Zwang tränken ſie uns ein durch geheime Tücke, indem ſie eben die Erfüllung unſerer Wünſche zu unſerem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöthen bereiten.

*

Wie die Theater mehrmals abbrennen müſſen, ehe ſie als ganz prachtvoll gebaut hervorſteigen, wie ein Phönix aus der Aſche, ſo gewiſſe Bankiers. Jetzt

glänzt das Haus * *, nachdem es drei bis vier Mal falliert, am glänzendſten. Nach jedem Brande erhob es ſich prunkvoller — die Gläubiger waren nicht veraſſekuriert.

*

„Gebe Gotte, was Gottes, dem Cäſar, was des Cäſars iſt!" — Aber das gilt nur vom Geben, nicht vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menſchen oft ſehr dumm ſind, ſo ſind die Dummen manchmal ſehr geſcheit.

*

Ich las das langweilige Buch, ſchlief drüber ein, im Schlafe träumte ich weiter zu leſen, erwachte vor Langeweile, und Das dreimal.

*

Fräulein * * bemerkt, daſs der Anfang der Bücher immer ſo langweilig, erſt in der Mitte amüſiere man ſich, man ſollte Jemand dafür haben, der für uns die Bücher zu leſen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daſs ſie die Teppiche anfangen zu brodieren.

*

Die ſchöne junge * * heirathet den alten A. Der Hunger trieb ſie dazu — ſie hatte zu wählen zwiſchen ihm und dem Tod, der noch magerer und noch grauen-

Frost im Rücken — Deutscher Ofen, wie wärmst du treu und scheinlos!

*

Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland hätte, bei der Affinität beider Länder, nichts so gar Unnatürliches. In beiden Ländern herrscht der Geist der Revolution: hier in der Masse, dort koncentriert in einer Person; hier in republikanischen, dort in absolutistischen Formen; hier die Freiheit, dort die Civilisation im Auge haltend; hier idealen Principien, dort der praktischen Nothwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agierend gegen die Vergangenheit, die sie verachten, ja hassen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen abschneidet, ist dieselbe, womit in der Konciergerie dem Ludwig Capet die Haare abgeschnitten wurden, es ist die Schere der Revolution, ihre Censurschere, womit sie nicht einzelne Phrasen oder Artikel, sondern den ganzen Menschen, ganze Zünfte, ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens schneidet. Niklas war gegen Frankreich, weil dieses seiner Regierungsform, dem Absolutismus, propagandistisch gefährlich war, nicht seinen Regierungsprincipien; ihm mißfiel an Ludwig Philipp das beschränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieser Unmuth weicht in Kriegsfällen vor der

Nothwendigkeit, die ihm das höchste Gesetz — die Zaren unterwerfen sich demselben immer, und müssen sie dabei auch ihre persönlichen Sympathien opfern. Das ist ihre Force, sie sind deshalb immer so stark, und ist Einer schwach, so stirbt er bald an der Familienkrankheit und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Custine ihre Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Alterthümliche. Er bemerkte auch richtig den Zug der Raillerie bei den Vornehmen; diese muß auch im Zar ihre Spitze finden: von seiner Höhe sieht er den Kontrast der kleinen Verhältnisse mit den großen Phrasen, und im Bewußtsein seiner kolossalen Macht muß er jede Phraseologie bis zur Persifflage verachten. (Der Marquis verstand Das nicht.) Wie kläglich müssen ihm die chevalerésken Polen erscheinen, diese Leichen des Mittelalters mit modernen Phrasen im Munde, die sie nicht verstehen; er will sie zu Russen machen, zu etwas Lebendigem: auch die Mumien, die Juden, will er beleben; und was sind die gemeinen Russen, als zweibeiniges Vieh, das er zu Menschen heran knutet? Sein Wille ist edel, wie schrecklich immer seine Mittel sind.

*

In Rußland zeigt sich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politische, nationale und sogar religiöse Gleichheit zu stärken. Die Autorität, geübt

durch die höchste Intelligenz, verfährt terroristisch gegen sich selbst, jede Schwäche von sich ausscheidend: Peter III. stirbt, Paul stirbt, Konstantin tritt ab, und eine Reihe der ausgezeichnetsten Herrscher tritt auf seit Peter I., z. B. Katharina II., Alexander, Nikolaus. Die Revolution trägt hier eine Krone und ist gegen sich selbst so unerbittlich, wie es das Comité du salut public nur jemals sein konnte.

*

Nikolaus ist, so zu sagen, ein Erbdiktator. Er zeigt die vollständige Gleichgiltigkeit gegen das Herkömmliche, das Verjährte, das Geschichtliche.

*

Es war grausam von den Russen, den polnischen Juden das Schubbez zu nehmen — sie brauchten kein Hemd darunter zu tragen, es war so bequem zum Kratzen! — und die Bärte — die Hauptsache war: er selber ging so hinterher! — und die Prajes, die heiligen Schlaflocken, ihren einzigen Stolz!

*

Wir sollen uns jetzt auf Rußland stützen, auf den Stock, womit wir einst geprügelt worden!

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der ſchlechte Mann an.

*

Wenn ich Weltgeſchichte leſe, und irgend eine That oder Erſcheinung mich frappiert, ſo möchte ich manchmal das Weib ſehen, das als geheime Triebfeder dahinter ſteckt (als Agens mittel- oder unmittelbar) — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur“ nur Männernamen verzeichnet — ſie machen Geſchichte, obgleich der Hiſtoriker nur Männernamen kennt — Herodot's Anfang iſt ingenios.

*

Bei der Erklärung der Liebe muſs ein phyſikaliſches Phänomen, oder ein hiſtoriſches Faktum angenommen werden. Iſt es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eiſen anzieht? Oder iſt eine Vorgeſchichte vorhanden, deren dunkles Bewuſſtſein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abſtoßung ſich ausſpricht?

*

In der Jugend iſt die Liebe ſtürmiſcher, aber nicht ſo ſtark, ſo allmächtig wie ſpäter. Auch iſt ſie in der

Jugend nicht ſo dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe, und leiht der Seele allen Ungeſtüm ſeines Blutes, die Überfülle ſeiner Sehnenkraft. Später, wo dieſe aufhört, wo das Blut langſamer in den Adern ſintert, wo der Leib nicht mehr verliebt iſt, liebt die Seele ganz allein, die unſterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote ſteht, da ſie nicht ſo gebrechlich iſt, wie der Leib, nimmt ſie ſich Zeit und liebt nicht mehr ſo ſtürmiſch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenſchlicher.

*

Daſs der Gatte Xanthippe's ein ſo großer Philoſoph geworden, iſt merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber ſchreiben konnte er nicht, Das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlaſſen.

*

Wie viel höher ſteht die Frau bei Moſes, als bei den anderen Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mahomedanern! Dieſe ſagen beſtimmt, daſs die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mahomed hat ſie davon ausgeſchloſſen. Glaubte er etwa, daſs das Paradies kein Paradies mehr ſei, wenn Jeder ſeine Frau dort wiederfände?

*

Jeder, wer heirathet, iſt wie der Doge, der ſich mit dem adriatiſchen Meere vermählt — er weiß

nicht, was drin, was er heirathet: Schätze, Perlen, Ungethüme, unbekannte Stürme.

*

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

*

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

*

Die deutsche Ehe ist keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, sondern eine Magd, und lebt sein isoliertes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Kreis der Familie. Ich will darum nicht sagen, dass er der Herr sei, im Gegentheil er ist zuweilen nur der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

VI. Vermischte Einfälle.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

*

Neben dem Denker ein prosaischer Mensch, der ruhig sein Geschäft treibt — neben jeder Krippe worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochse, der ruhig frisst.

*

Kadmus bringt die phönicische Buchstabenschrift, die Schriftkunst, nach Griechenland — diese sind die Drachenzähne, die er gesäet; die avocierten gehar-nischten Männer zerstören sich wechselseitig.

*

Es giebt hohe Geister, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben sind und den Thron nur für einen Stuhl ansehen, der bedeckt mit rothem Sammet — Es giebt niedere Geister, denen alles Ideale unbe-deutend dünkt und denen der Pranger nur ein Hals-band von Eisen ist. Sie haben keine Scheu vor der eisernen Kravatte, wenn sie nur dadurch ein Publikum um sich versammeln können; diesem imponieren sie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt worden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unsre Gesinnung, durch beständige Beschäftigung mit dem Gegensatz Der Garde municipal, welcher den Kankan überwacht, findet denselben am Ende gar nicht mehr so unanständig und möchte wohl gar mittanzen. Der

Proteſtant ſieht nach langer Polemik mit dem Katholicismus ihn nicht mehr für ſo greuelhaft an, und hörte vielleicht nicht ungern eine Meſſe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir ſelbſt Ruinen ſind.

*

De mortuis nil nisi bene — man ſoll von den Lebenden nur Böſes reden.

*

Kourtoiſie.

Wenn man einen König prügelt, muſs man zugleich aus Leibeskräften „Es lebe der König!“ rufen.

*

Es giebt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil ſie das Ei geſehen, woraus er hervorgekrochen.

*

Der Giftbereiter muſs gläſerne Handſchuh anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifeſtation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraumes und beſtändiger Öffentlichkeit. „Vor ſeinem Tode“,

ſagt Solon, „iſt Niemand glücklich zu ſchätzen" — und wir dürfen auch ſagen: Vor ſeinem Tode iſt Niemand als Charakter zu preiſen. Herr * * iſt noch jung und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schuftereien — wartet nur einige Jährchen, er tauft ſich in der * * kirche, er wird der Advokat für Schelmenſtreiche — vielleicht aber hat er ſchon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur ſeine Thaten nicht, wegen ſeiner obſkuren Weltſtellung.

*

Wie kommt es, daſs der Reichthum ſeinem Beſitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarſte Verderben? Die uralten Mythen vom goldenen Flies und vom Niblungshort ſind ſehr bedeutungsvoll. Das Gold iſt ein Talisman, worin Dämonen hauſen, die alle unſre Wünſche erfüllen, aber uns dennoch gram ſind ob des knechtiſchen Gehorſams, womit ſie uns dienen müſſen, und dieſen Zwang tränken ſie uns ein durch geheime Tücke, indem ſie eben die Erfüllung unſerer Wünſche zu unſerem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöthen bereiten.

*

Wie die Theater mehrmals abbrennen müſſen, ehe ſie als ganz prachtvoll gebaut hervorſteigen, wie ein Phönix aus der Aſche, ſo gewiſſe Bankiers. Jetzt

glänzt das Haus * *, nachdem es drei bis vier Mal falliert, am glänzendſten. Nach jedem Brande erhob es ſich prunkvoller — die Gläubiger waren nicht verassekuriert.

*

„Gebe Gotte, was Gottes, dem Cäſar, was des Cäſars iſt!" — Aber das gilt nur vom Geben, nicht vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menſchen oft ſehr dumm ſind, ſo ſind die Dummen manchmal ſehr geſcheit.

*

Ich las das langweilige Buch, ſchlief drüber ein, im Schlafe träumte ich weiter zu leſen, erwachte vor Langeweile, und Das dreimal.

*

Fräulein * * bemerkt, daſs der Anfang der Bücher immer ſo langweilig, erſt in der Mitte amüſiere man ſich, man ſollte Jemand dafür haben, der für uns die Bücher zu leſen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daſs ſie die Teppiche anfangen zu brodieren.

*

Die ſchöne junge * * heirathet den alten A. Der Hunger trieb ſie dazu — ſie hatte zu wählen zwiſchen ihm und dem Tod, der noch magerer und noch grauen-

haster. A., sei stolz darauf, daſs sie deinem Skelett den Vorzug gab!

*

Wenn das Laster so großartig, wird es minder empörend. Die Engländerin, die sonst eine Scheu vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines ungeheuren Herkules minder choküert: „Bei solchen Dimensionen scheint mir die Sache nicht mehr so unanständig."

*

In Hamburg hat man die Steuern erhöht wegen der Entfestigung und der Promenaden, die sehr schön sind, wie sich denn Hamburg überhaupt gern ein schönes Äußere geben will, und Promenaden anlegt, damit Der, welcher im Innern der Stadt Nichts mehr zu essen hat, während der Mittagsstunden eine Promenade um die Stadt machen kann; — auch Bänke zum Lesen, z. B. eines Kochbuchs, und elegische Trauerweiden.

*

Philologie in Handelsstädten.

Handwerker oder Philologe soll man werden — man wird zu allen Zeiten Hosen brauchen, und es wird immer Schulknaben geben, welche Deklinationen und Konjugationen gebrauchen.

*

Die Brittinnen tanzen, als wenn sie auf Eseln ritten.

*

Die Affen sehen auf die Menschen herab, wie auf eine Entartung ihrer Race, so wie die Holländer das Deutsche für verdorbenes Holländisch erklären.

*

E. ist mehr ein Freund der Gedanken als der Menschen. Er hat Etwas von Abelard — hat er seine Heloise gefunden.

*

** gehört zu jenen Engeln, die Jakob im Traume gesehen und die eine Leiter nöthig hatten, um vom Himmel auf die Erde herab zu steigen — ihre Flügel sind nicht stark genug.

*

Ehe ** Mystiker wurde, war er ein schlichter verständiger Mensch.

*

Wie Mahomed nur ein Kameeltreiber war, ehe ihn der Engel zum Propheten erleuchtete, so war ** zwar nicht ein Kameeltreiber, aber ein Kameel selbst, ehe ihm das neue Licht gekommen.

*

Der Autor hält sich ängstlich in dem Kreis des Kirchenglaubens, er kennt die Schrecknisse, die außer-

halb desſelben die begabteſten Geiſter überwältigt. Er gleicht dem Zauberer, der nicht den Kreis zu überſchreiten wagt, wo er ſich ſelbſtwillig gebannt und ſicher iſt.

*

Man nennt ** einen zweiten Duprez — man wird bald Herrn Duprez einen zweiten ** nennen, ſo ſchlecht ſingt er ſchon.

*

Ob ſie tugendhaft war, weiß ich nicht; aber ſie war immer häßlich, und Häßlichkeit bei einem Weibe iſt ſchon der halbe Weg zur Tugend.

*

Im Dorfe war ein Ochs, der ſo alt war, daß er endlich kindiſch ward, und als man ihn ſchlachtete, ſchmeckte ſein Fleiſch wie bejahrtes Kalbfleiſch.

*

Sonne und Mond ſind die Fußſchemel Gottes, ihm die alternden Füße zu wärmen. Der Himmel iſt ſeine grauwollene Jacke, mit Sternen geſtickt.

*

Mr. Colombe, entdecken Sie uns noch eine neue Welt!

Mlle. Thais, ſtecken Sie noch ein Perſepolis in Brand!

Mr. Jesus Christ, lassen Sie sich nochmals kreuzigen!

*

Gefährlicher Gedanke.

Ich hatte ihn out-side of a stage-coach.

*

Da und da hatte ich einen großen Gedanken, hab' ihn aber vergessen. Was mag es wohl sein? Ich plage mich mit Errathen.

*

Der Diamant könnte sich Etwas drauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menschenherzen vergliche.

*

Nach der Erzählung einer edlen That, der Ausruf: Größer als alle Pyramiden, als der Himalaya, als alle Wälder und Meere, ist das menschliche Herz — es ist herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, strahlender und blühender — es ist unendlich in seiner Liebe, unendlich wie die Gottheit, es ist die Gottheit selbst.

VII. Bilder und Farbenſtriche.

Die alte Harfe liegt im hohen Gras. Der Harfner iſt geſtorben. Die talentvollen Affen kommen herab von den Bäumen und klimpern drauf — die Eule ſitzt mürriſch recenſirend — die Nachtigall ſingt der Roſe ihr Lied; ſobald es ganz dunkel wird, überwältigt ſie die Liebe und ſie ſtürzt auf den Roſenſtrauch und zerriſſen von den Dornen verblutet ſie — Der Mond geht auf — der Nachtwind ſäuſelt in den Saiten der Harfe — die Affen glauben, es ſei der todte Harfner, und entfliehen.

(Vrgl. Heine's Werke, Bd. II, S. 33.)

*

Traum Metternich's: Er ſieht ſich im Sarg mit einer rothen Jakobinermütze.

Traum Rothſchild's: Er träumt, er habe 100,000 Franks den Armen gegeben und wird krank davon.

*

Bild.

Haushalt Joſeph's und Maria's. Erſterer ſitzt an der Wiege des Kindes und ſchaukelt es, ſingt auch

Eiapopeia — Proſa. Maria ſitzt am Fenſter zwiſchen Blumen und ſtreichelt ihre Taube.

*

Zur „Himmelfahrt."

Der Direktor zeigt mir ſein Kurioſitätenkabinett, z. B. der erſte Zahn von Ahasverus.

Die kleinen Engel, welche rauchen.

*

Ein blinder Charlatan auf dem Markte verkauft Augenwaſſer, das gegen Blindheit ſchützt. Er hat ſelbſt nicht dran geglaubt und iſt blind geworden. Tragiſche Schilderung der Blindheit.

*

Die wahnſinnige Jüdin, die das Jahrzeitlämpchen des Kindes wiegt.

*

Eindruck bei der Rückkehr nach Deutſchland.

Zuerſt das weiße Haar — Weiß giebt immer die Idee des Märchenhaften, Geſpenſtiſchen, des Viſionären: weiße Schatten, Puder, Todtenlaken.

Die Korpulenz — dicke Geſpenſter, weit unheimlicher als dünne.

Kirchhof, wo geliebte Gräber.

Bei dem erſten „Werda!" ruf' ich: Alle guten Geiſter loben Gott.

*

In den Flaſchen ſehe ich Greuel, die ihr Inhalt erzeugen wird — ich glaube im Naturalienkabinett Flaſchen mit Mißgeburten, Schlangen und Embryos zu ſehen.

*

Der Engländer, der mit ſeiner Miß immer an den Badeſtrand geht, damit der Anblick der nackten Männer ſie gegen Sinnlichkeit abſtumpfe.

*

Die Parabel vom Schauſpieler. Der Hund, der Eſel: „Du ſollſt bellen, du ſollſt Stroh freſſen!“ — Der arme **, er bellt ſchon!

*

Calmonius.

Seine Sucht nach Ordensbändern, dieſer nagende Bandwurm ſeiner Seele. Sein Leib laboriert an einem minder lächerlichen Bandwurme.

*

Wenn ** wiederkommt, die Griſetten werden ihn zerreißen, wie die thrakiſchen Weiber ſeinen Kollegen, den Orpheus.

*

Fanny Elsler, die Tänzerin beider Welten.

*

Tragödienkritik, wo angenommen wird, der Held wolle ganz etwas Anderes, als er ſagt. Durchführung des Verſchweigens.

*

Die Hoffnung iſt eine ſchöne Jungfrau mit kindlichem Geſicht, aber welken Brüſten, woran ....

*

Ich finde in einem einſamen Gärtchen eine Roſe, die allerlei Erinnerungen weckt — ihr Mund en coeur, ihr ganzes graciöſes Weſen, ihr Leichtſinn, ihre Innigkeit.

*

Ihr Lächeln, wie ein ſtrahlendes Netz, ſie warf es aus und meine Seele verfing ſich darin, und zappelt in den holden Maſchen, wie ein Fiſch, ſeit Jahren.

*

Ein gefühlvoll, helles Auge, ruhige ſinnreiche Lippen — eine ſchöne, lächelnde Blume, eine — tiefſinnige Stimme.

*

Ein ſüßlich, zerquetſchtes, eingemachtes Geſicht mit ängſtlich kleinlichen Augen.

*

Ein lächelnder Gang.

*

Er ſprudelte von Dummheit.

*

Ein Geſicht wie ein Fötus im Weingeiſt.

*

Eine Dame, welche ſchon anfing, nicht mehr jung zu ſein.

*

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache, der die Sonne ins Geſicht ſcheint.

*

Sie ſchrieb anonyme Briefe, unterſchrieben: „Eine ſchöne Seele."

*

Er lobt ſich ſo ſtark, das die Räucherkerzchen im Preiſe ſteigen.

*

Er hat es in der Ignoranz am weiteſten gebracht.

*

Was * * betrifft, ſo ſagt man, das er von mehreren Juden abſtamme.

*

Ein fetter Maſtbritte.

*

Schön gekämmte, friſierte Gedanken.

*

Es ſteigt herab die große Nacht mit ihren kühnen Sternen.

*

Ich ſah einen Wolf, der leckte an einem gelben Stern, bis ſeine Zunge blutete.

*

Den Mond, deſſen Glanz bleich und fahl war, umgab eine Maſſe gelblicher Wolken, ähnlich dem bleifarbenen Ringe, welcher Augen, die viel von Thränen benetzt werden, zu umſäumen pflegt.

*

Die Felſen, minder hart als Menſchenherzen, die ich vergebens anflehte, öffnen ſich und der ſchmerzlindernde Quell rieſelt hervor.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Vierzehnter Band.

Vermischte Schriften. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermischte Schriften.

Einleitung zu „Kahldorf über den Adel" 3
Vorrede zum ersten Bande des „Salon" 31
Ueber den Denuncianten 49
Der Schwabenspiegel 81
Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote" : 109
Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben" 147
Thomas Reynolds 155
Ludwig Markus. Denkworte 179
Geständnisse 207

Vorwort des Herausgebers.

Die von Robert Wesselhöft verfaßte Schrift: „Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke; herausgegeben von H. Heine“ ward im Jahre 1831 (Nürnberg, bei Hoffmann und Campe) publiciert. Da nur die Einleitung von Heine geschrieben ward, ist auch nur diese hier abgedruckt. Aus dem Originalmanuskript, das sich in Händen des Herrn Wilhelm Künzel in Leipzig befindet, ergänzte ich, außer der Anmerkung auf S. 12—13, folgende Censurlücken:

S. 23 Während des Friedens — das wohlbekannte Siegellack,

S. 23, Z. 11—12 Metternich

S. 23 kaiserlichen Blondine — Habsburg befleckt hatte,

Er ſprudelte von Dummheit.

*

Ein Geſicht wie ein Fötus im Weingeiſt.

*

Eine Dame, welche ſchon anfing, nicht mehr jung zu ſein.

*

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache, der die Sonne ins Geſicht ſcheint.

*

Sie ſchrieb anonyme Briefe, unterſchrieben: „Eine ſchöne Seele."

*

Er lobt ſich ſo ſtark, das die Räucherkerzchen im Preiſe ſteigen.

*

Er hat es in der Ignoranz am weiteſten gebracht.

*

Was * * betrifft, ſo ſagt man, das er von mehreren Juden abſtamme.

*

Ein fetter Maſtbritte.

*

Schön gekämmte, friſierte Gedanken.

*

Es ſteigt herab die große Nacht mit ihren kühnen Sternen.

*

Ich ſah einen Wolf, der leckte an einem gelben Stern, bis ſeine Zunge blutete.

*

Den Mond, deſſen Glanz bleich und fahl war, umgab eine Maſſe gelblicher Wolken, ähnlich dem bleifarbenen Ringe, welcher Augen, die viel von Thränen benetzt werden, zu umſäumen pflegt.

*

Die Felſen, minder hart als Menſchenherzen, die ich vergebens anflehte, öffnen ſich und der ſchmerzlindernde Quell rieſelt hervor.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Vierzehnter Band.

Vermischte Schriften. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Vermischte Schriften

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermischte Schriften.

Einleitung zu „Kahldorf über den Adel" 3
Vorrede zum ersten Bande des „Salon" 31
Ueber den Denuncianten 49
Der Schwabenspiegel 81
Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote" : 109
Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben" 147
Thomas Reynolds 155
Ludwig Markus. Denkworte 179
Geständnisse 207

Vorwort des Herausgebers.

Die von Robert Wesselhöft verfaßte Schrift: „Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke; herausgegeben von H. Heine“ ward im Jahre 1831 (Nürnberg, bei Hoffmann und Campe) publiciert. Da nur die Einleitung von Heine geschrieben ward, ist auch nur diese hier abgedruckt. Aus dem Originalmanuskript, das sich in Händen des Herrn Wilhelm Künzel in Leipzig befindet, ergänzte ich, außer der Anmerkung auf S. 12—13, folgende Censurlücken:

S. 23 Während des Friedens — das wohlbekannte Siegellack,

S. 23, Z. 11—12 Metternich

S. 23 kaiserlichen Blondine — Habsburg befleckt hatte,

S. 24 und er hat seitdem — Eselin des Papstes

S. 24 Staberle zieht nicht gern — sagt Staberle.

S. 25 Aber die Pairskammer — ebenfalls fortschafft —

S. 27 Ukasuisten und Knutologen

Die Vorrede zum ersten Bande des „Salon“ ward zuerst in dem genannten Buche 1834 abgedruckt, und findet sich in der französischen Ausgabe unter dem Titel „Explication“ am Schlusse des ersten Bandes der „Reisebilder.“ Von den übrigen Beiträgen dieses und des vorhergehenden Bandes sind nur die „Geständnisse“ und die ersten drei Seiten der Einleitung zu „Kahldorf über den Adel“ auch in französischer Version veröffentlicht worden.

Die kleine Schrift „Über den Denuncianten,“ ursprünglich als Vorwort zum dritten Bande des „Salon“ geschrieben, musste 1837 als besondere Broschüre erscheinen, da ihr vom Censor jenes Bandes das Imprimatur verweigert ward.

Nach Aufhebung der Censur wurde dieselbe den späteren Ausgaben des genannten Bandes vorgedruckt. Die auf S. 53 erwähnte Bittschrift Heine's an den Bundestag findet sich im letzten Bande der vorliegenden Gesammtausgabe.

Der „Schwabenspiegel" war seither nur 1839 im „Jahrbuch der Literatur" abgedruckt, und zwar in so verstümmelter Form, daſs Heine in der „Zeitung für die elegante Welt," Nr. 28 vom 8. Februar 1839, die Autorschaft dieses Aufsatzes ablehnte. Da trotz aller Nachforschungen das Originalmanuskript nicht herbeizuschaffen war, vermochte ich zu meinem Bedauern auch bei gegenwärtigem Abdruck den Urtext nicht herzustellen.

Die Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote" schrieb Heine 1837 auf Ansuchen des Stuttgarter Verlegers jener Ausgabe.

Das Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben" ward 1847 im zweiten Bande jener Dorfnovellen abgedruckt.

Der Aufsatz über Thomas Reynolds ist seither nur in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 332 und 333 vom 28. und 29. November 1841, mitgetheilt worden.

Die Denkworte zur Erinnerung an Ludwig Marcus wurden gleichfalls zuerst in ebengenannter Zeitung, Nr. 123 und 124 vom 2. und 3. Mai 1844, abgedruckt, und später (1854) vom Verfasser dem ersten Bande seiner „Vermischten Schriften" eingereiht.

Die „Geständnisse" bilden in der französischen Ausgabe den Schluß des Buches „De l'Allemagne," und wurden zuerst in der „Revue des deux mondes" vom 15. September 1854 veröffentlicht. Im Übrigen auf das „Vorwort des Herausgebers" zum fünften Bande der vorliegenden Gesammtausgabe verweisend, gebe ich nachstehend das Verzeichnis der Stellen, welche ich aus der französischen Version ergänzte:

S. 241 Die Flitterwochen vergehen so schnell!

S. 244 Der gute und treffliche Ballanche — S. 245 durch eine Amputation.

S. 245 Eben so wenig sah ich Herrn Villemain — S. 258 war der berühmte Chicard,

S. 262, Z. 15 ephemere

S. 262 und mit Freuden begrüßte ich — S. 263 sie zu vervollständigen,

S. 274 Seltsame Widersprüche — auch erfahren mag.

S. 275 den Chartisten Englands und

S. 275 Die englischen Chartisten — S. 276 und ich rede die Wahrheit.

S. 287 wie einst mein Freund Kitzler bei ähnlichem Anlasse gethan;

S. 327 an jene gelehrten Widersacher — viele Bücher veröffentlicht.

Vermiſchte Schriften.

Einleitung

zu

„Kahldorf über den Adel,

in Briefen an den Grafen M. von Moltke."

(1831.)

Der galliſche Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutſchland wird es Tag. In entlegene Klöſter, Schlöſſer, Hanſeſtädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten ſich die unheimlichen Schatten und Geſpenſter, die Sonnenſtrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauſcht uns, wir ſind erſtaunt, wir befragen einander: — Was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten in unſerer deutſchen Weiſe, d. h. wir philoſophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächſt betrafen oder zunächſt paſſierten, ſondern wir philoſophierten über die Realität der Dinge an und für ſich, über die letzten Gründe der Dinge and ähnliche metaphyſiſche

und [illegible] Träume, wobei uns der Mord-[illegible] der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht [illegible] wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht [illegible] die französischen Flintenkugeln in unsere phi-[illegible] Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen [illegible].

[illegible] ist es, daß das praktische Treiben unserer Nachbaren jenseits des Rheins dennoch eine eigene Wahlverwandtschaft hatte mit unserem phi-losophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel' wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mussten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsere deutsche Philosophie sei nichts Anders, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die Nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste

Liebe und der höchſte Egoismus, die Alleinherrſchaft des Gedankens, der ſouveräne Wille, der ein ſchnelles Univerſalreich improviſierte, das eben ſo ſchnell wieder verſchwand, der deſpotiſche, ſchauerlich einſame Idealismus. — Unter ſeinem konſequenten Tritte erſeufzten die geheimen Blumen, die von der Kantiſchen Guillotine noch verſchont geblieben oder ſeitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeiſter regten ſich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Intereſſen wieder Anerkenntnis, ſogar Entſchädigung, und in der neuen Reſtauration, in der Naturphiloſophie, wirthſchafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrſchaft der Vernunft und der Idee beſtändig intriguiert, der Myſticismus, der Pietismus, der Jeſuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutſchthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philoſophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektiſches Regiment, worin er freilich ſelber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze geſtellt iſt, und worin er den alten Kantiſchen Jakobinern, den Fichte'ſchen Bonapartiſten, den Schelling'ſchen Pairs und ſeinen eignen Kreaturen eine feſte, verfaſſungsmäßige Stellung anweiſt.

In der Philoſophie hätten wir alſo den großen Kreislauf glücklich beſchloſſen, und es iſt natürlich, daß wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieſelbe Methode beobachten? Werden wir mit dem Syſtem des Comité de salut publique, oder mit dem Syſtem des Ordre légal den Kurſus eröffnen?*) Dieſe Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und ſei es auch nur den eigenen Kopf, flüſtert bedenklich: Wird die deutſche Revolution eine trockne ſein oder eine naſsrothe — —?

Ariſtokraten und Pfaffen drohen beſtändig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humaniſten verſprechen uns dagegen die ſchönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuſchen ſich oder wollen Andere täuſchen. Denn nicht weil die franzöſiſche Revolution in den neunziger Jahren ſo blutig und entſetzlich, vorigen Juli aber ſo menſchlich und ſchonend war, läſſt ſich folgern, daſs eine Revolution in Deutſchland eben ſo den einen oder den andern Charakter annehmen müſſe.

---

*) Bis hieher iſt dieſe Vorrede in dem „Avertissement de l'éditeur“ zur älteſten Auflage des Buches „De la France“ abgedruckt.

Der Herausgeber.

Nur wenn dieſelben Bedingniſſe vorhanden ſind, laſſen ſich dieſelben Erſcheinungen erwarten. Der Charakter der franzöſiſchen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moraliſchen Zuſtande des Volks, und beſonders von ſeiner politiſchen Bildung. Vor dem erſten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine ſchon fertige Civiliſation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelſtand; die unteren Klaſſen waren geiſtig verwahrloſt, und durch den engherzigſten Deſpotismus von jedem edlen Emporſtreben abgehalten. Was aber gar politiſche Bildung betrifft, ſo fehlte ſie nicht nur jenen unteren, ſondern auch den oberen Klaſſen. Man wuſſte damals nur von kleinlichen Manövers zwiſchen rivaliſierenden Korporationen, von wechſelſeitigem Schwächungsſyſteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünſten, von Maitreſſeneinfluſs und dergleichen Staatsmiſère. Montesquieu hatte nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Geiſter geweckt. Da er immer von einem hiſtoriſchen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluſs auf die Maſſen eines enthuſiaſtiſchen Volks, das am empfänglichſten iſt für Gedanken, die urſprünglich und friſch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rouſſeau's. Als aber Dieſer,

der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüther der gekrönter Giftmischer, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäulnis durchschaute und schmerzhaft ausrief: „Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daſs ich sie wieder einrichten soll!“ als Jean Jacques Rousseau halb mit verstelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Lucian des Christenthums, den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Konstitution, das goldene Fließ, mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definierte und Mirabeau redete, und die Donner der konstituierenden Versammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporschossen: — da mussten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut.

Daſs aber die Franzoſen ſo theures Schulgeld bezahlen muſſten, Das war die Schuld jener blödſinnig lichtſcheuen Deſpotie, die, wie geſagt, das Volk in geiſtiger Unmündigkeit zu erhalten geſucht, alle ſtaatswiſſenſchaftliche Belehrung hintertrieben, den Jeſuiten und Obſkuranten der Sorbonne die Büchercenſur übertragen, und gar die periodiſche Preſſe, das mächtigſte Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichſte unterdrückt hatte. Man leſe nur in Mercier's Tableau de Paris den Artikel über die Cenſur vor der Revolution, und man wundert ſich nicht mehr über jene kraſſe politiſche Unwiſſenheit der Franzoſen, die nachher zur Folge hatte, daſs ſie von den neuen politiſchen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daſs ſie jedem Pamphletiſten und Journaliſten aufs Wort glaubten, und daſs ſie von jedem Schwärmer, der ſich ſelbſt betrog, und jedem Intriganten, den Pitt beſoldete, zu den ausſchweifendſten Handlungen verleitet werden konnten. Das iſt ja eben der Segen der Preſsfreiheit, ſie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenſchaftlichſte Wort neutraliſiert ſie durch eben ſo leidenſchaftliche Gegenrede, und ſie erſtickt in der Geburt ſchon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bos-

heit geſäet, ſo tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldſümpfen und in: Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preſsfreiheit iſt für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchſten Fußtritte hinnimmt, eben ſo fatal wie für den Deſpoten, der ſeine einſame Ohnmacht nicht gern beleuchtet ſieht. Es iſt wahr, daſs die Cenſur ſolchen Leuten ſehr angenehm iſt. Aber es iſt nicht weniger wahr, daſs die Cenſur, indem ſie einige Zeit dem Deſpotismus Vorſchub leiſtet, ihn am Ende mitſammt dem Deſpoten zu Grunde richtet, daſs dort, wo die Ideenguillotine gewirthſchaftet, auch bald die Menſchencenſur eingeführt wird, daſs derſelbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, ſpäterhin mit derſelben Gelaſſenheit*) ſeinen eigenen Herrn ausſtreicht aus dem Buche des Lebens.

---

*) Hier folgt im Originalmanuſcript die hänſig bis zur Unleſerlichkeit durchſtrichene Stelle: „das Henkeramt auch an Menſchen verrichten werde, und daſs Monſieur Sanſon, als er Se. allerchriſtlichſte Majeſtät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausſtrich, nur als natürlicher Nachfolger den Cenſor von Paris im Handwerk ablöſte.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger

---

Dieser Wahrheit bin ich jüngst in der grauenhaftesten Weise bewusst geworden, als die Unruhen, die Europa bewegen, auch bis in die Statt meines zufälligen Aufenthalts gedrungen waren und ich die heidnische Wildheit entzügelter Volksmassen in der Nähe betrachtete. Es blieb, Gott lob! nur bei Steinwürfen und Fenstergeklirre, und des andern Tags war schon Alles wieder beschwichtigt durch die — — — — — — — — — — — — — — — — unter dem: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — gefunden hatten. Ich aber verbrachte sehr schlecht die Nacht, als jene Unruhen vorfielen, ich konnte nicht einschlafen vor lauter Revolutionsgreuelgedanken, und dachte beständig an Ludwig XVI., und dann auch an Karl I., und grübelte nach, wer wohl der verlarvte Scharfrichter gewesen sei, der ihn geköpft hat, und als ich einschlief, träumte mir, ich stände unter einer brausenden Volksmenge, die nach einem großen Hause emporgaffte, das ungefähr wie Whitehall aussah, und vor dessen Fenstern sich ein schwarzes Gerüste erhob, wo auf einer schwarzen — — — — ein weißes — — — — haupt lag, und siehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maske, und zum Vorschein kam eines wohlbekannten — — — — wohlbekanntes — — — — Gesicht."

[illegible] der Zensors. Ich selbst [illegible] einige neugeborene [illegible] über die Geduld und [illegible] unsere lieben Landsleute schon [illegible] Gesetzmordgesetz ertragen, [illegible] zu promulgieren [illegible] hervorzubringen. Ich [illegible] Ordonnanzen, deren be- [illegible] der Tagesblätter an- [illegible] in Paris mit Entsetzen [illegible] Bürger griffen zu den [illegible] man verrammelte die Gassen, man focht, [illegible] es donnerten die Kanonen, es heulten [illegible] die bleiernen Nachtigallen, [illegible] des todten Adlers, die École poly- [illegible] aus dem Neste mit Blitzen in [illegible] eine Pelikane der Freiheit stürzten in [illegible] und nährten mit ihrem Blute die [illegible] der Jungen, zu Pferde stieg Lafayette, [illegible] dessen Gleichen die Natur nicht [illegible] mehr als einmal erschaffen könnte, und den sie deshalb in ihrer ökonomischen Weise für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen sucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtschaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Lilien; und die heilige Drei-

farbigkeit, umstrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unserer lieben Frauen von Paris! Da geschahen keine Greuel, da gab's kein muthwilliges Morden, da erhob sich keine allerchristlichste Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famosen Rückkehr von Versailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt vorausstrug und in Sèvres still hielt, um sie dort von einem Citoyen-Perruquier abwaschen und hübsch frisieren zu lassen. — Nein, seit jener Zeit, schaurigen Angedenkens, hatte die französische Presse das Volk von Paris für bessere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, sie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und Intelligenz hineingesäet, die Frucht eines solchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menschlichkeit des Pariser Volks in der großen Woche — und, in der That! wenn Polignac späterhin nicht auch physisch den Kopf verlor, so verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derselben Preßfreiheit, die er thörichterweise unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit seinen lieblichsten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft seine Rinde verletzt hat.

und transcendentale Träume, wobei uns der Mordspektakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophischen Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltsam ist es, daſs das praktische Treiben unserer Nachbaren jenseits des Rheins dennoch eine eigene Wahlverwandtschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel' wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mussten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsere deutsche Philosophie sei nichts Anders, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die Nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste

Liebe und der höchſte Egoismus, die Alleinherrſchaft des Gedankens, der ſouveräne Wille, der ein ſchnelles Univerſalreich improviſierte, das eben ſo ſchnell wieder verſchwand, der deſpotiſche, ſchauerlich einſame Idealismus. — Unter ſeinem konſequenten Tritte erſeufzten die geheimen Blumen, die von der Kantiſchen Guillotine noch verſchont geblieben oder ſeitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeiſter regten ſich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Intereſſen wieder Anerkenntnis, ſogar Entſchädigung, und in der neuen Reſtauration, in der Naturphiloſophie, wirthſchafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrſchaft der Vernunft und der Idee beſtändig intriguiert, der Myſticismus, der Pietismus, der Jeſuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutſchthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philoſophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektiſches Regiment, worin er freilich ſelber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze geſtellt iſt, und worin er den alten Kantiſchen Jakobinern, den Fichte'ſchen Bonapartiſten, den Schelling'ſchen Pairs und ſeinen eignen Kreaturen eine feſte, verfaſſungsmäßige Stellung anweiſt.

In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, daſs wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten? Werden wir mit dem System des Comité de salut publique, oder mit dem System des Ordre légal den Kursus eröffnen?*) Diese Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und sei es auch nur den eigenen Kopf, flüstert bedenklich: Wird die deutsche Revolution eine trockne sein oder eine naſsrothe — —?

Aristokraten und Pfaffen drohen beständig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humanisten versprechen uns dagegen die schönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuschen sich oder wollen Andere täuschen. Denn nicht weil die französische Revolution in den neunziger Jahren so blutig und entsetzlich, vorigen Juli aber so menschlich und schonend war, läſst sich folgern, daſs eine Revolution in Deutschland eben so den einen oder den andern Charakter annehmen müsse.

---

*) Bis hieher ist diese Vorrede in dem „Avertissement de l'éditeur“ zur ältesten Auflage des Buches „De la France“ abgedruckt.

Der Herausgeber.

Nur wenn dieſelben Bedingniſſe vorhanden ſind, laſſen ſich dieſelben Erſcheinungen erwarten. Der Charakter der franzöſiſchen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moraliſchen Zuſtande des Volks, und beſonders von ſeiner politiſchen Bildung. Vor dem erſten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine ſchon fertige Civiliſation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelſtand; die unteren Klaſſen waren geiſtig verwahrloſt, und durch den engherzigſten Deſpotismus von jedem edlen Emporſtreben abgehalten. Was aber gar politiſche Bildung betrifft, ſo fehlte ſie nicht nur jenen unteren, ſondern auch den oberen Klaſſen. Man wuſſte damals nur von kleinlichen Manövers zwiſchen rivaliſierenden Korporationen, von wechſelſeitigem Schwächungsſyſteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünſten, von Maitreſſeneinfluſs und dergleichen Staatsmiſère. Montesquieu hatte nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Geiſter geweckt. Da er immer von einem hiſtoriſchen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluſs auf die Maſſen eines enthuſiaſtiſchen Volks, das am empfänglichſten iſt für Gedanken, die urſprünglich und friſch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rouſſeau's. Als aber Dieſer,

der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüther der gekrönten Gespenster, die gleißende Leerheit der Schranzen, die lärmische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäulnis durchschaute und schmerzhaft ausrief: „Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daß ich sie wieder einrichten soll!“ als Jean Jacques Rousseau halb mit verstelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Lucian des Christenthums, den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Konstitution, das goldene Fließ, mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definierte und Mirabeau redete, und die Donner der konstituierenden Versammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporschossen: — da mußten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut.

Daſs aber die Franzoſen ſo theures Schulgeld bezahlen muſſten, Das war die Schuld jener blödſinnig lichtſcheuen Deſpotie, die, wie geſagt, das Volk in geiſtiger Unmündigkeit zu erhalten geſucht, alle ſtaatswiſſenſchaftliche Belehrung hintertrieben, den Jeſuiten und Obſkuranten der Sorbonne die Büchercenſur übertragen, und gar die periodiſche Preſſe, das mächtigſte Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichſte unterdrückt hatte. Man leſe nur in Mercier's Tableau de Paris den Artikel über die Cenſur vor der Revolution, und man wundert ſich nicht mehr über jene kraſſe politiſche Unwiſſenheit der Franzoſen, die nachher zur Folge hatte, daſs ſie von den neuen politiſchen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daſs ſie jedem Pamphletiſten und Journaliſten aufs Wort glaubten, und daſs ſie von jedem Schwärmer, der ſich ſelbſt betrog, und jedem Intriganten, den Pitt beſoldete, zu den ausſchweifendſten Handlungen verleitet werden konnten. Das iſt ja eben der Segen der Preſsfreiheit, ſie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenſchaftlichſte Wort neutraliſiert ſie durch eben ſo leidenſchaftliche Gegenrede, und ſie erſtickt in der Geburt ſchon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bos-

[illegible] so tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preßfreiheit ist für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, eben so fatal wie für den Despoten, der seine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht. Es ist wahr, daß die Censur solchen Leuten sehr angenehm ist. Aber es ist nicht weniger wahr, daß die Censur, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, ihn am Ende mitsammt dem Despoten zu Grunde richtet, daß dort, wo die Ideenguillotine gewirthschaftet, auch bald die Menschencensur eingeführt wird, daß derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit*) seinen eigenen Herrn ausstreicht aus dem Buche des Lebens.

---

*) Hier folgt im Originalmanuscript die häufig bis zur Unleserlichkeit durchstrichene Stelle: „das Henkeramt auch an Menschen verrichten werde, und daß Monsieur Sanson, als er Se. allerchristlichste Majestät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausstrich, nur als natürlicher Nachfolger den Censor von Paris im Handwerk ablöste.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger

---

Dieser Wahrheit bin ich jüngst in der grauenhaftesten Weise bewusst geworden, als die Unruhen, die Europa bewegen, auch bis in die Statt meines zufälligen Aufenthalts gedrungen waren und ich die heidnische Wildheit entzügelter Volksmassen in der Nähe betrachtete. Es blieb, Gott-Lob! nur bei Steinwürfen und Fenstergeklirre, und des andern Tags war schon Alles wieder beschwichtigt durch die — — — — — — — — — — — — — — — — — — unter dem: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — gefunden hatten. Ich aber verbrachte sehr schlecht die Nacht, als jene Unruhen vorfielen, ich konnte nicht einschlafen vor lauter Revolutionsgräuelgedanken, und dachte beständig an Ludwig XVI., und dann auch an Karl I., und grübelte nach, wer wohl der verlarvte Scharfrichter gewesen sei, der ihn geköpft hat, und als ich einschlief, träumte mir, ich stände unter einer brausenden Volksmenge, die nach einem großen Hause emporgaffte, das ungefähr wie Whitehall aussah, und vor dessen Fenstern sich ein schwarzes Gerüste erhob, wo auf einer schwarzen — — — — ein weißes — — — — haupt lag, und siehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maske, und zum Vorschein kam eines wohlbekannten — — — — wohlbekanntes — — — — Gesicht."

liegt vor dem Richtschwerte des Censors. Ich selbst unterdrücke in diesem Augenblick einige neugeborene unschuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute schon seit so vielen Jahren ein Geistermordgesetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich spreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichste eine strenge Censur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entsetzen erfüllte — die friedlichsten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadierte die Gassen, man focht, man stürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die École polytechnique, flatterte aus dem Neste mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit stürzten in die Bajonnette und nährten mit ihrem Blute die Regierung der Zungen, zu Pferde stieg Lafayette, der Unvergleichliche, dessen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erschaffen könnte, und den sie deshalb in ihrer ökonomischen Weise für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen sucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtschaft zu Boden mit ihren rothen Scherpen und ihren weißen Lilien; und die heilige Drei-

farbigkeit, umſtrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unſerer lieben Frauen von Paris! Da geſchahen keine Greuel, da gab's kein muthwilliges Morden, da erhob ſich keine allerchriſtlichſte Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famoſen Rückkehr von Verſailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt voraustrug und in Sèvres ſtill hielt, um ſie dort von einem Citoyen-Perruquier abwaſchen und hübſch friſieren zu laſſen. — Nein, ſeit jener Zeit, ſchaurigen Angedenkens, hatte die franzöſiſche Preſſe das Volk von Paris für beſſere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, ſie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und Intelligenz hineingeſäet, die Frucht eines ſolchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menſchlichkeit des Pariſer Volks in der großen Woche — und, in der That! wenn Polignac ſpäterhin nicht auch phyſiſch den Kopf verlor, ſo verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derſelben Preßfreiheit, die er thörichterweiſe unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit ſeinen lieblichſten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft ſeine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit diesen flüchtigen Bemerkungen genugsam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutschland annehmen möchte, sich in eine Frage über den Zustand der Civilisation und der politischen Bildung des deutschen Volks verwandeln muß, wie diese Bildung ganz abhängig ist von der Preßfreiheit, und wie es unser ängstlichster Wunsch sein muß, daß durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil stiftet als die Leidenschaft, und Ansichten und Meinungen, je weniger sie vorher erörtert und besprochen worden, um so grauenhaft stürmischer auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Losungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit" könnte jetzt in Deutschland, eben so wie einst in Frankreich, das erste Losungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit versäumen, wenn er dazu beitragen will, daß die Streitfrage „über den Adel" durch eine ruhige Erörterung geschlichtet oder ausgeglichen werde, ehe sich ungefüge Disputanten einmischen mit allzuschlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenschlüsse der Polizei, noch die schärfsten Argumente der Infanterie und Kavallerie, nicht einmal die

Ultima ratio regis, die ſich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, Etwas auszurichten vermöchten. In dieſer trüben Hinſicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienſtliches Werk. Ich glaube, der Ton der Mäßigung, der darin herrſcht, entſpricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfaſſer bekämpft mit indiſcher Geduld eine Broſchüre, betitelt:

„Über den Adel und deſſen Verhältnis zum Bürgerſtande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. däniſchem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg, bei Perthes und Beſſer. 1830.“

Doch wie in dieſer Broſchüre, ſo iſt auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erſchöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, ſo zu ſagen dogmatiſchen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe ſitzt auf ſeinem Turnierroſs und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daſs durch adlige Zeugung ein beſſeres Blut entſtehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Geſandtſchafts- und Waffenämtern, womit man den Adligen dafür belohnen ſoll, daſs er ſich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und ſo weiter; — dagegen

In der Philoſophie hätten wir alſo den großen Kreislauf glücklich beſchloſſen, und es iſt natürlich, daſs wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieſelbe Methode beobachten? Werden wir mit dem Syſtem des Comité de salut publique, oder mit dem Syſtem des Ordre légal den Kurſus eröffnen?*) Dieſe Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und ſei es auch nur den eigenen Kopf, flüſtert bedenklich: Wird die deutſche Revolution eine trockne ſein oder eine naſsrothe — —?

Ariſtokraten und Pfaffen drohen beſtändig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humaniſten verſprechen uns dagegen die ſchönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuſchen ſich oder wollen Andere täuſchen. Denn nicht weil die franzöſiſche Revolution in den neunziger Jahren ſo blutig und entſetzlich, vorigen Juli aber ſo menſchlich und ſchonend war, läſſt ſich folgern, daſs eine Revolution in Deutſchland eben ſo den einen oder den andern Charakter annehmen müſſe.

---

*) Bis hieher iſt dieſe Vorrede in dem „Avertissement de l'éditeur“ zur älteſten Auflage des Buches „De la France“ abgedruckt.

Der Herausgeber.

Nur wenn dieſelben Bedingniſſe vorhanden ſind, laſſen ſich dieſelben Erſcheinungen erwarten. Der Charakter der franzöſiſchen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moraliſchen Zuſtande des Volks, und beſonders von ſeiner politiſchen Bildung. Vor dem erſten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine ſchon fertige Civiliſation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelſtand; die unteren Klaſſen waren geiſtig verwahrloſt, und durch den engherzigſten Deſpotismus von jedem edlen Emporſtreben abgehalten. Was aber gar politiſche Bildung betrifft, ſo fehlte ſie nicht nur jenen unteren, ſondern auch den oberen Klaſſen. Man wuſſte damals nur von kleinlichen Manövers zwiſchen rivaliſierenden Korporationen, von wechſelſeitigem Schwächungsſyſteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünſten, von Maitreſſeneinfluſs und dergleichen Staatsmiſère. Montesquieu hatte nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Geiſter geweckt. Da er immer von einem hiſtoriſchen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluſs auf die Maſſen eines enthuſiaſtiſchen Volks, das am empfänglichſten iſt für Gedanken, die urſprünglich und friſch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rouſſeau's. Als aber Dieſer,

der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüther der gekrönter Giftmischer, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäulnis durchschaute und schmerzhaft ausrief: „Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daß ich sie wieder einrichten soll!“ als Jean Jacques Rousseau halb mit verstelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Lucian des Christenthums, den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Konstitution, das goldene Fließ, mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definierte und Mirabeau redete, und die Donner der konstituierenden Versammlung über die alte Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporschossen:

da mußten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut.

Daſs aber die Franzoſen ſo theures Schulgeld bezahlen muſſten, Das war die Schuld jener blödſinnig lichtſcheuen Deſpotie, die, wie geſagt, das Volk in geiſtiger Unmündigkeit zu erhalten geſucht, alle ſtaatswiſſenſchaftliche Belehrung hintertrieben, den Jeſuiten und Obſkuranten der Sorbonne die Büchercenſur übertragen, und gar die periodiſche Preſſe, das mächtigſte Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichſte unterdrückt hatte. Man leſe nur in Mercier's Tableau de Paris den Artikel über die Cenſur vor der Revolution, und man wundert ſich nicht mehr über jene kraſſe politiſche Unwiſſenheit der Franzoſen, die nachher zur Folge hatte, daſs ſie von den neuen politiſchen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daſs ſie jedem Pamphletiſten und Journaliſten aufs Wort glaubten, und daſs ſie von jedem Schwärmer, der ſich ſelbſt betrog, und jedem Intriganten, den Pitt beſoldete, zu den ausſchweifendſten Handlungen verleitet werden konnten. Das iſt ja eben der Segen der Preſsfreiheit, ſie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenſchaftlichſte Wort neutraliſiert ſie durch eben ſo leidenſchaftliche Gegenrede, und ſie erſtickt in der Geburt ſchon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bos-

heit geſäet, ſo tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldſümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preſsfreiheit iſt für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchſten Fußtritte hinnimmt, eben ſo fatal wie für den Deſpoten, der ſeine einſame Ohnmacht nicht gern beleuchtet ſieht. Es iſt wahr, daſs die Cenſur ſolchen Leuten ſehr angenehm iſt. Aber es iſt nicht weniger wahr, daſs die Cenſur, indem ſie einige Zeit dem Deſpotismus Vorſchub leiſtet, ihn am Ende mitſammt dem Deſpoten zu Grunde richtet, daſs dort, wo die Ideenguillotine gewirthſchaftet, auch bald die Menſchencenſur eingeführt wird, daſs derſelbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, ſpäterhin mit derſelben Gelaſſenheit*) ſeinen eigenen Herrn ausſtreicht aus dem Buche des Lebens.

---

*) Hier folgt im Originalmanuſcript die häufig bis zur Unleſerlichkeit durchſtrichene Stelle: „das Henkeramt auch an Menſchen verrichten werde, und daſs Monſieur Sanſon, als er Se. allerchriſtlichſte Majeſtät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausſtrich, nur als natürlicher Nachfolger den Cenſor von Paris im Handwerk ablöſte.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger

---

Dieser Wahrheit bin ich jüngst in der grauenhaftesten Weise bewusst geworden, als die Unruhen, die Europa bewegen, auch bis in die Statt meines zufälligen Aufenthalts gedrungen waren und ich die heidnische Wildheit entzügelter Volksmassen in der Nähe betrachtete. Es blieb, Gott'ob! nur bei Steinwürfen und Fenstergeklirre, und des andern Tags war schon Alles wieder beschwichtigt durch die — — — — — — — — — — — — — — — — — unter dem: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — gefunden hatten. Ich aber verbrachte sehr schlecht die Nacht, als jene Unruhen vorfielen, ich konnte nicht einschlafen vor lauter Revolutionsgreuelgedanken, und dachte beständig an Ludwig XVI., und dann auch an Karl I., und grübelte nach, wer wohl der verlarvte Scharfrichter gewesen sei, der ihn geköpft hat, und als ich einschlief, träumte mir, ich stände unter einer brausenden Volksmenge, die nach einem großen Hause emporgaffte, das ungefähr wie Whitehall aussah, und vor dessen Fenstern sich ein schwarzes Gerüste erhob, wo auf einer schwarzen — — — — ein weißes — — — — haupt lag, und siehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maske, und zum Vorschein kam eines wohlbekannten — — — — wohlbekanntes — — — — Gesicht."

Angst vor dem Richtschwerte des Censors. Ich selbst unterdrücke in diesem Augenblick einige neugeborene moralische Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute schon seit so vielen Jahren ein Geistermordgesetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich spreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichste eine strenge Censur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entsetzen erfüllte — die friedlichsten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadierte die Gassen, man focht, man stürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die École polytechnique, flatterte aus dem Neste mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit stürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeisterung der Jungen, zu Pferde stieg Lafayette, der Unvergleichliche, dessen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erschaffen könnte, und den sie deshalb in ihrer ökonomischen Weise für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen sucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtschaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Lilien; und die heilige Drei-

farbigkeit, umſtrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unſerer lieben Frauen von Paris! Da geſchahen keine Greuel, da gab's kein muthwilliges Morden, da erhob ſich keine allerchriſtlichſte Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famoſen Rückkehr von Verſailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt voraustrug und in Sèvres ſtill hielt, um ſie dort von einem Citoyen-Perruquier abwaſchen und hübſch friſieren zu laſſen. — Nein, ſeit jener Zeit, ſchaurigen Angedenkens, hatte die franzöſiſche Preſſe das Volk von Paris für beſſere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, ſie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und Intelligenz hineingeſäet, die Frucht eines ſolchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menſchlichkeit des Pariſer Volks in der großen Woche — und, in der That! wenn Polignac ſpäterhin nicht auch phyſiſch den Kopf verlor, ſo verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derſelben Preßfreiheit, die er thörichterweiſe unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit ſeinen lieblichſten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft ſeine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit diesen flüchtigen Bemerkungen genugsam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutschland annehmen möchte, sich in eine Frage über den Zustand der Civilisation und der politischen Bildung des deutschen Volks verwandeln muß, wie diese Bildung ganz abhängig ist von der Preßfreiheit, und wie es unser ängstlichster Wunsch sein muß, daß durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil stiftet als die Leidenschaft, und Ansichten und Meinungen, je weniger sie vorher erörtert und besprochen worden, um so grauenhaft stürmischer auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Losungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit" könnte jetzt in Deutschland, eben so wie einst in Frankreich, das erste Losungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit versäumen, wenn er dazu beitragen will, daß die Streitfrage „über den Adel" durch eine ruhige Erörterung geschlichtet oder ausgeglichen werde, ehe sich ungefüge Disputanten einmischen mit allzuschlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenschlüsse der Polizei, noch die schärfsten Argumente der Infanterie und Kavallerie, nicht einmal die

Ultima ratio regis, die ſich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, Etwas auszurichten vermöchten. In dieſer trüben Hinſicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienſtliches Werk. Ich glaube, der Ton der Mäßigung, der darin herrſcht, entſpricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfaſſer bekämpft mit indiſcher Geduld eine Broſchüre, betitelt:

„Über den Adel und deſſen Verhältnis zum Bürgerſtande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. däniſchem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg, bei Perthes und Beſſer. 1830.“

Doch wie in dieſer Broſchüre, ſo iſt auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erſchöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, ſo zu ſagen dogmatiſchen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe ſitzt auf ſeinem Turnierroſs und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daſs durch adlige Zeugung ein beſſeres Blut entſtehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Geſandtſchafts- und Waffenämtern, womit man den Adligen dafür belohnen ſoll, daſs er ſich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und ſo weiter; — dagegen

erheit ſich ein Streiter, der Stück vor Stück jene beſtialiſchen und überwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Anſichten herunterſchlägt, und die Wahlſtätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadliger Inſolenz. Dieſer bürgerliche Ritter kämpft gleichſam mit geſchloſſenem Viſier, das Titelblatt dieſer Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht ſpäterhin ein braver Nom de guerre wird. Ich weiß ſelbſt Wenig mehr von ihm zu ſagen, als daß ſein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daß ich ſelbſt nicht der Verfaſſer dieſer Schrift bin, ſondern ſie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erſt ausführlich zu betheuern. Ich hätte nimmermehr mit ſolcher Mäßigung die adeligen Prätenſionen und Erblügen diskutieren können. Wie heftig wurde ich einſt, als ein niedliches Gräfchen, mein beſter Freund, während wir auf der Terraſſe eines Schloſſes ſpazieren gingen, die Beſſerdenkigkeit des Adels zu beweiſen ſuchte! Indem wir noch disputierten, beging ſein Bedienter ein kleines Verſehen, und der hochgeborene Herr ſchlug dem niedriggeborenen Knechte ins Geſicht, daß das unedle Blut hervorſchoß, und ſtieß ihn noch obendrein die Terraſſe hinab. Ich war damals zehn

Jahr' jünger, und warf den edlen Grafen ſogleich ebenfalls die Terraſſe hinab — es war mein beſter Freund, und er brach ein Bein. Als ich ihn nach ſeiner Geneſung wiederſah — er hinkte nur noch ein bißchen — war er doch noch immer von ſeinem Adelſtolze nicht kuriert und behauptete friſchweg: der Adel ſei als Vermittler zwiſchen Volk und König eingeſetzt, nach dem Beiſpiele Gottes, der zwiſchen ſich und den Menſchen die Engel geſetzt hat, die ſeinem Throne zunächſt ſtehen, gleichſam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mal einige Schritte auf und ab — Er that es — und der Vergleich hinkte.

Eben ſo hinkend iſt ein Vergleich, den der Graf Moltke in derſelben Beziehung mittheilt. Um ſeine Weiſe durch ein Beiſpiel zu zeigen, will ich ſeine eignen Worte herſetzen: „Der Verſuch, den Adel aufzuheben, in welchem ſich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Geſtalt verkörpert, würde den Menſchen iſolieren, würde ihn auf eine unſichere Höhe erheben, der es an den nöthigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen ſeiner Willkür umgeben, wodurch, wie ſich Dieſes im Oriente ſo oft gezeigt, die Exiſtenz des Herrſchers in eine gefahrvolle Lage geräth. Burke nennt den Adel das korinthiſche Ka-

In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, daſs wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten? Werden wir mit dem System des Comité de salut publique, oder mit dem System des Ordre légal den Kursus eröffnen?*) Diese Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und sei es auch nur den eigenen Kopf, flüstert bedenklich: Wird die deutsche Revolution eine trockne sein oder eine naſsrothe — —?

Aristokraten und Pfaffen drohen beständig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humanisten versprechen uns dagegen die schönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuschen sich oder wollen Andere täuschen. Denn nicht weil die französische Revolution in den neunziger Jahren so blutig und entsetzlich, vorigen Juli aber so menschlich und schonend war, lässt sich folgern, daſs eine Revolution in Deutschland eben so den einen oder den andern Charakter annehmen müsse.

---

*) Bis hieher ist diese Vorrede in dem „Avertissement de l'éditeur“ zur ältesten Auflage des Buches „De la France“ abgedruckt.

Der Herausgeber.

Nur wenn dieſelben Bedingniſſe vorhanden ſind, laſſen ſich dieſelben Erſcheinungen erwarten. Der Charakter der franzöſiſchen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moraliſchen Zuſtande des Volks, und beſonders von ſeiner politiſchen Bildung. Vor dem erſten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine ſchon fertige Civiliſation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelſtand; die unteren Klaſſen waren geiſtig verwahrloſt, und durch den engherzigſten Deſpotismus von jedem edlen Emporſtreben abgehalten. Was aber gar politiſche Bildung betrifft, ſo fehlte ſie nicht nur jenen unteren, ſondern auch den oberen Klaſſen. Man wuſſte damals nur von kleinlichen Manövers zwiſchen rivaliſierenden Korporationen, von wechſelſeitigem Schwächungsſyſteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünſten, von Maitreſſeneinfluſs und dergleichen Staatsmiſère. Montesquieu hatte nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Geiſter geweckt. Da er immer von einem hiſtoriſchen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluſs auf die Maſſen eines enthuſiaſtiſchen Volks, das am empfänglichſten iſt für Gedanken, die urſprünglich und friſch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rouſſeau's. Als aber Dieſer,

der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geiſt erblickt und die argen Gemüther der gekrönter Giftmiſcher, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppiſche Lüge der Hofetikette und die gemeinſame Fäulnis durchſchaute und ſchmerzhaft ausrief: „Die Welt iſt aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daſs ich ſie wieder einrichten ſoll!“ als Jean Jacques Rouſſeau halb mit verſtelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnſinn ſeine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Lucian des Chriſtenthums, den römiſchen Prieſtertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Deſpotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Konſtitution, das goldene Fließ, mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definierte und Mirabeau redete, und die Donner der konſtituierenden Verſammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomiſche und ſtaatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporſchoſſen: — da muſſten die Franzoſen die große Wiſſenſchaft der Freiheit, die Politik, erſt erlernen, und die erſten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu ſtehen, und es koſtete ihnen ihr beſtes Blut.

Daſs aber die Franzoſen ſo theures Schulgeld bezahlen muſſten, Das war die Schuld jener blödſinnig lichtſcheuen Deſpotie, die, wie geſagt, das Volk in geiſtiger Unmündigkeit zu erhalten geſucht, alle ſtaatswiſſenſchaftliche Belehrung hintertrieben, den Jeſuiten und Obſkuranten der Sorbonne die Büchercenſur übertragen, und gar die periodiſche Preſſe, das mächtigſte Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichſte unterdrückt hatte. Man leſe nur in Mercier's Tableau de Paris den Artikel über die Cenſur vor der Revolution, und man wundert ſich nicht mehr über jene kraſſe politiſche Unwiſſenheit der Franzoſen, die nachher zur Folge hatte, daſs ſie von den neuen politiſchen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daſs ſie jedem Pamphletiſten und Journaliſten aufs Wort glaubten, und daſs ſie von jedem Schwärmer, der ſich ſelbſt betrog, und jedem Intriganten, den Pitt beſoldete, zu den ausſchweifendſten Handlungen verleitet werden konnten. Das iſt ja eben der Segen der Preſsfreiheit, ſie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenſchaftlichſte Wort neutraliſiert ſie durch eben ſo leidenſchaftliche Gegenrede, und ſie erſtickt in der Geburt ſchon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bos-

heit gesäet, so tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Pressfreiheit ist für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, eben so fatal wie für den Despoten, der seine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht. Es ist wahr, dass die Censur solchen Leuten sehr angenehm ist. Aber es ist nicht weniger wahr, dass die Censur, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, ihn am Ende mitsammt dem Despoten zu Grunde richtet, dass dort, wo die Ideenguillotine gewirthschaftet, auch bald die Menschencensur eingeführt wird, dass derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit*) seinen eigenen Herrn ausstreicht aus dem Buche des Lebens.

---

*) Hier folgt im Originalmanuscript die hänfig bis zur Unleserlichkeit durchstrichene Stelle: „das Henkeramt auch an Menschen verrichten werde, und dass Monsieur Sanson, als er Se. allerchristlichste Majestät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausstrich, nur als natürlicher Nachfolger den Censor von Paris im Handwerk ablöste.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger

---

Dieser Wahrheit bin ich jüngst in der grauenhaftesten Weise bewusst geworden, als die Unruhen, die Europa bewegen, auch bis in die Statt meines zufälligen Aufenthalts gedrungen waren und ich die heidnische Wildheit entzügelter Volksmassen in der Nähe betrachtete. Es blieb, Gott'ob! nur bei Steinwürfen und Fenstergeklirre, und des andern Tags war schon Alles wieder beschwichtigt durch die — — — — — — — — — — — — — — — — — — unter dem: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ — gefunden hatten. Ich aber verbrachte sehr schlecht die Nacht, als jene Unruhen vorfielen, ich konnte nicht einschlafen vor lauter Revolutionsgreuelgedanken, und dachte beständig an Ludwig XVI., und dann auch an Karl I., und grübelte nach, wer wohl der verlarvte Scharfrichter gewesen sei, der ihn geköpft hat, und als ich einschlief, träumte mir, ich stände unter einer brausenden Volksmenge, die nach einem großen Hause emporgaffte, das ungefähr wie Whitehall aussah, und vor dessen Fenstern sich ein schwarzes Gerüste erhob, wo auf einer schwarzen — — — — ein weißes — — — — haupt lag, und siehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maske, und zum Vorschein kam eines wohlbekannten — — — — wohlbekanntes — — — — Gesicht.“

Angſt vor dem Richtſchwerte des Cenſors. Ich ſelbſt unterdrücke in dieſem Augenblick einige neugeborene unſchuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute ſchon ſeit ſo vielen Jahren ein Geiſtermordgeſetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich ſpreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichſte eine ſtrenge Cenſur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entſetzen erfüllte — die friedlichſten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadierte die Gaſſen, man focht, man ſtürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die École polytechnique, flatterte aus dem Neſte mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit ſtürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeiſterung der Jungen, zu Pferde ſtieg Lafayette, der Unvergleichliche, deſſen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erſchaffen könnte, und den ſie deſshalb in ihrer ökonomiſchen Weiſe für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen ſucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtſchaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Liljen; und die heilige Drei-

farbigkeit, umſtrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unſerer lieben Frauen von Paris! Da geſchahen keine Greuel, da gab's kein muthwilliges Morden, da erhob ſich keine allerchriſtlichſte Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famoſen Rückkehr von Verſailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt voraustrug und in Sèvres ſtill hielt, um ſie dort von einem Citoyen-Perruquier abwaſchen und hübſch friſieren zu laſſen. — Nein, ſeit jener Zeit, ſchaurigen Angedenkens, hatte die franzöſiſche Preſſe das Volk von Paris für beſſere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, ſie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und Intelligenz hineingeſäet, die Frucht eines ſolchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menſchlichkeit des Pariſer Volks in der großen Woche — und, in der That! wenn Polignac ſpäterhin nicht auch phyſiſch den Kopf verlor, ſo verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derſelben Preßfreiheit, die er thörichterweiſe unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit ſeinen lieblichſten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft ſeine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit dieſen flüchtigen Bemerkungen genugſam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutſchland annehmen möchte, ſich in eine Frage über den Zuſtand der Civiliſation und der politiſchen Bildung des deutſchen Volks verwandeln muſs, wie dieſe Bildung ganz abhängig iſt von der Preſsfreiheit, und wie es unſer ängſtlichſter Wunſch ſein muſs, daſs durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil ſtiftet als die Leidenſchaft, und Anſichten und Meinungen, je weniger ſie vorher erörtert und beſprochen worden, um ſo grauenhaft ſtürmiſcher auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Loſungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit“ könnte jetzt in Deutſchland, eben ſo wie einſt in Frankreich, das erſte Loſungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit verſäumen, wenn er dazu beitragen will, daſs die Streitfrage „über den Adel“ durch eine ruhige Erörterung geſchlichtet oder ausgeglichen werde, ehe ſich ungefüge Disputanten einmiſchen mit allzuſchlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenſchlüſſe der Polizei, noch die ſchärfſten Argumente der Infanterie und Kavallerie, nicht einmal die

Ultima ratio regis, die ſich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, Etwas auszurichten vermöchten. In dieſer trüben Hinſicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienſtliches Werk. Ich glaube, der Ton der Mäßigung, der darin herrſcht, entſpricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfaſſer bekämpft mit indiſcher Geduld eine Broſchüre, betitelt:

„Über den Adel und deſſen Verhältnis zum Bürgerſtande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. däniſchem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg, bei Perthes und Beſſer. 1830.“

Doch wie in dieſer Broſchüre, ſo iſt auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erſchöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, ſo zu ſagen dogmatiſchen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe ſitzt auf ſeinem Turnierroſs und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daſs durch adlige Zeugung ein beſſeres Blut entſtehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Geſandtſchafts- und Waffenämtern, womit man den Adligen dafür belohnen ſoll, daſs er ſich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und ſo weiter; — dagegen

erhebt sich ein Streiter, der Stück vor Stück jene bestialischen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Ansichten herunterschlägt, und die Wahlstätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadliger Insolenz. Dieser bürgerliche Ritter kämpft gleichsam mit geschlossenem Visier, das Titelblatt dieser Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht späterhin ein braver Nom de guerre wird. Ich weiß selbst Wenig mehr von ihm zu sagen, als daſs sein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daſs ich selbst nicht der Verfasser dieser Schrift bin, sondern sie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erst ausführlich zu betheuern. Ich hätte nimmermehr mit solcher Mäßigung die adeligen Prätensionen und Erblügen diskutieren können. Wie heftig wurde ich einst, als ein niedliches Gräfchen, mein bester Freund, während wir auf der Terrasse eines Schlosses spazieren gingen, die Besserblütigkeit des Adels zu beweisen suchte! Indem wir noch disputierten, beging sein Bedienter ein kleines Versehen, und der hochgeborene Herr schlug dem niedriggeborenen Knechte ins Gesicht, daſs das unedle Blut hervorschoſs, und stieß ihn noch obendrein die Terrasse hinab. Ich war damals zehn

Jahr' jünger, und warf den edlen Grafen ſogleich ebenfalls die Terraſſe hinab — es war mein beſter Freund, und er brach ein Bein. Als ich ihn nach ſeiner Geneſung wiederſah — er hinkte nur noch ein bißchen — war er doch noch immer von ſeinem Adelſtolze nicht kuriert und behauptete friſchweg: der Adel ſei als Vermittler zwiſchen Volk und König eingeſetzt, nach dem Beiſpiele Gottes, der zwiſchen ſich und den Menſchen die Engel geſetzt hat, die ſeinem Throne zunächſt ſtehen, gleichſam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mal einige Schritte auf und ab — Er that es — und der Vergleich hinkte.

Eben ſo hinkend iſt ein Vergleich, den der Graf Moltke in derſelben Beziehung mittheilt. Um ſeine Weiſe durch ein Beiſpiel zu zeigen, will ich ſeine eignen Worte herſetzen: „Der Verſuch, den Adel aufzuheben, in welchem ſich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Geſtalt verkörpert, würde den Menſchen iſolieren, würde ihn auf eine unſichere Höhe erheben, der es an den nöthigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen ſeiner Willkür umgeben, wodurch, wie ſich Dieſes im Oriente ſo oft gezeigt, die Exiſtenz des Herrſchers in eine gefahrvolle Lage geräth. Burke nennt den Adel das korinthiſche Ka-

pital wohlgeordneter Staaten, und daſs hierin nicht bloß eine redneriſche Figur zu ſuchen, dafür bürgt der erhabene Geiſt dieſes außerordentlichen Mannes, deſſen ganzes Leben dem Dienſte einer vernünftigen Freiheit gewidmet war."

Durch daſſelbe Beiſpiel ließe ſich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntniſſe getäuſcht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm ſpendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erſte Tugend eines Staatsmannes halten. Burke beſaß nur rhetoriſche Talente, womit er in der zweiten Hälfte ſeines Lebens die liberalen Grundſätze bekämpfte, denen er in der erſten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch dieſen Geſinnungswechſel die Gunſt der Großen erkriechen wollte, ob Sheridan's liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eiferſucht ihn beſtimmten, als Deſſen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantiſche Schilderungen und redneriſche Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, Das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daſs es immer verdächtig iſt, wenn man zu Gunſten der regierenden Gewalt ſeine Anſichten wechſelt, und daſs man dann immer ein ſchlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in dieſem Falle iſt,

ſagte einſt: „Die Adligen ſind nicht die Stützen, ſondern die Karyatiden des Thrones.“ Ich denke, dieſer Vergleich iſt richtiger, als der von dem Kapital einer korinthiſchen Säule. Überhaupt, wir wollen letzteren ſo viel als möglich abweiſen; es könnten ſonſt einige wohlbekannte Kapitaliſten den kapitalen Einfall bekommen, ſich anſtatt des Adels als korinthiſches Kapital der Staatsſäulen zu erheben. Und Das wäre gar der allerwiderwärtigſte Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erſt in einer ſpäteren Schrift beleuchtet werden ſoll; der beſondere, praktiſche Theil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls ſeine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich ſchon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaſſt ſich nur mit dem Grundſätzlichen, ſie beſtreitet Rechtsanſprüche, und ſie zeigt nur, wie der Adel im Widerſpruch iſt mit der Vernunft, der Zeit und mit ſich ſelbſt. Der beſondere, praktiſche Theil betrifft aber jene ſiegreichen Anmaßungen und faktiſchen Uſurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker ſo ſehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es ſcheint mir, als glaube der Adel ſelbſt nicht an ſeine eignen Prätenſionen, und ſchwatze ſie bloß hin als Köder für bürgerliche Polemik, die ſich

damit beschäftigen möge, damit ihre Aufmerksamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptsache. Diese besteht nicht in der Institution des Adels als solchen, nicht in bestimmten Privilegien, nicht in Frohn-, Handdienst-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller Derjenigen, die so und so viel' Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Übereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Rotüriers zurückdrängend, fast alle höhere Officierstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten an sich bringen. Solchermaßen können sie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respekt halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zwingen, gegen einander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln oder zu diesem Zwecke fraternisierend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Princip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der durch Rechte und Besitzthümer der mächtigste war,

wurde Bannerführer der europäiſchen Ariſtokratie, und John Bull bezahlte dieſes Ehrenamt mit ſeinen beſten Guineen und ſiegte ſich bankerott. Während des Friedens, der nach jenem kläglichen Sieg erfolgte, führte Öſtreich das noble Banner, und beſorgte die Adelsintereſſen, und auf jedem feigen Verträglein, das gegen den Liberalismus geſchloſſen wurde, prangt obenan das wohlbekannte Siegellack, und, wie ihr unglücklicher Anführer, wurden auch die Völker ſelber in ſtrengem Gewahrſam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und Metternich war deſſen Hudſon Lowe. Aber nur an dem ſterblichen Leib der Revolution konnte man ſich rächen, nur jene menſchgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und beſpritzt mit Schlachtfeldblut zu einer kaiſerlichen Blondine ins Bett geſtiegen und die weißen Laken von Habsburg befleckt hatte, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebſe ſterben laſſen; der Geiſt der Revolution iſt jedoch unſterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Menſch, ſondern als ganzes Volk, und in dieſer Volkwerdung ſpottet ſie des Kerkermeiſters, der vor Schrecken das Schlüſſelbund aus den Händen fal-

len läſſt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat ſich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anſtrengungen, und er hat ſeitdem als ſtärkende Kur täglich Eſelsmilch getrunken, und zwar von der Eſelin des Papſtes; doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der engliſche Bull kann jetzt am wenigſten den Feinden die Spitze bieten, wie früherhin; denn Der iſt am meiſten erſchöpft, und durch das beſtändige Miniſterwechſelfieber fühlt er ſich matt in allen Gliedern, und es iſt ihm eine Radikalkur, wo nicht gar die Hungerkur, verordnet, und das inficierte Irland ſoll ihm noch obendrein amputiert werden. Öſtreich fühlt ſich ebenfalls nicht heroiſch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu ſpielen; Staberle zieht nicht gern die Kriegsuniform an und weiß ſehr gut, daſs ſeine Parapluies nicht gegen Kugelregen ſchützen, und dabei ſchrecken ihn auch jetzt die Ungarn mit ihren grimmigen Schnurrbärten, und in Italien muſs er vor jedem enthuſiaſtiſchen Citronenbaum eine Schildwache ſtellen, und zu Hauſe muſs er Erzherzoginnen zeugen, um im Nothfall das Ungethüm der Revolution damit abzuſpeiſen — „Das bringt ein Viech um," ſagt Staberle.

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen — Aber sie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kourtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit — Aber die Pairskammer betrachtet man schon als ein Lazareth für die Inkurablen des alten Regimes, die man nur noch aus Mitleiden toleriert und mit der Zeit ebenfalls fortschafft. — Seltsame Umwandlung! in dieser Noth wendet sich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehasst, er wendet sich an Rußland. Der große Zar, der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindseligst gegenüberstand und gezwungen schien, sie nächstens zu befehden, eben dieser Zar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genöthigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf dem antifeudalistischen Princip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang ertheilt, so ist doch auf der andern Seite das absolute Zarenthum unverträglich mit den Ideen

einer konſtitutionellen Freiheit, die den geringſten Unterthan ſelbſt gegen eine wohlthätige fürſtliche Willkür ſchützen kann; — und wenn Kaiſer Nikolas I. wegen jenes Princips der bürgerlichen Gleichheit von den Feudaliſten gehaſſt wurde, und obendrein, als offner Feind Englands und heimlicher Feind Öſtreichs, mit all ſeiner Macht der faktiſche Vertreter der Liberalen war, ſo wurde doch er ſeit dem Ende Juli der größte Gegner derſelben, nachdem deren ſiegende Ideen von konſtitutioneller Freiheit ſeinen Abſolutismus bedrohen, und eben in ſeiner Eigenſchaft als Autokrat weiß ihn die europäiſche Ariſtokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der engliſche Bull hat ſich in einem ſolchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun ſoll der ruſſiſche Wolf ſeine Rolle übernehmen. Die hohe Nobleſſe von Europa weiß ſchlau genug das Schrecken der moskowitiſchen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gaſt ſchmeichelt es nicht wenig, daſs er die Würde des alten, von Gottes Genade eingeſetzten Königthums verfechten ſoll gegen Fürſtenläſtrer und Adelsleugner, mit Wohlgefallen läſſt er ſich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantiniſchen Verlaſſenſchaft um die Schulter hängen,

und er läſſt ſich vom ehemaligen deutſchen Kaiſer die abgetragenen heiligen römiſchen Reichshoſen verehren, und er ſetzt ſich aufs Haupt die altfränkiſche Diamantenmütze Caroli Magni. —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt euch, arme Rothkäppchen der Freiheit!

Iſt es mir doch, während ich Dieſes ſchreibe, als ſpritzte das Blut von Warſchau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der Berliner Officiere und Diplomaten. Jubeln ſie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen iſt ſo bang vor dem ruſſiſchen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutſchen Rothköpfchen fühlen bald Großmutters närriſch lange Hände und großes Maul. Dabei ſollen wir uns noch obendrein marſchfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! Gegen Frankreich? Ja, hurrah! Es geht gegen die Franzoſen, und die Berliner Ukaſuiſten und Knutologen behaupten, daſs wir noch dieſelben Gott-, König- und Vaterlandsretter ſind wie Anno 1813, und Körner's „Leier und Schwert“ ſoll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jeſuiten wieder abgekauft, um den „Rheiniſchen Mer-

kur“ fortzuſetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird „Sie“ tituliert und erhält nachher frei Theater oder ſoll wenigſtens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotiſche Extrabemühungen ſoll dem ganzen Volke noch extra eine Konſtitution verſprochen werden.

Frei Theater iſt immerhin eine ſchöne Sache, aber eine Konſtitution wäre auch ſo übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüſte danach bekommen. Nicht als ob wir der abſoluten Güte oder dem guten Abſolutismus unſerer Monarchen mißtrauten; im Gegentheil, wir wiſſen, es ſind lauter charmante Leute, und iſt auch mal Einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majeſtät der König Don Miguel, ſo bildet er doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchſten Kollegen nicht ſeinem blutigen Skandal ein Ende machen, wie ſie doch leicht könnten, ſo geſchieht es nur, um durch den Kontraſt mit ſolchem gekrönten Wichte noch menſchenfreundlich edler dazuſtehen und von ihren Unterthanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Konſtitution hat doch ihr Gutes, und es iſt den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn ſie ſogar von den

besten Monarchen sich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater sehr vernünftig, wenn er einige heilsame Schranken baut vor den Abgründen der souveränen Macht, damit seinen Kindern nicht einst ein Unglück begegne, wenn sie auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junkergefolge allzukeck galoppieren. Ich weiß ein Königskind, das in einer schlechten adligen Reitschule schon im Voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königskinder muss man doppelt hohe Schranken errichten, und man muss ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muss ihnen ein zahmeres Ross und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugetheilt werden. Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sankt Hubert! Und ich weiß auch Jemand, der tausend Thaler Preußisch Courant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger als je, und ihre uniformierten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worein sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als

gute Beute heranſchleppen. Berlin füttert die beſte Koppel, und ich höre ſchon, wie die Meute losbellt gegen dieſes Buch.

Geſchrieben den 8. März 1831.

Heinrich Heine.

Vorrede

zum

ersten Bande des „Salon.“

(1833.)

„Ich rathe Euch, Gevatter, lasst mich auf Euer Schild keinen goldenen Engel, sondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und Ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehn.“

Diese Worte eines ehrsamen Kunstgenossen soll gegenwärtiges Buch an der Stirne tragen, da sie jedem Vorwurf, der sich dagegen auffinden ließe, im Voraus und ganz eingeständig begegnen. Damit Alles gesagt sei, erwähne ich zugleich, daſs dieses Buch, mit geringen Ausnahmen, im Sommer und Herbst 1831 geschrieben worden, zu einer Zeit, wo ich mich meistens mit den Kartons zu künftigen rothen Löwen beschäftigte. Um mich her war damals viel Gebrülle und Störnis jeder Art.

Bin ich nicht heute ſehr beſcheiden?

Ihr könnt euch darauf verlaſſen, die Beſcheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Beſcheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen ſehr erleichtert. Es iſt z. B. leicht, daſs man ſeinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht ſo viel Geiſt beſitzt, um ihnen ſchaden zu können, ſo wie es auch leicht iſt, keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuſchäbigen Naſe geſegnet iſt.

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in dieſem Buche wieder ſehr tief ſeufzen — aber es kann ihnen Nichts mehr helfen. Ein zweites, „nachwachſendes Geſchlecht“ hat eingeſehen, daſs all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht beſſer, doch wenigſtens eben ſo reſpektabel iſt, wie jene triſte, modrige Aſchermittwochsidee, die unſer ſchönes Europa trübſelig entblumt und mit Geſpenſtern und Tartüffen bevölkert hat. Wogegen ich einſt mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener ernſter Krieg geführt — ich ſtehe ſogar nicht mehr in den erſten Reihen.

Gottlob! die Revolution des Julius hat die Zungen gelöſt, die ſo lange ſtumm geſchienen; ja, da die plötzlich Erweckten Alles, was ſie bis dahin

verſchwiegen, auf einmal offenbaren wollten, ſo entſtand viel Geſchrei, welches mir mitunter gar unerfreulich die Ohren betäubte. Ich hatte manchmal nicht übel Luſt, das ganze Sprechamt aufzugeben; doch Das iſt nicht ſo leicht thulich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathſtelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beſte öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unſer Thun und Schaffen ſei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir ſprechen und wirken, ſtreiten und leiden wollten, wie etwa ſonſt ein Philolog ſich ſeinen Klaſſiker auswählte, mit deſſen Kommentierung er ſich ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, ſondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitſcht uns in die Arena hinein, daſs wir, wie gezwungene Gladiatoren, für ſie kämpfen. So iſt es mit jedem echten Tribunat oder Apoſtolat. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Amos ſprach zu König Amazia: „Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, ſondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieſet; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und ſprach zu mir: Gehe hin und weiſſage!“ Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn der arme Mönch, der vor Kaiſer und Reich zu Worms angeklagt ſtand ob ſeiner

Lehre, dennoch, trotz aller Demuth seines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte und mit den Worten schloß: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Wenn ihr diese heilige Zwingnis kenntet, ihr würdet uns nicht mehr schelten, nicht mehr schmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir sind nicht die Herren, sondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geständnis, wenn Maximilian Robespierre sprach: „Ich bin ein Sklave der Freiheit.“

Und auch ich will jetzt Geständnisse machen. Es war nicht eitel Lust meines Herzens, daß ich Alles verließ, was mir Theures im Vaterland blühte und lächelte — Mancher liebte mich dort, z. B. meine Mutter — aber ich ging, ohne zu wissen warum; ich ging, weil ich mußte. Nachher ward mir sehr müde zu Muthe; so lange vor den Juliustagen hatte ich das Prophetenamt getrieben, daß das innere Feuer mich schier verzehrt, daß mein Herz von den gewaltigen Worten, die daraus hervorgebrochen, so matt geworden wie der Leib einer Gebärerin . . .

Ich dachte: — Habt meiner nicht mehr nöthig, will auch einmal für mich selber leben, und schöne Gedichte schreiben, Komödien und Novellen, zärt-

liche und heitere Gedankenſpiele, die ſich in meinem Hirnkaſten angeſammelt, und will mich wieder ruhig zurückſchleichen in das Land der Poeſie, wo ich als Knabe ſo glücklich gelebt.

Und keinen Ort hätte ich wählen können, wo ich beſſer im Stande war, dieſen Vorſatz in Ausführung zu bringen. Es war auf einer kleinen Villa dicht am Meer, nahe bei Havre-de-Grâce in der Normandie. Wunderbar ſchöne Ausſicht auf die große Nordſee, ein ewig wechſelnder und doch einfacher Anblick; heute grimmer Sturm, morgen ſchmeichelnde Stille; und drüberhin die weißen Wolkenzüge, rieſenhaft und abenteuerlich, als wären es die ſpukenden Schatten jener Normannen, die einſt auf dieſen Gewäſſern ihr wildes Weſen getrieben. Unter meinem Fenſter aber blühten die lieblichſten Blumen und Pflanzen: Roſen, die liebeſüchtig mich anblickten, rothe Nelken mit verſchämt bittenden Düften, und Lorberen, die an die Mauer zu mir heraufrankten, faſt bis in mein Zimmer hereinwuchſen, wie jener Ruhm, der mich verfolgt. Ja, einſt lief ich ſchmachtend hinter Daphne einher, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt ſich in mein Schlafgemach. Was ich einſt begehrte, iſt mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünſchte, daſs kein Menſch von mir

ſpräche, wenigſtens in Deutſchland*). Und ſtille Lieder wollte ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um ſie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzuleſen. Es ging auch im Anfang; mein Gemüth ward wieder umfriedet von dem Geiſt der Dichtkunſt, wohlbekannte edle Geſtalten und goldne Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtniſſe, ich ward wieder ſo traumſelig, ſo märchentrunken, ſo verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder Alles aufzuſchreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß Jeder, daſs man bei ſolcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer ſitzen bleibt, und manchmal mit begeiſtertem Herzen und glühenden Wangen ins freie Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So erging's auch mir, und, ohne zu wiſſen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landſtraße von Havre, und vor mir her zogen hoch und langſam mehre große Bauerwagen, bepackt mit allerlei ärmlichen Kiſten und Kaſten, altfränkiſchem Hausgeräthe, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Überraſchung, als ich ſie ſprechen hörte —

*) Die Worte: „wenigſtens in Deutſchland." fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

ſie ſprachen Deutſch, in ſchwäbiſcher Mundart. Leicht begriff ich, daſs dieſe Leute Auswanderer waren, und als ich ſie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden; alles Blut ſtieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müſſe es heraus aus der Bruſt, als müſſe es ſo ſchnell als möglich heraus, und der Athem ſtockte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland ſelbſt, das mir begegnete, auf jenen Wagen ſaß das blonde Deutſchland, mit ſeinen ernſtblauen Augen, ſeinen traulichen, allzu bedächtigen Geſichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beſchränktheit, über die ich mich einſt ſo ſehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte — denn hatte ich einſt, in der blühenden Luſt der Jugend, gar oft die heimatlichen Verkehrtheiten und Philiſtereien verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einſt mit dem glücklichen, bürgermeiſterlich gehäbigen, ſchneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen Haushader zu beſtehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann: ſo war doch all dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloſchen, als ich das Vaterland in Elend erblickte, in der Fremde, im Elend; ſelbſt ſeine Gebrechen wurden mir plötzlich theuer und werth, ſelbſt mit

seinen Krähwinkeleien war ich ausgesöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutschen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland selber den Handschlag eines erneuten Bündnisses der Liebe, und wir sprachen Deutsch. Die Menschen waren ebenfalls sehr froh, auf einer fremden Landstraße diese Laute zu vernehmen; die besorglichen Schatten schwanden von ihren Gesichtern, und sie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübsch, riefen mir ihr gemüthliches „Grieſch di Gott!“ vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an mit ihren zahnlosen lieben Mündchen. Und warum habt ihr denn Deutschland verlassen? fragte ich diese armen Leute. „Das Land ist gut und wären gern dageblieben,“ antworteten sie, „aber wir konnten's nicht länger aushalten“ —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenschaft aufregen wollen, und ich will nicht Alles wiedererzählen, was ich auf jener Landstraße bei Havre unter freiem Himmel gehört habe über den Unfug der hochnobeln und allerhöchst nobeln Sippschaften in der Heimat — auch lag die größere Klage nicht im Wort selbst, sondern im Ton, womit es schlicht und grad gesprochen, oder

vielmehr geſeufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: „Was ſollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“

Ich ſchwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von Dem, was jene Leute in Deutſchland erduldet haben, hätte in Frankreich ſechsunddreißig Revolutionen hervorgebracht und ſechsunddreißig Königen die Krone mitſammt dem Kopf gekoſtet.

„Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen,“ bemerkte ein achtzigjähriger, alſo doppelt vernünftiger Schwabe, „aber wir thaten es wegen der Kinder. Die ſind noch nicht ſo ſtark, wie wir, an Deutſchland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden ſie auch Manches ausſtehen müſſen.“

Dieſe Leute gingen nämlich nach Algier, wo man ihnen unter günſtigen Bedingungen eine Strecke Landes zur Koloniſierung verſprochen hatte. „Das Land ſoll gut ſein,“ ſagten ſie, „aber, wie wir hören, giebt es dort viel' giftige Schlangen, die ſehr gefährlich, und man hat dort Viel auszuſtehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naſchen oder gar die Kinder ſtehlen und mit ſich in die Wälder

ſchleppen. Das iſt grauſam. Aber zu Hauſe iſt der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird Einem von Wildſchaden und Jagd noch weit mehr ruiniert, und unſere Kinder wurden unter die Soldaten geſteckt — Was ſollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“

Zur Ehre der Menſchheit muß ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Ausſage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensſtationen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzoſen ſind nicht bloß das geiſtreichſte, ſondern auch das barmherzigſte Volk. Sogar die Ärmſten ſuchten dieſen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Keſſel zum Kochen, halfen ihnen Holz ſpalten, Waſſer tragen und waſchen. Habe mit eigenen Augen geſehen, wie ein franzöſiſch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brot gab, wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei iſt noch zu bemerken, daſs die Franzoſen nur das materielle Elend dieſer Leute kennen; Jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum dieſe Deutſchen ihr Vaterland verlaſſen. Denn wenn den Franzoſen die landesherrlichen Plack-

reien ſo ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzu ſtark beſchwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn, die Flucht zu ergreifen, ſondern ſie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaſs, ſie werfen ſie zum Lande hinaus und bleiben hübſch ſelber im Lande, mit einem Wort: ſie fangen eine Revolution an.

Was mich betrifft, ſo blieb mir durch jene Begegnung ein tiefer Kummer, eine ſchwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagnis im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beſchreiben vermag. Ich, der eben noch ſo übermüthig wie ein Sieger taumelte, ich ging jetzt ſo matt und krank einher wie ein gebrochener Menſch. Es war Dieſes wahrhaftig nicht die Wirkung eines plötzlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Beſſeres. Dazu iſt mir ſeit langer Zeit Alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einſt ſogar die Sache ſelber einigermaßen verleidet werden, als ich den Mummenſchanz jener ſchwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und ſich auch eine angemeſſene Handwerkstracht zugelegt und ſich wirklich in Meiſter, Geſellen und Lehrlinge eingetheilt, und ihre Zunftgrüße hatten, womit ſie im Lande fechten gingen.

Ich ſage „Fechten“ im ſchmutzigſten Knotenſinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwerte gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, eben ſo feige wie albern. Gleich dem Meiſter, waren auch die meiſten Geſellen nur gemeine Naturen, ſchmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal echt war. Sie wuſſten ſehr gut, daſs deutſche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Muthes und der Ehrlichkeit anſieht, obgleich ein Blick in unſere Zuchthäuſer hinlänglich belehrt, daſs es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich iſt der Muth höflich und geſittet, und die Ehrlichkeit trägt Handſchuh' und zieht den Hut ab. In Frankreich beſteht auch der Patriotismus in der Liebe für ein Geburtsland, welches auch zugleich die Heimat der Civiliſation und des humanen Fortſchritts. Obgedachter deutſcher Patriotismus hingegen beſtand in einem Haſſe gegen die Franzoſen, in einem Haſſe gegen Civiliſation und Liberalismus. Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?

Es iſt eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann ſein Vaterland lieben und achtzig Jahr' dabei alt

werden, und es nie gewuſſt haben; aber man muſs dann auch zu Hauſe geblieben ſein. Das Weſen des Frühlings erkennt man erſt im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die beſten Mailieder. Die Freiheitsliebe iſt eine Kerkerblume, und erſt im Gefängniſſe fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutſche Vaterlandsliebe erſt an der deutſchen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutſchen Unglücks in der Fremde. In einem Buche, welches mir eben zur Hand liegt und die Briefe einer verſtorbenen Freundin enthält, erſchütterte mich geſtern die Stelle, wo ſie in der Fremde den Eindruck beſchreibt, den der Anblick ihrer Landsleute im Kriege 1813 in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierherſetzen:

„Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, ich habe es nie gewuſſt, daſs ich mein Land ſo liebe! Wie Einer, der durch Phyſik den Werth des Blutes etwa nicht kennt; — wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinſtürzen."

Das iſt es. Deutſchland, Das ſind wir ſelber. Und darum wurde ich plötzlich ſo matt und krank beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutſtröme, die aus den Wunden des Vaterlandes rinnen und ſich in den afrikaniſchen Sand verlieren.

Das ist es; es war wie ein leiblicher Verlust, und ich fühlte in der Seele einen fast physischen Schmerz. Vergebens beschwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika ist auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht Viel von christlicher Liebe, und die Affen dort sind nicht so widerwärtig wie die deutschen Affen — und zur Zerstreuung summte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„ . . . . . .
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.
„ . . . . . .
An Deutschlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küssen sie — Das sei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!"

Nur diese Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtnis, und sie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutschlands Grenze kam. Von dem Verfasser weiß ich auch nur wenig, außer daß er ein armer deutscher Dichter war, und den größten

Theil ſeines Lebens auf der Feſtung ſaß und die Freiheit liebte. Er iſt nun todt und längſt vermodert, aber ſein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Feſtung ſetzen und vermodern laſſen.

Ich verſichere euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, ſo geſchah es wegen des kleinen Mädchens. Es war ſchon gegen Abend, und ein kleines deutſches Mädchen, welches ich vorher ſchon unter den Auswanderern bemerkt, ſtand allein am Strande, wie verſunken in Gedanken, und ſchaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr' alt ſein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein ſchwäbiſch kurzes Röckchen von wohlgeſtreiftem Flanell, hatte ein bleich kränkelndes Geſichtchen, groß ernſthafte Augen, und mit weich beſorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug ſie mich, ob Das das Weltmeer ſei. — —

Bis tief in die Nacht ſtand ich am Meere und weinte. Ich ſchäme mich nicht dieſer Thränen. Auch Achilles weinte am Meer, und die ſilberfüßige Mutter muſſte aus den Wellen emporſteigen, um ihn zu tröſten. Auch ich hörte eine Stimme im Waſſer, aber minder troſtreich, vielmehr aufweckend, gebietend, und doch grundweiſe. Denn das Meer

weiß Alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgensten Räthsel des Himmels, in seiner Tiefe liegen mit den fabelhaft versunkenen Reichen auch die uralten, längst verschollenen Sagen der Erde, an allen Küsten lauscht es mit tausend neugierigen Wellenohren, und die Flüsse, die zu ihm hinabrinnen, bringen ihm alle Nachrichten, die sie in den entferntesten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geschwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben — Wenn Einem aber das Meer seine Geheimnisse offenbart und Einem das große Welterlösungswort ins Herz geflüstert, dann ade, Ruhe! Ade, stille Träume! Ade, Novellen und Komödien, die ich schon so hübsch begonnen, und die nun schwerlich so bald fortgesetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben sind seitdem auf meiner Palette fast eingetrocknet, und flüssig blieb darauf nur ein schreiendes Roth, das wie Blut aussieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächstes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publikum nach obigem Geständnisse gefälligst entschuldigen möge. —

Paris, den 17. Oktober 1833.

Heinrich Heine.

Über den Denuncianten.

Vorwort

zum dritten Theile des „Salon.“

(1837.)

feinen Krähwinkeleien war ich ausgesöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutschen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland selber den Handschlag eines erneuten Bündnisses der Liebe, und wir sprachen Deutsch. Die Menschen waren ebenfalls sehr froh, auf einer fremden Landstraße diese Laute zu vernehmen; die besorglichen Schatten schwanden von ihren Gesichtern, und sie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübsch, riefen mir ihr gemüthliches „Griesch di Gott!“ vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an mit ihren zahnlosen lieben Mündchen. Und warum habt ihr denn Deutschland verlassen? fragte ich diese armen Leute. „Das Land ist gut und wären gern dageblieben,“ antworteten sie, „aber wir konnten's nicht länger aushalten“ —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenschaft aufregen wollen, und ich will nicht Alles wiedererzählen, was ich auf jener Landstraße bei Havre unter freiem Himmel gehört habe über den Unfug der hochnobeln und allerhöchst nobeln Sippschaften in der Heimat — auch lag die größere Klage nicht im Wort selbst, sondern im Ton, womit es schlicht und grad gesprochen, oder

vielmehr geſeufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: „Was ſollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“

Ich ſchwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von Dem, was jene Leute in Deutſchland erduldet haben, hätte in Frankreich ſechsunddreißig Revolutionen hervorgebracht und ſechsunddreißig Königen die Krone mitſammt dem Kopf gekoſtet.

„Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen,“ bemerkte ein achtzigjähriger, alſo doppelt vernünftiger Schwabe, „aber wir thaten es wegen der Kinder. Die ſind noch nicht ſo ſtark, wie wir, an Deutſchland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden ſie auch Manches ausſtehen müſſen.“

Dieſe Leute gingen nämlich nach Algier, wo man ihnen unter günſtigen Bedingungen eine Strecke Landes zur Koloniſierung verſprochen hatte. „Das Land ſoll gut ſein,“ ſagten ſie, „aber, wie wir hören, giebt es dort viel' giftige Schlangen, die ſehr gefährlich, und man hat dort Viel auszuſtehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naſchen oder gar die Kinder ſtehlen und mit ſich in die Wälder

schleppen. Das ist grausam. Aber zu Hause ist der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird Einem von Wildschaden und Jagd noch weit mehr ruiniert, und unsere Kinder wurden unter die Soldaten gesteckt — Was sollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?"

Zur Ehre der Menschheit muss ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Aussage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensstationen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzosen sind nicht bloß das geistreichste, sondern auch das barmherzigste Volk. Sogar die Ärmsten suchten diesen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Kessel zum Kochen, halfen ihnen Holz spalten, Wasser tragen und waschen. Habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein französisch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brot gab, wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei ist noch zu bemerken, dass die Franzosen nur das materielle Elend dieser Leute kennen; Jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum diese Deutschen ihr Vaterland verlassen. Denn wenn den Franzosen die landesherrlichen Plack-

reien ſo ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzu ſtark beſchwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn, die Flucht zu ergreifen, ſondern ſie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaſs, ſie werfen ſie zum Lande hinaus und bleiben hübſch ſelber im Lande, mit einem Wort: ſie fangen eine Revolution an.

Was mich betrifft, ſo blieb mir durch jene Begegnung ein tiefer Kummer, eine ſchwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagnis im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beſchreiben vermag. Ich, der eben noch ſo übermüthig wie ein Sieger taumelte, ich ging jetzt ſo matt und krank einher wie ein gebrochener Menſch. Es war Dieſes wahrhaftig nicht die Wirkung eines plötzlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Beſſeres. Dazu iſt mir ſeit langer Zeit Alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einſt ſogar die Sache ſelber einigermaßen verleidet werden, als ich den Mummenſchanz jener ſchwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und ſich auch eine angemeſſene Handwerkstracht zugelegt und ſich wirklich in Meiſter, Geſellen und Lehrlinge eingetheilt, und ihre Zunftgrüße hatten, womit ſie im Lande fechten gingen.

Ich ſage „Fechten“ im ſchmutzigſten Knotenſinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwerte gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, eben ſo feige wie albern. Gleich dem Meiſter, waren auch die meiſten Geſellen nur gemeine Naturen, ſchmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal echt war. Sie wuſſten ſehr gut, daſs deutſche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Muthes und der Ehrlichkeit anſieht, obgleich ein Blick in unſere Zuchthäuſer hinlänglich belehrt, daſs es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich iſt der Muth höflich und geſittet, und die Ehrlichkeit trägt Handſchuh' und zieht den Hut ab. In Frankreich beſteht auch der Patriotismus in der Liebe für ein Geburtsland, welches auch zugleich die Heimat der Civiliſation und des humanen Fortſchritts. Obgedachter deutſcher Patriotismus hingegen beſtand in einem Haſſe gegen die Franzoſen, in einem Haſſe gegen Civiliſation und Liberalismus. Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?

Es iſt eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann ſein Vaterland lieben und achtzig Jahr' dabei alt

werden, und es nie gewuſſt haben; aber man muſs dann auch zu Hauſe geblieben ſein. Das Weſen des Frühlings erkennt man erſt im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die beſten Mailieder. Die Freiheitsliebe iſt eine Kerkerblume, und erſt im Gefängniſſe fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutſche Vaterlandsliebe erſt an der deutſchen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutſchen Unglücks in der Fremde. In einem Buche, welches mir eben zur Hand liegt und die Briefe einer verſtorbenen Freundin enthält, erſchütterte mich geſtern die Stelle, wo ſie in der Fremde den Eindruck beſchreibt, den der Anblick ihrer Landsleute im Kriege 1813 in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierherſetzen:

„Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, ich habe es nie gewuſſt, daſs ich mein Land ſo liebe! Wie Einer, der durch Phyſik den Werth des Blutes etwa nicht kennt; — wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinſtürzen."

Das iſt es. Deutſchland, Das ſind wir ſelber. Und darum wurde ich plötzlich ſo matt und krank beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutſtröme, die aus den Wunden des Vaterlandes rinnen und ſich in den afrikaniſchen Sand verlieren.

Das ist es: es war wie ein leiblicher Verlust, und ich fühlte in der Seele einen fast physischen Schmerz. Vergebens beschwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika ist auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht Viel von christlicher Liebe, und die Affen dort sind nicht so widerwärtig wie die deutschen Affen — und zur Zerstreuung summte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

. . . . . .
Wir fahren über Land und Meer
Ins heiße Afrika.
. . . . . .
An Deutschlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küssen sie — Das sei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!"

Nur diese Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtnis, und sie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutschlands Grenze kam. Von dem Verfasser weiß ich auch nur wenig, außer daß er ein armer deutscher Dichter war, und den größten

Theil ſeines Lebens auf der Feſtung ſaß und die Freiheit liebte. Er iſt nun todt und längſt vermodert, aber ſein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Feſtung ſetzen und vermodern laſſen.

Ich verſichere euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, ſo geſchah es wegen des kleinen Mädchens. Es war ſchon gegen Abend, und ein kleines deutſches Mädchen, welches ich vorher ſchon unter den Auswanderern bemerkt, ſtand allein am Strande, wie verſunken in Gedanken, und ſchaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr' alt ſein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein ſchwäbiſch kurzes Röckchen von wohlgeſtreiftem Flanell, hatte ein bleich kränkelndes Geſichtchen, groß ernſthafte Augen, und mit weich beſorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug ſie mich, ob Das das Weltmeer ſei. — —

Bis tief in die Nacht ſtand ich am Meere und weinte. Ich ſchäme mich nicht dieſer Thränen. Auch Achilles weinte am Meer, und die ſilberfüßige Mutter muſſte aus den Wellen emporſteigen, um ihn zu tröſten. Auch ich hörte eine Stimme im Waſſer, aber minder troſtreich, vielmehr aufweckend, gebietend, und doch grundweiſe. Denn das Meer

[illegible] die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgenen Räthsel des Himmels, in seiner Tiefe liegen mit den fabelhaft versunkenen Reichen auch die uralten, längst verschollenen Sagen der Erde, an allen Küsten lauscht es mit tausend neugierigen Wellenohren, und die Flüsse, die zu ihm herabströmen, bringen ihm alle Nachrichten, die sie in den entferntesten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geschwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erlauscht haben — Wenn Einem aber das Meer seine Geheimnisse offenbart und Einem das große Weltauflösungswort ins Herz geflüstert, dann ade, Nacht! Ade, stille Träume! Ade, Novellen und Komödien, die ich schon so hübsch begonnen, und die nun schwerlich so bald fortgesetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben sind seitdem auf meiner Palette fast eingetrocknet, und flüssig blieb darauf nur ein schreiendes Roth, das wie Blut aussieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächstes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publikum nach obigem Geständnisse gefälligst entschuldigen möge. —

Paris, den 17. Oktober 1833.

Heinrich Heine.

Über den Denuncianten.

Vorwort

zum dritten Theile des „Salon.“

(1837.)

Ich habe dieſem Buche einige ſehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuſchicken, und vielmehr über Das, was es nicht enthält, als über den Inhalt ſelbſt mich auszuſprechen. Was letzteren betrifft, ſo ſteht zu berichten, daſs ich von den „Florentiniſchen Nächten“ die Fortſetzung, worin mancherlei Tagesintereſſen ihr Echo fanden, nicht mittheilen konnte. Die „Elementargeiſter“ ſind nur die deutſche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem Buche „De l'Allemagne;“ Alles, was ins Gebiet der Politik und der Staatsreligion hinüberſpielte, ward gewiſſenhaft ausgemerzt, und Nichts blieb übrig, als eine Reihe harmloſer Märchen, die, gleich den Novellen des Decamerone, dazu dienen könnten, jene peſtilenzielle Wirklichkeit, die uns dermalen umgiebt, für einige Stunden zu vergeſſen.

Ich habe diesem Buche einige sehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuschicken, und vielmehr über Das, was es nicht enthält, als über den Inhalt selbst mich auszusprechen. Was letzteren betrifft, so steht zu berichten, dass ich von den „Florentinischen Nächten“ die Fortsetzung, worin mancherlei Tagesinteressen ihr Echo fanden, nicht mittheilen konnte. Die „Elementargeister“ sind nur die deutsche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem Buche „De l'Allemagne;“ Alles, was ins Gebiet der Politik und der Staatsreligion hinüberspielte, ward gewissenhaft ausgemerzt, und Nichts blieb übrig, als eine Reihe harmloser Märchen, die, gleich den Novellen des Decamerone, dazu dienen konnten, jene pestilenzielle Wirklichkeit, die uns derzeit umgiebt, für einige Stunden zu vergessen.

Das Gedicht, welches am Schlusse des Buches*), habe ich selber verfasst, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein besseres geben können. Die Zeit der Gedichte ist überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, statt mir zu grollen, sollten sie mich vielmehr brüderlichst in ihre Schule aufnehmen . . . Das wird auch wohl das Ende des Spaßes sein, daſs ich in der schwäbischen Dichterschule, mit Fallhütchen auf dem Kopf, neben den Andern auf das kleine Bänkchen zu sitzen komme und das schöne Wetter besinge, die Frühlingssonne die Maienwonne, die Gelbveiglein und die Quetschenbäume. Ich hatte längst eingesehen, daſs es mit den Versen nicht mehr recht vorwärts ging, und deſshalb verlegte ich mich auf gute Prosa. Da man aber in der Prosa nicht ausreicht mit dem schönen Wetter, Frühlingssonne, Maienwonne, Gelbveiglein und Quetschenbäumen, so musste ich auch für die neue Form einen neuen Stoff suchen; dadurch gerieth ich auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beschäftigen, und ich dachte nach über

*) Das Tannhäuserlied, abgedruckt in Band VII, S. 243 ff.

Der Herausgeber.

die innere Bedeutung der Erſcheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, über die Mittel, wie man die Leute beſſer und glücklicher machen kann, u. ſ. w. Die Begeiſterung, die ich von Natur für dieſe Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behandlung, und ich konnte bald in einer äußerſt ſchönen, vortrefflichen Proſa meine Gedanken darſtellen . . . Aber ach! Als ich es endlich im Schreiben ſo weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben ſelber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeſchluſs vom December 1835, wodurch meine ganze Schriftſtellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir ſo viel Mühe gegeben mit der deutſchen Sprache, mit dem Accuſativ und Dativ, ich wuſſte die Worte ſo ſchön an einander zu reihen, wie Perl an Perl, ich fand ſchon Vergnügen an dieſer Beſchäftigung, ſie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutſch ſchrieb, ſo konnte ich mir einbilden, ich ſei in der Heimat, bei der Mutter . . . Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war ſehr weich geſtimmt, als ich an den Bundestag jene Bittſchrift ſchrieb, die ihr ebenfalls kennt, und die von Manchem unter euch als gar zu unterthänig getadelt worden. Meine Konſulenten, deren Reſponſa

Das iſt es; es war wie ein leiblicher Verluſt, und ich fühlte in der Seele einen faſt phyſiſchen Schmerz. Vergebens beſchwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika iſt auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht Viel von chriſtlicher Liebe, und die Affen dort ſind nicht ſo widerwärtig wie die deutſchen Affen — und zur Zerſtreuung ſummte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„. . . . . .
Wir ſollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.
„. . . . . .
An Deutſchlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küſſen ſie — Das ſei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speiſ' und Trank,
Du liebes Vaterland!“

Nur dieſe Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtnis, und ſie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutſchlands Grenze kam. Von dem Verfaſſer weiß ich auch nur wenig, außer daſs er ein armer deutſcher Dichter war, und den größten

Theil ſeines Lebens auf der Feſtung ſaß und die Freiheit liebte. Er iſt nun todt und längſt vermodert, aber ſein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Feſtung ſetzen und vermodern laſſen.

Ich verſichere euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, ſo geſchah es wegen des kleinen Mädchens. Es war ſchon gegen Abend, und ein kleines deutſches Mädchen, welches ich vorher ſchon unter den Auswanderern bemerkt, ſtand allein am Strande, wie verſunken in Gedanken, und ſchaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr' alt ſein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein ſchwäbiſch kurzes Röckchen von wohlgeſtreiftem Flanell, hatte ein bleich kränkelndes Geſichtchen, groß ernſthafte Augen, und mit weich beſorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug ſie mich, ob Das das Weltmeer ſei. — —

Bis tief in die Nacht ſtand ich am Meere und weinte. Ich ſchäme mich nicht dieſer Thränen. Auch Achilles weinte am Meer, und die ſilberfüßige Mutter muſſte aus den Wellen emporſteigen, um ihn zu tröſten. Auch ich hörte eine Stimme im Waſſer, aber minder troſtreich, vielmehr aufweckend, gebietend, und doch grundweiſe. Denn das Meer

weiß Alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgenſten Räthſel des Himmels, in ſeiner Tiefe liegen mit den fabelhaft verſunkenen Reichen auch die uralten, längſt verſchollenen Sagen der Erde, an allen Küſten lauſcht es mit tauſend neugierigen Wellenohren, und die Flüſſe, die zu ihm hinabſtrömen, bringen ihm alle Nachrichten, die ſie in den entfernteſten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geſchwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben — Wenn Einem aber das Meer ſeine Geheimniſſe offenbart und Einem das große Welterlöſungswort ins Herz geflüſtert, dann ade, Ruhe! Ade, ſtille Träume! Ade, Novellen und Komödien, die ich ſchon ſo hübſch begonnen, und die nun ſchwerlich ſo bald fortgeſetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben ſind ſeitdem auf meiner Palette faſt eingetrocknet, und flüſſig blieb darauf nur ein ſchreiendes Roth, das wie Blut ausſieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächſtes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publikum nach obigem Geſtändniſſe gefälligſt entſchuldigen möge. —

Paris, den 17. Oktober 1833.

Heinrich Heine.

Über den Denuncianten.

Vorwort

zum dritten Theile des „Salon.“

(1837.)

Ich habe dieſem Buche einige ſehr unerfreu-
liche Bemerkungen voranzuſchicken, und vielmehr
über Das, was es nicht enthält, als über den
Inhalt ſelbſt mich auszuſprechen. Was letzteren
betrifft, ſo ſteht zu berichten, daſs ich von den
„Florentiniſchen Nächten“ die Fortſetzung, worin
mancherlei Tagesintereſſen ihr Echo fanden, nicht
mittheilen konnte. Die „Elementargeiſter“ ſind nur
die deutſche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem
Buche „De l'Allemagne;“ Alles, was ins Gebiet
der Politik und der Staatsreligion hinüberſpielte,
ward gewiſſenhaft ausgemerzt, und Nichts blieb
übrig, als eine Reihe harmloſer Märchen, die,
gleich den Novellen des Decamerone, dazu dienen
konnten, jene peſtilenzielle Wirklichkeit, die uns der-
malen umgiebt, für einige Stunden zu vergeſſen.

Das Gedicht, welches am Schlusse des Buches*), habe ich selber verfasst, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein besseres geben können. Die Zeit der Gedichte ist überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, statt mir zu grollen, sollten sie mich vielmehr brüderlichst in ihre Schule aufnehmen . . . Das wird auch wohl das Ende des Spaßes sein, dass ich in der schwäbischen Dichterschule, mit Fallhütchen auf dem Kopf, neben den Andern auf das kleine Bänkchen zu sitzen komme und das schöne Wetter besinge, die Frühlingssonne die Maienwonne, die Gelbveiglein und die Quetschenbäume. Ich hatte längst eingesehen, dass es mit den Versen nicht mehr recht vorwärts ging, und deshalb verlegte ich mich auf gute Prosa. Da man aber in der Prosa nicht ausreicht mit dem schönen Wetter, Frühlingssonne, Maienwonne, Gelbveiglein und Quetschenbäumen, so musste ich auch für die neue Form einen neuen Stoff suchen; dadurch gerieth ich auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beschäftigen, und ich dachte nach über

*) Das Tannhäuserlied, abgedruckt in Band VII, S. 243 ff.

Der Herausgeber.

die innere Bedeutung der Erſcheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, über die Mittel, wie man die Leute beſſer und glücklicher machen kann, u. ſ. w. Die Begeiſterung, die ich von Natur für dieſe Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behandlung, und ich konnte bald in einer äußerſt ſchönen, vortrefflichen Proſa meine Gedanken darſtellen . . . Aber ach! Als ich es endlich im Schreiben ſo weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben ſelber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeſchluſs vom December 1835, wodurch meine ganze Schriftſtellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir ſo viel Mühe gegeben mit der deutſchen Sprache, mit dem Accuſativ und Dativ, ich wuſſte die Worte ſo ſchön an einander zu reihen, wie Perl an Perl, ich fand ſchon Vergnügen an dieſer Beſchäftigung, ſie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutſch ſchrieb, ſo konnte ich mir einbilden, ich ſei in der Heimat, bei der Mutter . . . Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war ſehr weich geſtimmt, als ich an den Bundestag jene Bittſchrift ſchrieb, die ihr ebenfalls kennt, und die von Manchem unter euch als gar zu unterthänig getadelt worden. Meine Konſulenten, deren Reſponſa

ich bei diesem Ereignisse einholte, waren alle der Meinung, ich müsse ein groß Spektakel erheben, große Memoiren anfertigen, darin beweisen: „daß hier ein Eingriff in Eigenthumsrechte statt fände, daß man mir nur durch richterlichen Urtheilsspruch die Ausbeutung meiner Besitzthümer, meiner schriftstellerischen Fähigkeiten, untersagen könne, daß der Bundestag kein Gerichtshof und zu richterlichen Erkenntnissen nicht befugt sei, daß ich protestieren, künftigen Schadenersatz verlangen, kurz Spektakel machen müsse.“ Zu Dergleichen fühlte ich mich aber keineswegs aufgelegt, ich hege die größte Abneigung gegen alle deklamatorische Rechthaberei, und ich kannte zu gut den Grund der Dinge, um durch die Dinge selbst aufgebracht zu sein. Ich wusste im Herzen, daß es durchaus nicht darauf abgesehen war, durch jenes Interdikt mich persönlich zu kränken; ich wusste, daß der Bundestag, nur die Beruhigung Deutschlands beabsichtigend, aus bester Vorsorge für das Gesammtwohl gegen den Einzelnen mit Härte verfuhr; ich wusste, daß es der schnödesten Angeberei gelungen war, einige Mitglieder der erlauchten Versammlung, handelnde Staatsmänner, die sich mit der Lektüre meiner neueren Schriften gewiss wenig beschäftigen konnten, über den Inhalt derselben irre zu leiten und

ihnen glauben zu machen, ich sei das Haupt einer Schule, welche sich zum Sturze aller bürgerlichen und moralischen Institutionen verschworen habe ... Und in diesem Bewusstsein schrieb ich, nicht eine Protestation, sondern eine Bittschrift an den Bundestag, worin ich, weit entfernt, seine oberrichterlichen Befugnisse in Abrede zu stellen, den betrübsamen Beschluss als ein Kontumacialurtheil betrachtete, und, auf alten Präcedenzien fußend, demüthigst bat, mich gegen die im Beschlusse angeführten Beschuldigungen vor den Schranken der erlauchten Versammlung vertheidigen zu dürfen. Von der Gefährdung meiner pekuniären Interessen that ich keine Erwähnung. Eine gewisse Scham hielt mich davon ab. Nichtsdestoweniger haben viele edle Menschen in Deutschland, wie ich aus manchen erröthenden Stellen ihrer Trostbriefe ersah, aufs tiefste gefühlt, was ich verschwieg. Und in der That, wenn es schon hinlänglich betrübsam ist, dass ich, ein Dichter Deutschlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muss, so wird es gewiss jeden fühlenden Menschen doppelt schmerzen, dass ich jetzt noch obendrein meines literarischen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigstens gegen physisches Elend schützen konnte.

Ich ſage Dieſes mit Kummer, aber nicht mit Unmuth. Denn wen ſollte ich anklagen? Nicht die Fürſten; denn, ein Anhänger des monarchiſchen Princips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königthums, wie ich mich ſeit der Juliusrevolution, trotz dem bedenklichſten Gebrülle meiner Umgebung, gezeigt habe, möchte ich wahrlich nicht mit meinen beſonderen Beklagniſſen dem verwerflichen Jakobinismus einigen Vorſchub leiſten. Auch nicht die Räthe der Fürſten kann ich anklagen; denn, wie ich aus den ſicherſten Quellen erfahren, haben viele der höchſten Staatsmänner den exceptionellen Zuſtand, worin man mich verſetzt, mit würdiger Theilnahme bedauert und baldigſte Abhilfe verſprochen; ja, ich weiß es, nur wegen der Langſamkeit des Geſchäftsgangs iſt dieſe Abhilfe noch nicht geſetzlich an den Tag getreten, und vielleicht, während ich dieſe Zeilen ſchreibe, wird Dergleichen in Deutſchland zu meinen Gunſten promulgiert. Selbſt entſchiedenſte Gegner unter den deutſchen Staatsmännern haben mir wiſſen laſſen, daſs die Strenge des erwähnten Bundestagsbeſchluſſes nicht den ganzen Schriftſteller treffen ſollte, ſondern nur den politiſchen und religiöſen Theil deſſelben, der poetiſche Theil deſſelben dürfe ſich unverhindert ausſprechen in Gedichten, Dramen, Novellen, in jenen ſchönen Spielen der Phan-

taſte, für welche ich ſo viel Genie beſitze . . . Ich könnte faſt auf den Gedanken gerathen, man wolle mir einen Dienſt leiſten und mich zwingen, meine Talente nicht für undankbare Themata zu vergeuden . . . In der That, ſie waren ſehr undankbar, haben mir nichts als Verdruſs und Verfolgung zugezogen . . . Gottlob! ich werde mit Gendarmen auf den beſſeren Weg geleitet, und bald werde ich bei euch ſein, ihr Kinder der ſchwäbiſchen Schule, und wenn ich nicht auf der Reiſe den Schnupfen bekomme, ſo ſollt ihr euch freuen, wie fein meine Stimme, wenn ich mit euch das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, die Quetſchenbäume.

Dieſes Buch diene ſchon als Beweis meines Fortſchreitens nach hinten. Auch hoffe ich, die Herausgabe deſſelben wird weder oben noch unten zu meinem Nachtheile miſsdeutet werden. Das Manuſkript war zum größten Theile ſchon ſeit einem Jahre in den Händen meines Buchhändlers, ich hatte ſchon ſeit anderthalb Jahren mit demſelben über die Herausgabe ſtipuliert, und es war mir nicht möglich, dieſe zu unterlaſſen.

Ich werde zu einer andern Zeit mich ausführlicher über dieſen Umſtand ausſprechen, er ſteht nämlich in einiger Verbindung mit jenen Gegenſtänden,

die meine Feder nicht berühren ſoll. Dieſelbe Rückſicht verhindert mich, mit klaren Worten das Geſpinnſte von Verleumdungen zu beleuchten, womit es einer in den Annalen deutſcher Literatur unerhörten Angeberei gelungen iſt, meine Meinungen als ſtaatsgefährlich zu denuncieren und das erwähnte Interdikt gegen mich zu veranlaſſen. Wie und in welcher Weiſe Dieſes geſchehen, iſt notoriſch, auch iſt der Denunciant, der literariſche Mouchard, ſchon längſt der öffentlichen Verachtung verfallen; es iſt purer Luxus, wenn nach ſo viel' edlen Stimmen des Unwillens auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart die Ehrloſigkeit, die Infamia, auszuſprechen. Nie hat deutſche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen geſtrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der Beides ſo ſchmutzig, ſo miſerabel mißbrauchte!

Ich laſſe es dahingeſtellt ſein, ob es das Talent oder das Blatt war, wodurch die Stimme des Herrn Menzel ſo weitreichend geweſen, daß ſeine Denunciation ſo betrübſam wirken konnte, daß beſchäftigte Staatsmänner, die eher Literatur-

blätter als Bücher leſen, ihm aufs Wort glaubten. So Viel weiß ich, ſein Wort muſſte um ſo lauter erſchallen, je ängſtlichere Stille damals in Deutſchland herrſchte . . . Die Stimmführer der Bewegungspartei hielten ſich in einem klugen Schweigen verſteckt, oder ſaßen in wohlvergittertem Gewahrſam und harrten ihres Urtheils, vielleicht des Todesurtheils . . . Höchſtens hörte man manchmal das Schluchzen einer Mutter, deren Kind in Frankfurt die Konſtablerwache mit dem Bajonette eingenommen hatte und nicht mehr hinauskonnte, ein Staatsverbrechen, welches gewiſs eben ſo unbeſonnen wie ſtrafwürdig war und den feinöhrigſten Argwohn der Regierungen überall rechtfertigte . . . Herr Menzel hatte ſehr gut ſeine Zeit gewählt zur Denunciation jener großen Verſchwörung, die unter dem Namen: „Das junge Deutſchland," gegen Thron und Altar gerichtet iſt und in dem Schreiber dieſer Blätter ihr gefährlichſtes Oberhaupt verehrt.

Sonderbar! Und immer iſt es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle ſchlechten Subjekte ihre Angriffe beſchönigen! Sie greifen uns an, nicht aus ſchäbigen Privatintereſſen, nicht aus Schriftſtellerneid, nicht aus angebornem Knechtſinn, ſondern um den

Ich habe dieſem Buche einige ſehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuſchicken, und vielmehr über Das, was es nicht enthält, als über den Inhalt ſelbſt mich auszuſprechen. Was letzteren betrifft, ſo ſteht zu berichten, daſs ich von den „Florentiniſchen Nächten“ die Fortſetzung, worin mancherlei Tagesintereſſen ihr Echo fanden, nicht mittheilen konnte. Die „Elementargeiſter“ ſind nur die deutſche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem Buche „De l'Allemagne;“ Alles, was ins Gebiet der Politik und der Staatsreligion hinüberſpielte, ward gewiſſenhaft ausgemerzt, und Nichts blieb übrig, als eine Reihe harmloſer Märchen, die, gleich den Novellen des Decamerone, dazu dienen könnten, jene peſtilenzielle Wirklichkeit, die uns derzeit umgiebt, für einige Stunden zu vergeſſen.

Das Gedicht, welches am Schlusse des Buches*), habe ich selber verfasst, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein besseres geben können. Die Zeit der Gedichte ist überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, statt mir zu grollen, sollten sie mich vielmehr brüderlichst in ihre Schule aufnehmen . . . Das wird auch wohl das Ende des Spaßes sein, dass ich in der schwäbischen Dichterschule, mit Fallhütchen auf dem Kopf, neben den Andern auf das kleine Bänkchen zu sitzen komme und das schöne Wetter besinge, die Frühlingssonne die Maienwonne, die Gelbveiglein und die Quetschenbäume. Ich hatte längst eingesehen, dass es mit den Versen nicht mehr recht vorwärts ging, und deshalb verlegte ich mich auf gute Prosa. Da man aber in der Prosa nicht ausreicht mit dem schönen Wetter, Frühlingssonne, Maienwonne, Gelbveiglein und Quetschenbäumen, so musste ich auch für die neue Form einen neuen Stoff suchen; dadurch gerieth ich auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beschäftigen, und ich dachte nach über

*) Das Tannhäuserlied, abgedruckt in Band VII, S. 243 ff.

Der Herausgeber.

die innere Bedeutung der Erſcheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, über die Mittel, wie man die Leute beſſer und glücklicher machen kann, u. ſ. w. Die Begeiſterung, die ich von Natur für dieſe Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behandlung, und ich konnte bald in einer äußerſt ſchönen, vortrefflichen Proſa meine Gedanken darſtellen . . . Aber ach! Als ich es endlich im Schreiben ſo weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben ſelber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeſchluſs vom December 1835, wodurch meine ganze Schriftſtellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir ſo viel Mühe gegeben mit der deutſchen Sprache, mit dem Accuſativ und Dativ, ich wuſſte die Worte ſo ſchön an einander zu reihen, wie Perl an Perl, ich fand ſchon Vergnügen an dieſer Beſchäftigung, ſie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutſch ſchrieb, ſo konnte ich mir einbilden, ich ſei in der Heimat, bei der Mutter . . . Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war ſehr weich geſtimmt, als ich an den Bundestag jene Bittſchrift ſchrieb, die ihr ebenfalls kennt, und die von Manchem unter euch als gar zu unterthänig getadelt worden. Meine Konſulenten, deren Reſponſa

ich bei diesem Ereignisse einholte, waren alle der Meinung, ich müsse ein groß Spektakel erheben, große Memoiren anfertigen, darin beweisen: „daß hier ein Eingriff in Eigenthumsrechte statt fände, daß man mir nur durch richterlichen Urtheilsspruch die Ausbeutung meiner Besitzthümer, meiner schriftstellerischen Fähigkeiten, untersagen könne, daß der Bundestag kein Gerichtshof und zu richterlichen Erkenntnissen nicht befugt sei, daß ich protestieren, künftigen Schadenersatz verlangen, kurz Spektakel machen müsse.“ Zu Dergleichen fühlte ich mich aber keineswegs aufgelegt, ich hege die größte Abneigung gegen alle deklamatorische Rechthaberei, und ich kannte zu gut den Grund der Dinge, um durch die Dinge selbst aufgebracht zu sein. Ich wusste im Herzen, daß es durchaus nicht darauf abgesehen war, durch jenes Interdikt mich persönlich zu kränken; ich wusste, daß der Bundestag, nur die Beruhigung Deutschlands beabsichtigend, aus bester Vorsorge für das Gesammtwohl gegen den Einzelnen mit Härte verfuhr; ich wusste, daß es der schnödesten Angeberei gelungen war, einige Mitglieder der erlauchten Versammlung, handelnde Staatsmänner, die sich mit der Lektüre meiner neueren Schriften gewiß wenig beschäftigen konnten, über den Inhalt derselben irre zu leiten und

ihnen glauben zu machen, ich ſei das Haupt einer Schule, welche ſich zum Sturze aller bürgerlichen und moraliſchen Inſtitutionen verſchworen habe ... Und in dieſem Bewuſſtſein ſchrieb ich, nicht eine Proteſtation, ſondern eine Bittſchrift an den Bundestag, worin ich, weit entfernt, ſeine oberrichterlichen Befugniſſe in Abrede zu ſtellen, den betrübſamen Beſchluſs als ein Kontumacialurtheil betrachtete, und, auf alten Präcedenzien fußend, demüthigſt bat, mich gegen die im Beſchluſſe angeführten Beſchuldigungen vor den Schranken der erlauchten Verſammlung vertheidigen zu dürfen. Von der Gefährdung meiner pekuniären Intereſſen that ich keine Erwähnung. Eine gewiſſe Scham hielt mich davon ab. Nichtsdeſtoweniger haben viele edle Menſchen in Deutſchland, wie ich aus manchen erröthenden Stellen ihrer Troſtbriefe erſah, aufs tiefſte gefühlt, was ich verſchwieg. Und in der That, wenn es ſchon hinlänglich betrübſam iſt, daſs ich, ein Dichter Deutſchlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muſs, ſo wird es gewiſs jeden fühlenden Menſchen doppelt ſchmerzen, daſs ich jetzt noch obendrein meines literariſchen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigſtens gegen phyſiſches Elend ſchützen konnte.

Ich ſage Dieſes mit Kummer, aber nicht mit Unmuth. Denn wen ſollte ich anklagen? Nicht die Fürſten; denn, ein Anhänger des monarchiſchen Princips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königthums, wie ich mich ſeit der Juliusrevolution, trotz dem bedenklichſten Gebrülle meiner Umgebung, gezeigt habe, möchte ich wahrlich nicht mit meinen beſonderen Beklagniſſen dem verwerflichen Jakobinismus einigen Vorſchub leiſten. Auch nicht die Räthe der Fürſten kann ich anklagen; denn, wie ich aus den ſicherſten Quellen erfahren, haben viele der höchſten Staatsmänner den exceptionellen Zuſtand, worin man mich verſetzt, mit würdiger Theilnahme bedauert und baldigſte Abhilfe verſprochen; ja, ich weiß es, nur wegen der Langſamkeit des Geſchäftsgangs iſt dieſe Abhilfe noch nicht geſetzlich an den Tag getreten, und vielleicht, während ich dieſe Zeilen ſchreibe, wird Dergleichen in Deutſchland zu meinen Gunſten promulgiert. Selbſt entſchiedenſte Gegner unter den deutſchen Staatsmännern haben mir wiſſen laſſen, daſs die Strenge des erwähnten Bundestagsbeſchluſſes nicht den ganzen Schriftſteller treffen ſollte, ſondern nur den politiſchen und religiöſen Theil deſſelben, der poetiſche Theil deſſelben dürfe ſich unverhindert ausſprechen in Gedichten, Dramen, Novellen, in jenen ſchönen Spielen der Phan-

taſte, für welche ich ſo viel Genie beſitze . . . Ich könnte faſt auf den Gedanken gerathen, man wolle mir einen Dienſt leiſten und mich zwingen, meine Talente nicht für undankbare Themata zu vergeuden . . . In der That, ſie waren ſehr undankbar, haben mir nichts als Verdruſs und Verfolgung zugezogen . . . Gottlob! ich werde mit Gendarmen auf den beſſeren Weg geleitet, und bald werde ich bei euch ſein, ihr Kinder der ſchwäbiſchen Schule, und wenn ich nicht auf der Reiſe den Schnupfen bekomme, ſo ſollt ihr euch freuen, wie fein meine Stimme, wenn ich mit euch das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, die Quetſchenbäume.

Dieſes Buch diene ſchon als Beweis meines Fortſchreitens nach hinten. Auch hoffe ich, die Herausgabe deſſelben wird weder oben noch unten zu meinem Nachtheile miſsdeutet werden. Das Manuſkript war zum größten Theile ſchon ſeit einem Jahre in den Händen meines Buchhändlers, ich hatte ſchon ſeit anderthalb Jahren mit demſelben über die Herausgabe ſtipuliert, und es war mir nicht möglich, dieſe zu unterlaſſen.

Ich werde zu einer andern Zeit mich ausführlicher über dieſen Umſtand ausſprechen, er ſteht nämlich in einiger Verbindung mit jenen Gegenſtänden,

die meine Feder nicht berühren ſoll. Dieſelbe Rückſicht verhindert mich, mit klaren Worten das Geſpinnſte von Verleumdungen zu beleuchten, womit es einer in den Annalen deutſcher Literatur unerhörten Angeberei gelungen iſt, meine Meinungen als ſtaatsgefährlich zu denuncieren und das erwähnte Interdikt gegen mich zu veranlaſſen. Wie und in welcher Weiſe Dieſes geſchehen, iſt notoriſch, auch iſt der Denunciant, der literariſche Mouchard, ſchon längſt der öffentlichen Verachtung verfallen; es iſt purer Luxus, wenn nach ſo viel' edlen Stimmen des Unwillens auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart die Ehrloſigkeit, die Infamia, auszuſprechen. Nie hat deutſche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen geſtrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der Beides ſo ſchmutzig, ſo miſerabel misbrauchte!

Ich laſſe es dahingeſtellt ſein, ob es das Talent oder das Blatt war, wodurch die Stimme des Herrn Menzel ſo weitreichend geweſen, daſs ſeine Denunciation ſo betrübſam wirken konnte, daſs beſchäftigte Staatsmänner, die eher Literatur-

blätter als Bücher lesen, ihm aufs Wort glaubten. So Viel weiß ich, sein Wort musste um so lauter erschallen, je ängstlichere Stille damals in Deutschland herrschte . . . Die Stimmführer der Bewegungspartei hielten sich in einem klugen Schweigen versteckt, oder saßen in wohlvergittertem Gewahrsam und harrten ihres Urtheils, vielleicht des Todesurtheils . . . Höchstens hörte man manchmal das Schluchzen einer Mutter, deren Kind in Frankfurt die Konstablerwache mit dem Bajonette eingenommen hatte und nicht mehr hinauskonnte, ein Staatsverbrechen, welches gewiss eben so unbesonnen wie strafwürdig war und den feinöhrigsten Argwohn der Regierungen überall rechtfertigte . . . Herr Menzel hatte sehr gut seine Zeit gewählt zur Denunciation jener großen Verschwörung, die unter dem Namen: „Das junge Deutschland," gegen Thron und Altar gerichtet ist und in dem Schreiber dieser Blätter ihr gefährlichstes Oberhaupt verehrt.

Sonderbar! Und immer ist es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle schlechten Subjekte ihre Angriffe beschönigen! Sie greifen uns an, nicht aus schäbigen Privatinteressen, nicht aus Schriftstellerneid, nicht aus angebornem Knechtsinn, sondern um den

lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. Herr Menzel, welcher jahrelang, während er mit Herrn Gutzkow befreundet war, mit kummervollem Stillschweigen zugesehen, wie die Religion in Lebensgefahr schwebte, gelangt plötzlich zur Erkenntnis, daſs das Christenthum rettungslos verloren sei, wenn er nicht schleunigst das Schwert ergreift und dem Gutzkow von hinten ins Herz stößt. Um das Christenthum selber zu retten, muſs er freilich ein bisschen unchristlich handeln; doch die Engel im Himmel und die Frommen auf der Erde werden ihm die kleinen Verleumdungen und sonstigen Hausmittelchen, die der Zweck heiligt, gern zu Gute halten.

Wenn einst das Christenthum wirklich zu Grunde ginge (vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), so würden es wahrlich nicht seine Gegner sein, denen man die Schuld davon zuschreiben müſste. Auf jeden Fall hat sich unser Herr und Heiland, Jesus Christus, nicht bei Herrn Menzel und dessen bairischen Kreuzbrüdern zu bedanken, wenn seine Kirche auf ihrem Felsen stehen bleibt! Und ist Herr Menzel wirklich ein guter Christ, ein besserer Christ als Gutzkow und das sonstige junge Deutschland? Glaubt er Alles, was in der Bibel steht? Hat er immer die Lehren

des Bergpredigers ſtrenge befolgt? Hat er immer ſeinen Feinden verziehen, nämlich allen Denen, die in der Literatur eine glänzendere Rolle ſpielten, als er? Hat Herr Menzel ſeine linke Wange ſanftmüthig hingehalten, als ihm der Buchhändler Frankh auf die rechte Wange eine Ohrfeige oder ſchwäbiſch zu ſprechen, eine Maulſchelle gegeben? Hat Herr Menzel Wittwen und Waiſen immer gut recenſiert? War er jemals ehrlich, war ſein Wort immer Ja oder Nein? Wahrlich nein, nächſt einer geladenen Piſtole hat Herr Menzel nie Etwas mehr geſcheut als die Ehrlichkeit der Rede, er war immer ein zweideutiger Duckmäuſer, halb Haſe, halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, wie ein Polizeidiener. Hätte er in jenen erſten Jahrhunderten gelebt, wo ein Chriſt mit ſeinem Blute Zeugnis geben muſſte für die Wahrheit des Evangeliums, da wäre er wahrlich nicht als Vertheidiger deſſelben aufgetreten, ſondern vielmehr als der Ankläger Derer, die ſich zum Chriſtenthume bekannten, und die man damals des Atheismus und der Immoralität beſchuldigte. Wohnte Herr Menzel in Peking ſtatt in Stuttgart, ſo ſchriebe er jetzt vielleicht lange delatoriſche Artikel gegen „das junge China,“ welches, wie aus den jüngſten Dekreten der chineſiſchen Regierung hervorgeht, eine Rotte

von Böſewichtern zu ſein ſcheint, die durch Schrift und Wort das Chriſtenthum verbreiten, und deſshalb von den Mandarinen des himmliſchen Reiches für die gefährlichſten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Moral erklärt werden.

Ja, nächſt der Religion iſt es die Moral, für deren Untergang Herr Menzel zittert. Iſt er vielleicht wirklich ſo tugendhaft, der unerbittliche Sittenwart von Stuttgart? Eine gewiſſe phyſiſche Moralität will ich Herrn Menzel keineswegs abſprechen. Es iſt ſchwer, in Stuttgart nicht moraliſch zu ſein. In Paris iſt es ſchon leichter, Das weiß Gott! Es iſt eine eigne Sache mit dem Laſter. Die Tugend kann Jeder allein üben, er hat Niemand dazu nöthig als ſich ſelber; zu dem Laſter aber gehören immer Zwei. Auch wird Herr Menzel von ſeinem Aeußern aufs glänzendſte unterſtützt, wenn er das Laſter fliehen will. Ich habe eine zu vortheilhafte Meinung von dem guten Geſchmacke des Laſters, als daſs ich glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe war nicht ſo glücklich begabt, und es war ihm nicht vergönnt, immer tugendhaft zu bleiben. Die ſchwäbiſche Schule ſollte ihrem nächſten Muſenalmanach das Bildnis des Herrn Menzel voranſetzen; es wäre ſehr belehrſam. Das Publikum würde gleich bemerken: er

ſieht gar nicht aus wie Goethe. Und mit noch größerer Verwunderung würde man bemerken: dieſer Held des Deutſchthums, dieſer Vorkämpe des Germanismus, ſieht gar nicht aus wie ein Deutſcher, ſondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuck!

Dieſes iſt nun freilich verdrießlich für einen Mann, der beſtändig auf Nationalität pocht, gegen alles Fremdländiſche unaufhörlich loszieht und unter lauter Teutomanen lebt, die ihn nur als einen nützlichen Verbündeten, jedoch keineswegs als einen reinen Stammgenoſſen betrachten. Wir aber ſind keine altdeutſche Racenmäkler, wir betrachten die ganze Menſchheit als eine große Familie, deren Mitglieder ihren Werth nicht durch Hautfarbe und Knochenbau, ſondern durch die Triebe ihrer Seele, durch ihre Handlungen offenbaren. Ich würde gern, wenn es Herrn Menzel Vergnügen machte, ihm zugeſtehen, daſs er ein makelloſer Abkömmling Teut's, wo nicht gar ein legitimer Enkel Hermann's und Thusneldens ſei, wenn nur ſein Inneres, ſein Charakter, ſeine Handlungen eine ſolche Annahme rechtfertigen könnten; aber dieſe widerſprechen ſeinem Germanenthume noch weit bedenklicher, als ſein Geſicht.

Die erſte Tugend der Germanen iſt eine gewiſſe Treue, eine gewiſſe ſchwerfällige, aber rührend

großmüthige Treue. Der Deutsche schlägt sich selbst für die schlechteste Sache, wenn er einmal Handgeld empfangen, oder auch nur im Rausche seinen Beistand versprochen; er schlägt sich alsdann mit seufzendem Herzen, aber er schlägt sich; wie auch die bessere Überzeugung in seiner Brust murre, er kann sich doch nicht entschließen, die Fahne zu verlassen, und er verlässt sie am allerwenigsten, wenn seine Partei in Gefahr oder vielleicht gar von feindlicher Übermacht umzingelt ist . . . Daſs er alsdann zu den Gegnern überliefe, ist weder dem deutschen Charakter angemessen, noch dem Charakter irgend eines anderen Volkes . . . Aber in diesem Falle noch gar als Denunciant zu agieren, Das kann nur ein Schurke.

Und auch eine gewisse Scham liegt im Wesen der Germanen; gegen den Schwächeren oder Wehrlosen wird er nimmermehr das Schwert ziehen, und den Feind, der gebunden und geknebelt zu Boden liegt, wird er nicht antasten, bis derselbe seiner Bande entledigt und wieder auf freien Füßen steht. Herr Menzel aber schwang seinen Flamberg am liebsten gegen Weiber, er hat sie zu Dutzenden niedergesäbelt, die deutschen Schriftstellerinnen, arme Wesen, die, um Brot für ihre Kinder zu erwerben, zur Feder gegriffen und der rohen öffentlichen Ver-

ſpottung Nichts als heimliche Thränen entgegenſetzen konnten! Er hat gewiſs uns Männern einen wichtigen Dienſt geleiſtet, indem er uns von der Konkurrenz der weiblichen Schriftſteller befreite, er hat vielleicht auch der Literatur dadurch genützt, aber ich möchte in einem ſolchen Feldzuge meine Sporen nimmermehr erworben haben. Auch gegen Herrn Gutzkow, und wäre Gutzkow ein Vatermörder geweſen, hätte ich nicht meine Philippika donnern mögen, während er im Kerker lag oder gar vor Gericht ſtand. Und ich bin weit davon entfernt, auf alle germaniſchen Tugenden Anſpruch zu machen, vielleicht am wenigſten auf eine gewiſſe Ehrlichkeit, die ebenfalls als ein beſonderes Kennzeichen des Germanenthums zu betrachten iſt. Ich habe manchem Thoren ins Geſicht geſagt, er ſei ein Weiſer, aber ich that es aus Höflichkeit. Ich habe manchen Verſtändigen einen Eſel geſcholten, aber ich that es aus Haſs. Niemals habe ich mich der Zweideutigkeit befliſſen, ängſtlich die Ereigniſſe abwartend, in der Politik wie im Privatleben, und gar niemals lag meinen Worten ein erbärmlicher Eigennutz zum Grunde. Von der Menzel'ſchen Politik in der Politik darf ich hier nicht reden, wegen der Politik. Übrigens iſt das öffentliche Leben des Herrn Menzel ſattſam bekannt, und Jeder weiß, daſs ſein Betra-

gen als würtembergiſcher Deputierter eben ſo heuchleriſch wie lächerlich. Über ſein Privatſchelmenleben kann ich, ſchon wegen Mangel an Raum, ebenfalls nicht reden. Auch ſeiner literariſchen Gaunerſtreiche will ich hier nicht erwähnen; es wäre zu langweilig, wenn ich ausführlich zeigen müſſte, wie Herr Menzel, der ehrliche Mann, von den Autoren, die er kritiſiert, ganz andere Dinge citiert, als in ihren Büchern ſtehen, wie er, ſtatt der Originalworte, lauter ſinnverfälſchende Synonyme liefert u. ſ. w. Nur die kleine humoriſtiſche Anekdote, wie nämlich Herr Menzel dem alten Baron Cotta ſeine „Deutſche Literatur“ zum Verlag anbot, kann ich des Spaßes wegen nicht unerwähnt laſſen. Das Manuſkript dieſes Buches enthielt am Schluſſe die großartigſten Lobſprüche auf Cotta, die jedoch keineswegs Denſelben verleiteten, das geforderte Honorar dafür zu bewilligen. Es ſchmeichelte aber immerhin den ſeligen Baron, ſich mal recht tüchtig gelobt zu ſehen, und als bald darauf das Buch bei Gebrüder Frankh herauskam, ſprach er freudig zu ſeinem Sohne: „Georg, lies das Buch, darin wird mein Verdienſt anerkannt, darin werde ich mal nach Gebühr gelobt!“ Georg aber fand, daſs in dem Buche alle Lobſprüche ausgeſtrichen und im Gegentheil die derbſten Seitenhiebe auf ſeinen Vater eingeſchaltet worden.

Der Alte war zum Küſſen liebenswürdig, wenn er dieſe Anekdote erzählte.

Und noch eine Tugend giebt es bei den Germanen, die wir bei Herrn Menzel vermiſſen: die Tapferkeit. Herr Menzel iſt feige. Ich ſage Dieſes bei Leibe nicht, um ihn als Menſch herabzuwürdigen; man kann ein guter Bürger ſein, und doch den Tabacksrauch mehr lieben als den Pulverdampf, und gegen bleierne Kugeln eine größere Abneigung empfinden als gegen ſchwäbiſche Mehlklöße; denn letztere können zwar ſchwer im Magen laſten, ſind aber lange nicht ſo unverdaulich. Auch iſt Morden eine Sünde, und gar das Duell! wird es nicht aufs beſtimmteſte verboten durch die Religion, durch die Moral und durch die Philoſophie? Aber will man beſtändig mit deutſcher Nationalität bramarbaſieren, will man für einen Helden des Deutſchthums gelten, ſo muſs man tapfer ſein, ſo muſs man ſich ſchlagen, ſobald ein beleidigter Ehrenmann Genugthuung fordert, ſo muſs man mit dem Leben einſtehen für das Wort, das man geſprochen. Das tapferſte Volk ſind die Deutſchen. Auch andere Völker ſchlagen ſich gut, aber ihre Schlachtluſt wird immer unterſtützt durch allerlei Nebengründe. Der Franzoſe ſchlägt ſich gut, wenn ſehr viele Zuſchauer dabei ſind, oder irgend eine ſeiner Lieblingsmarotten,

z. B. Freiheit und Gleichheit, Ruhm und Dergleichen mehr auf dem Spiele steht. Die Russen haben sich gegen die Franzosen sehr gut geschlagen, weil ihre Generäle ihnen versicherten, dass Diejenigen unter ihnen, welche auf deutschem oder französischem Boden fielen, unverzüglich hinten in Russland wieder auferstünden; und um geschwind wieder nach Hause zu kommen, nach Zuchtenheim, stürzten sie sich muthig in die französischen Bajonette; es ist nicht wahr, dass damals bloß der Stock und der Branntewein sie begeistert habe. Die Deutschen aber sind tapfer ohne Nebengedanken, sie schlagen sich, um sich zu schlagen, wie sie trinken, um zu trinken. Der deutsche Soldat wird weder durch Eitelkeit, noch durch Ruhmsucht, noch durch Unkenntnis der Gefahr in die Schlacht getrieben, er stellt sich ruhig in Reih' und Glied und thut seine Pflicht, — kalt, unerschrocken, zuverlässig. Ich spreche hier von der rohen Masse, nicht von der Elite der Nation, die auf den Universitäten, jenen hohen Schulen der Ehre, wenn auch selten in der Wissenschaft, doch desto öfter in den Gefühlen der Manneswürde die feinste Ausbildung erlangt hat. Ich habe fast sieben Jahre studierenshalber auf deutschen Universitäten zugebracht, und deutsche Schlaglust wurde für mich ein so gewöhnliches Schauspiel, dass ich an Feigheit

kaum mehr glaubte. Dieſe Schlagluſt fand ich beſonders bei meinen ſpeciellen Landsleuten, den Weſtfalen, die von Herzen die gutmüthigſten Kinder, aber bei vorfallenden Miſsverſtändniſſen, den langen Wortwechſel nicht liebend, gewöhnlich geneigt ſind, den Streit auf einem natürlichen, ſo zu ſagen freundſchaftlichen Wege, nämlich durch die Entſcheidung des Schwertes, ſchleunigſt zu beendigen. Deſshalb haben die Weſtfalen auf den Univerſitäten immer die meiſten Duelle. Herr Menzel aber iſt kein Weſtfale, iſt kein Deutſcher, Herr Menzel iſt eine Memme. Als er mit den frechſten Worten die bürgerliche Ehre des Herrn Gutzkow angetaſtet, die perſönlichſten Verleumdungen gegen Denſelben losgegeifert, und der Beleidigte nach Sitte und Brauch deutſcher Jugend die geziemende Genugthuung forderte: da griff der germaniſche Held zu der kläglichen Ausflucht, daſs dem Herrn Gutzkow ja die Feder zu Gebote ſtände, daſs er ja ebenfalls gegen ihn drucken laſſen könne, was ihm beliebe, daſs er ihm nicht im ſtillen Wald mit materiellen Waffen, ſondern öffentlich, auf dem Streitplatze der Journaliſtik, mit geiſtigen Waffen die geforderte Genugthuung geben werde ... Und der germaniſche Held zog es vor, in ſeinem Klatſchblatte wie ein altes Weib zu keifen, ſtatt auf

der Wahlstätte der Ehre wie ein Mann sich zu schlagen.

Es ist betrübsam, es ist jammervoll, aber dennoch wahr, Herr Menzel ist feige. Ich sage es mit Wehmuth, aber es ist für höhere Interessen nothwendig, dass ich es öffentlich ausspreche: Herr Menzel ist feige. Ich bin davon überzeugt. Will Herr Menzel mich vom Gegentheile überzeugen, so will ich ihm gerne auf halbem Wege entgegenkommen. Oder wird er auch mir anbieten, mittelst der Druckerpresse, durch Journale und Broschüren, mich gegen die Insinuationen zu vertheidigen, die er seiner ersten Denunciation zum Grunde gelegt, die er seitdem noch fortgesetzt, und die er jetzt gewiss noch verdoppeln wird? Diese Ausflucht konnte damals gegen Herrn Gutzkow angewendet werden; denn damals war das bekannte Dekret des Bundestags noch nicht erschienen, und Herr Gutzkow ward auch seitdem von der Schwere desselben nicht so sehr niedergehalten wie ich. Auch waren in der Polemik Desselben, da er Privatverleumdungen, Angriffe auf die Person, abzuwehren hatte, die Persönlichkeiten vorherrschend. Ich aber hätte mehr die Verleumdung meines Geistes, meiner Gefühl- und Denkweise zu besprechen, und ich könnte mich nicht vertheidigen, ohne meine Ansichten von Reli-

gion und Moral unumwunden darzustellen; nur durch positive Bekenntnisse kann ich mich von den angeschuldigten Negationen, Atheismus und Immoralität, vollständigst reinigen. Und ihr wisst, wie beschränkt das Feld ist, das jetzt meine Feder beackern darf.

Wie gesagt, Herr Menzel hat mich nicht persönlich angegriffen und ich habe wahrlich gegen ihn keinen persönlichen Groll. Wir waren sogar ehemals gute Freunde, und er hat mich oft genug wissen lassen, wie sehr er mich liebe. Er hat mir nie vorgeworfen, dass ich ein schlechter Dichter sei, und auch ich habe ihn gelobt. Ich hatte meine Freude an ihm, und ich lobte ihn in einem Journale, welches dieses Lob nicht lange überlebte*). Ich war damals ein kleiner Junge, und mein größter Spaß bestand darin, dass ich Flöhe unter ein Mikroskop setzte und die Größe derselben den Leuten demonstrierte. Herr Menzel hingegen setzte damals den Goethe unter ein Verkleinerungsglas, und Das machte mir ebenfalls ein kindisches Vergnügen. Die Späße des Herrn Menzel missfielen mir nicht; er war damals witzig, und ohne just einen Hauptgedanken zu haben, eine Synthese, konnte er

*) Vgl. den Aufsatz über W. Menzel's „Deutsche Literatur" im vorhergehenden Bande. Der Herausgeber.

seine Einfälle sehr pfiffig kombinieren und gruppieren, daſs es manchmal aussah, als habe er keine losen Streckverse, sondern ein Buch geschrieben. Er hatte auch einige wirkliche Verdienste um die deutsche Literatur; er stand vom Morgen bis Abend im Kothe, mit dem Besen in der Hand, und fegte den Unrath, der sich in der deutschen Literatur angesammelt hatte. Durch dieses unreinliche Tagwerk aber ist er selber so schmierig und anrüchig geworden, daſs man am Ende seine Nähe nicht mehr ertragen konnte; wie man den Latrinenfeger zur Thüre hinausweist, wenn sein Geschäft vollbracht, so wird Herr Menzel jetzt selber zur Literatur hinausgewiesen. Zum Unglück für ihn hat das mistduftige Geschäft so völlig seine Zeit verschlungen, daſs er unterdessen gar nichts Neues gelernt hat. Was soll er jetzt beginnen? Sein früheres Wissen war kaum hinreichend für den literarischen Hausbedarf; seine Unwissenheit war immer eine Zielscheibe der Moquerie für seine näheren Bekannten; nur seine Frau hatte eine große Meinung von seiner Gelehrsamkeit. Auch imponierte er ihr nicht wenig! Der Mangel an Kenntnissen und das Bedürfnis, diesen Mangel zu verbergen, hat vielleicht die meisten Irrthümer oder Schelmereien des Herrn Menzel hervorgebracht. Hätte er Griechisch verstanden, so würde es ihm

nie in den Sinn gekommen ſein, gegen Goethe aufzutreten. Zum Unglück war auch das Lateiniſche nicht ſeine Sache, und er muſſte ſich mehr ans Germaniſche halten, und täglich ſtieg ſeine Neigung für die Dichter des deutſchen Mittelalters, für die edle Turnkunſt und für Jacob Böhm, deſſen deutſcher Stil ſehr ſchwer zu verſtehen iſt, und den er auch in wiſſenſchaftlicher Form herausgeben wollte.

Ich ſage Dieſes nur, um die Keime und Urſprünge ſeiner Teutomanie nachzuweiſen, nicht um ihn zu kränken; wie ich denn überhaupt, was ich wiederholen muſs, nicht aus Groll oder Böswilligkeit ihn beſpreche. Sind meine Worte hart, ſo iſt es nicht meine Schuld. Es gilt dem Publikum zu zeigen, welche Bewandtnis es hat mit jenem bramarbaſierenden Helden der Nationalität, jenem Wächter des Deutſchthums, der beſtändig auf die Franzoſen ſchimpft und uns arme Schriftſteller des jungen Deutſchlands für lauter Franzoſen und Juden erklärt hat. Für Juden, Das hätte Nichts zu bedeuten; wir ſuchen nicht die Alliance des gemeinen Pöbels, und der Höhergebildete weiß wohl, daſs Leute, die man als Gegner des Deismus anklagte, keine Sympathie für die Synagoge hegen konnten; man wendet ſich nicht an die überwelken Reize der Mutter, wenn Einem die alternde Tochter nicht mehr behagt. Daſs

man uns aber als die Feinde Deutſchlands, die das Vaterland an Frankreich verriethen, darſtellen wollte, Das war wieder ein eben ſo feiges wie hinterliſtiges Bubenſtück.

Es ſind vielleicht einige ehrliche Franzoſenhaſſer unter dieſer Meute, die uns ob unſerer Sympathie für Frankreich ſo erbärmlich verkennen und ſo aberwitzig anklagen. Andere ſind alte Rüden, die noch immer bellen wie Anno 1813, und deren Gekläffe eben von unſerem Fortſchritte zeugt. „Der Hund bellt, die Karawane marſchiert,“ ſagt der Beduine. Sie bellen weniger aus Bosheit denn aus Gewohnheit, wie der alte räudige Hofhund, der ebenfalls jeden Fremden wüthend anbelfert, gleichviel, ob Dieſer Böſes oder Gutes im Sinne führt. Die arme Beſtie benutzt vielleicht dieſe Gelegenheit, um an ihrer Kette zu zerren und damit bedrohlich zu klirren, ohne daſs es ihr der Hausherr übel nehmen darf. Die meiſten aber unter jenen Franzoſenhaſſern ſind Schelme, die ſich dieſen Haſs abſichtlich angelogen, ungetreue, ſchamloſe, unehrliche, feige Schelme, die, entblößt von allen Tugenden des deutſchen Volkes, ſich mit den Fehlern deſſelben bekleiden, um ſich den Anſchein des Patriotismus zu geben und in dieſem Gewande die wahren Freunde des Vaterlandes gefahrlos ſchmähen

zu dürfen. Es ist ein doppelt falsches Spiel. Die Erinnerungen der napoleonischen Kaiserzeit sind noch nicht ganz erloschen in unserer Heimat, man hat es dort noch nicht ganz vergessen, wie derb unsere Männer und wie zärtlich unsere Weiber von den Franzosen behandelt worden, und bei der großen Menge ist der Franzosenhaß noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe; durch ein geschicktes Ausbeuten dieses Hasses hat man also wenigstens den Pöbel auf seiner Seite, wenn man gegen junge Schriftsteller zu Felde zieht, die eine Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln suchen. Freilich, dieser Haß war einst staatsnützlich, als es galt, die Fremdherrschaft zurückzudrängen; jetzt aber ist die Gefahr nicht im Westen, Frankreich bedroht nicht mehr unsere Selbständigkeit, die Franzosen von heute sind nicht mehr die Franzosen von gestern, sogar ihr Charakter ist verändert, an die Stelle der leichtsinnigen Eroberungslust trat ein schwermüthiger, beinahe deutscher Ernst, sie verbrüdern sich mit uns im Reiche des Geistes, während im Reiche der Materie ihre Interessen mit den unsrigen sich täglich inniger verzweigen — Frankreich ist jetzt unser natürlicher Bundesgenosse. Wer Dieses nicht einsieht, ist ein Dummkopf; wer Dieses einsieht und dagegen handelt, ist ein Verräther.

Aber was hatte ein Herr Menzel zu verlieren bei dem Untergange Deutschlands? Ein geliebtes Vaterland? Wo ein Stock ist, da ist des Sklaven Vaterland. Seinen unsterblichen Ruhm? Dieser erlischt in derselben Stunde, wo der Kontrakt abläuft, der ihm die Redaktion des Stuttgarter „Literaturblattes“ zusichert. Ja, will der Baron Cotta eine kleine Geldsumme als stipulierte Entschädigung springen lassen, so hat die Menzel'sche Unsterblichkeit schon heute ein Ende. Oder hätte er Etwas für seine Person zu fürchten? Lieber Himmel! wenn die mongolischen Horden nach Stuttgart kommen, lässt Herr Menzel sich aus der Theatergarderobe ein Amorkostüm holen, bewaffnet sich mit Pfeil und Bogen, und die Baschkiren, sobald sie nur sein Gesicht sehen, rufen freudig: „Das ist unser geliebter Bruder!“

Ich habe gesagt, dass bei unseren Teutomanen der affichierte Franzosenhass ein doppelt falsches Spiel ist. Sie bezwecken dadurch zunächst eine Popularität, die sehr wohlfeil zu erwerben ist, da man dabei weder Verlust des Amtes noch der Freiheit zu befürchten hat. Das Losdonnern gegen heimische Gewalten ist schon weit bedenklicher. Aber um für Volkstribunen zu gelten, müssen unsere Teutomanen manchmal ein freiheitliches Wort gegen die deut-

schen Regierungen riskieren, und in der frechen Zaghheit ihres Herzens bilden sie sich ein, die Regierungen würden ihnen gern gelegentlich ein bisschen Demagogismus verzeihen, wenn sie dafür desto unabläßiger den Franzosenhaß predigten. Sie ahnen nicht, daß unsere Fürsten jetzt Frankreich nicht mehr fürchten, des Nationalhasses nicht mehr als Vertheidigungsmittel bedürfen, und den König der Franzosen als die sicherste Stütze des monarchischen Princips betrachten.

Wer je seine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und schwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf und ab gestiegen, Der wird begreifen, weßhalb ich die Verdächtigung in Betreff des Patriotismus mit wortreicherem Unwillen von mir abweise, als alle andern Verleumdungen, die seit vielen Jahren in so reichlicher Fülle gegen mich zum Vorschein gekommen, und die ich mit Geduld und Stolz ertrage. Ich sage: mit Stolz; denn ich konnte dadurch auf den hochmüthigen Gedanken gerathen, daß ich zu der Schar jener Auserwählten des Ruhmes gehörte, deren Andenken im Menschengeschlechte fortlebt, und die überall neben den geheiligten Lichtspuren ihrer Fußstapfen auch die langen, kothigen Schatten der Verleumdung auf Erden zurücklassen.

Auch gegen die Beſchuldigung des Atheismus und der Immoralität möchte ich nicht mich, ſondern meine Schriften vertheidigen. Aber Dieſes iſt nicht ausführbar, ohne daſs es mir geſtattet wäre, von der Höhe einer Syntheſe meine Anſichten über Religion und Moral zu entwickeln. Hoffentlich wird mir Dieſes, wie ich bereits erwähnt habe, bald geſtattet ſein. Bis dahin erlaube ich mir nur eine Bemerkung zu meinen Gunſten. Die zwei Bücher die eigentlich als Corpora delicti wider mich zeugen ſollten, und worin man die ſtrafbaren Tendenzen finden will, deren man mich bezichtigt, ſind nicht gedruckt, wie ich ſie geſchrieben habe, und ſind von fremder Hand ſo verſtümmelt worden, daſs ich zu einer andern Zeit, wo keine Miſsdeutung zu befürchten geweſen wäre, ihre Autorſchaft abgelehnt hätte. Ich ſpreche nämlich vom zweiten Theile des „Salon“ und von der „Romantiſchen Schule.“ Durch die großen, unzähligen Ausſcheidungen, die darin ſtattfanden, iſt die urſprüngliche Tendenz beider Bücher ganz verloren gegangen, und eine ganz verſchiedene Tendenz ließ ſich ſpäter hineinlegen. Worin jene urſprüngliche Tendenz beſtand, ſage ich nicht; aber ſo Viel darf ich behaupten, daſs es keine unpatriotiſche war. Namentlich im zweiten Theile des „Salon“ enthielten die ausgeſchiedenen

Stellen eine glänzendere Anerkennung deutſcher Volksgröße, als jemals der forcierte Patriotismus unſerer Teutomanen zu Markte gebracht hat; in der franzöſiſchen Ausgabe, im Buche „De l'Allemagne," findet Jeder die Beſtätigung des Geſagten. Die franzöſiſche Ausgabe der inkulpierten Bücher wird auch Jeden überzeugen, daſs die Tendenzen derſelben nicht im Gebiete der Religion und der Moral lagen. Ja, manche Zungen beſchuldigen mich der Indifferenz in Betreff aller Religions- und Moralſyſteme, und glauben, daſs mir jede Doktrin willkommen ſei, wenn ſie ſich nur geeignet zeige, das Völkerglück Europa's zu befördern, oder wenigſtens bei der Erkämpfung deſſelben als Waffe zu dienen. Man thut mir aber Unrecht. Ich würde nie mit der Lüge für die Wahrheit kämpfen.

Was iſt Wahrheit? „Holt mir das Waſchbecken," würde Pontius Pilatus ſagen.

Ich habe dieſe Vorblätter in einer ſonderbaren Stimmung geſchrieben. Ich dachte während dem Schreiben mehr an Deutſchland, als an das deutſche Publikum, meine Gedanken ſchwebten um liebere Gegenſtände, als die ſind, womit ſich meine Feder ſo eben beſchäftigte . . . ja, ich verlor am Ende ganz und gar die Schreibluſt, trat ans Fenſter, und betrachtete die weißen Wolken, die eben, wie

ein Leichenzug, am nächtlichen Himmel dahinziehen. Eine dieſer melancholiſchen Wolken ſcheint mir ſo bekannt und reizt mich unaufhörlich zum Nachſinnen, wann und wo ich dergleichen Luftbildung ſchon früher einmal geſehen. Ich glaube endlich, es war in Norddeutſchland, vor ſechs Jahren, kurz nach der Julusrevolution, an jenem ſchmerzlichen Abend, wo ich auf immer Abſchied nahm von dem treueſten Waffenbruder, von dem uneigennützigſten Freunde der Menſchheit. Wohl kannte er das trübe Verhängnis, dem Jeder von uns entgegenging. Als er mir zum letzten Male die Hand drückte, hub er die Augen gen Himmel, betrachtete lange jene Wolke, deren kummervolles Ebenbild mich jetzt ſo trübe ſtimmt, und wehmüthigen Tones ſprach er: „Nur die ſchlechten und die ordinären Naturen finden ihren Gewinn bei einer Revolution. Schlimmſten Falles, wenn ſie etwa misglückt, wiſſen ſie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revolution gelingen oder ſcheitern, Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer ſein.“

Denen, die da leiden im Vaterlande, meinen Gruß!

Geſchrieben zu Paris, den 24. Januar 1837.

Heinrich Heine.

Der

Schwabenſpiegel.

(1838.)

Vorbemerkung.

Die hier mitgetheilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings als Nachrede zum zweiten Theil des „Buchs der Lieder“ und mit der Bitte um ſchleunigſten Abdruck nach Deutſchland geſendet. Ich dachte nun, das Buch ſei dort längſt erſchienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete, in einem ſüddeutſchen Staate, wo er das Manuſkript zur Cenſur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er ſchlüge mir vor, die Nachrede als beſonderen Artikel in einer periodiſchen Publikation vorweg abdrucken zu laſſen. Indem ich ſie alſo in ſolcher Weiſe dem verehrungswürdigen Leſer mittheile, glaube ich, daſs er ohne große Anſtrengung ſeines Scharfſinns errathen wird, warum ich ſeit zweiundeinhalb Jahren ſo vielen Schlichen

und Ränken begegne, wenn ich jene Denunciatoren besprechen will, die ihrerseits ganz ohne alle Censur- und Redaktionsbeschränkung den größten Theil der deutschen Pressen mißbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbst 1838.

Heinrich Heine.

Nach Brauch und Sitte deutſcher Dichterſchaft ſollte ich meiner Gedichtſammlung, die den Titel „Buch der Lieder“ führt und jüngſt in erneutem Abdruck erſchienen iſt, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem „Buch der Lieder“ ein Grundton, der durch Beimiſchung ſpäterer Erzeugniſſe ſeine ſchöne Reinheit einbüßen möchte. Dieſe ſpäteren Produktionen übergebe ich daher dem Publikum als beſonderen Nachtrag, und indem ich beſcheidentlich fühle, daſs an dem Grundton dieſer zweiten Sammlung Wenig zu ſtören iſt, füge ich ein dramatiſches Gedicht hinzu, welches, in einer früheſten Periode entſtanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die ſeitdem durch betrübſames Miſsgeſchick unwiederbringlich verloren gegangen ſind. Dieſes dramatiſche

Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetischen Werke eine Lakune füllen und Zeugnis geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigstens knisterten.

Etwas Ähnliches möchte ich in Beziehung auf das Lied vom Tannhäuser andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige schriftliche Urkunden dem Publikum mittheilen kann, oder vielmehr mittheilen darf.

Der Einfall, dieses Buch mit einem Konterfei meines Antlitzes zu schmücken, ist nicht von mir ausgegangen. Das Porträt des Verfassers vor den Büchern erinnert mich unwillkürlich an Genua, wo vor dem Narrenhospital die Bildsäule des Stifters aufgestellt ist. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee gerathen ist, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder," diesem gedruckten Narrenhause, worin meine verrückten Gedanken eingesperrt sind, mein Bildnis voranzukleben. Mein Freund Julius Campe ist ein Schalk, und wollte gewiss den lieben Kleinen von der schwäbischen Dichterschule, die sich gegen mein Gesicht verschworen haben, einen Schabernack spielen . . . Wenn sie jetzt an meinen Liedern klauben und knuspern, und die Thränen zählen, die darin vorkommen, so können sie nicht umhin,

manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt ihr mir ſo unverſöhnbar, ihr guten Leutchen? Warum zieht ihr gegen mich los in weitſchweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt ihr gegen mein Geſicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daſs das Porträt im Muſenalmanach gar nicht getroffen iſt. Das Bild, welches ihr heute ſchaut, iſt weit beſſer, beſonders der Obertheil des Geſichtes; der untere Theil iſt viel zu ſchmächtig. Ich bin nämlich ſeit einiger Zeit ſehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeiſter ausſehen; — ach, die ſchwäbiſche Schule macht mir ſo viel Kummer!

Ich ſehe, wie der geneigte Leſer mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „ſchwäbiſche Schule“ eigentlich verſtehe. Was iſt Das, die ſchwäbiſche Schule? Es iſt noch nicht lange her, daſs ich ſelber an mehre reiſende Schwaben dieſe Frage richtete und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten ſehr ſonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am erſten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich Anfangs,

unter dem Namen ſchwäbiſche Schule verſtünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entſproſſen, jene Rieſeneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln, und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne . . . Und ich frug: Nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der „Die Räuber“ ſchuf? . . . „Nein,“ lautete die Antwort, „mit Dem haben wir Nichts zu ſchaffen, ſolche Räuberdichter gehören nicht zur ſchwäbiſchen Schule; bei uns geht's hübſch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müſſen.“ Gehört denn Schelling zur ſchwäbiſchen Schule, Schelling, der irrende Weltweiſe, der König Artus der Philoſophie, welcher vergeblich das abſolute Montſalvatſch aufſucht und verſchmachten muß in der myſtiſchen Wildnis? „Wir verſtehen Das nicht,“ antwortete man mir, „aber ſo Viel können wir Ihnen verſichern, der Schelling gehört nicht zur ſchwäbiſchen Schule.“ Gehört Hegel dazu, der Geiſteweltumſegler, der unerſchrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo Einem das Gehirn einfriert im abſtrakten Eis? . . . „Den kennen wir gar nicht.“ Gehört denn David Strauß dazu, der David mit der tödlichen Schleuder? . . . „Gott bewahre uns vor Dem, Den haben wir ſogar exkommuniciert, und wollte Der

ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen laſſen, ſo bekäme er gewiſs lauter ſchwarze Kugeln.“

Aber, um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich faſt alle großen Namen Schwabens aufgezählt hatte und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verſtanden, ja, bis auf die Hohenſtaufen, die ſo herrlich auf Erden leuchteten, irdiſche Sonnen im deutſchen Kaiſermantel — Wer gehört denn eigentlich zur ſchwäbiſchen Schule?

„Wohlan,“ antwortete man mir, „wir wollen Ihnen die Wahrheit ſagen: die Renommeen, die Sie eben aufgezählt, ſind viel mehr europäiſch als ſchwäbiſch, ſie ſind gleichſam ausgewandert und haben ſich dem Auslande aufgedrungen, ſtatt daſs die Renommeen der ſchwäbiſchen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübſch patriotiſch und gemüthlich zu Hauſe bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelſuppen des theuren Schwabenlandes.“ — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher beſcheidenen Größe jene Berühmtheiten ſind, die ſich ſeitdem als ſchwäbiſche Schule aufgethan, in demſelben Gedankenkreiſe umherhüpfen, ſich mit denſelben Gefühlen ſchmücken und auch Pfeifenquäſte von derſelben Farbe tragen.

unter dem Namen schwäbische Schule verstünde m
jenen blühenden Wald großer Männer, der d
Boden Schwabens entsprossen, jene Rieseneich
die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln,
deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne .
Und ich frug: Nicht wahr, Schiller gehört d
der wilde Schöpfer, der „Die Räuber“ schuf?
„Nein,“ lautete die Antwort, „mit Dem haben
Nichts zu schaffen, solche Räuberdichter gehören
zur schwäbischen Schule; bei uns geht's hübsch
deutlich zu, und der Schiller hat auch früh
dem Land hinaus müssen.“ Gehört denn Schel
zur schwäbischen Schule, Schelling, der irrende A
weise, der König Artus der Philosophie, we
vergeblich das absolute Montsalvatsch aufsucht
verschmachten muss in der mystischen Wildnis? „
verstehen Das nicht,“ antwortete man mir, „
so Viel können wir Ihnen versichern, der Sche
gehört nicht zur schwäbischen Schule.“ Gehört
dazu, der Geisteswelttumsegler, der unerschr
vorgedrungen bis [illegible] Nordpol des Gedan
wo Einem das [illegible] infriert im abstrakten
. . . „Den ken [illegible] gar nicht.“ Gehört
David Strau[illegible] er David
Schleuder? [illegible] bewahr
[illegible] wir

ie in die schwäbische Schule aufnehmen lassen, so bekäme er gewiß lauter schwarze Kugeln."

Aber, um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich fast alle großen Namen Schwabens aufgezählt hatte und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verstanden, ja, bis auf die Hohenstaufen, die so herrlich auf Erden leuchteten, irdische Sonnen im deutschen Kaisermantel — Wer gehört denn eigentlich zur schwäbischen Schule?

„Wohlan," antwortete man mir, „wir wollen euch die Wahrheit sagen: die Renommées, die Sie aufgezählt, sind viel mehr europäisch als schwäbisch; sie sind gleichsam ausgewandert und haben dem Auslande aufgedrungen, statt daß die Renommées der schwäbischen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübsch patriotisch und heimlich zu Hause bleiben bei den Gelbveiglein und Hexelsuppen des theuren Schwabenlandes." Jetzt kam ich endlich dahinter, von welcher Größe jene Berühmtheiten sind, die [illegible] Schule aufgethan, in herhüpfen, sich mit und auch Pfeifen-

agen.

Der Bedeutendſte von ihnen iſt der evangeliſche Paſtor Guſtav Schwab. Er iſt ein Hering in Vergleichung mit den Anderen, die nur Sardellen ſind; verſteht ſich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige ſchöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübſche Balladen; freilich, mit einem Schiller, mit einem großen Walfiſch, muſs man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor Juſtinus Kerner, welcher Geiſter und vergiftete Blutwürſte ſieht, und einmal dem Publikum aufs ernſthafteſte erzählt hat, daſs ein paar Schuhe, ganz allein, ohne menſchliche Hilfe, langſam durch das Zimmer gegangen ſind bis zum Bette der Seherin von Prevorſt. Das fehlt noch, daſs man ſeine Stiefel des Abends feſtbinden muſs, damit ſie Einem nicht des Nachts, trapp! trapp! vors Bett kommen und mit lederner Geſpenſterſtimme die Gedichte des Herrn Juſtinus Kerner vordeklamieren! Letztere ſind nicht ganz und gar ſchlecht, der Mann iſt überhaupt nicht ohne Verdienſt, und von ihm möchte ich Dasſelbe ſagen, was Napoleon von Murat geſagt hat, nämlich: „Er iſt ein großer Narr, aber der beſte General der Kavallerie.“ Ich ſehe ſchon, wie ſämmtliche Inſaſſen von Weinsberg über dieſes Urtheil den Kopf ſchütteln und mit Befremden mir entgegnen: „Unſer theurer Landsmann, Herr Juſtinus,

ist freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beste General der Kavallerie!“ Nun, wie ihr wollt, ich will euch gern einräumen, daſs er kein vorzüglicher Kavalleriegeneral ist.

Herr Karl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, ist ein anderer Dichter der schwäbischen Schule, und man versichert, daſs er den Geist und den Charakter derselben am treuesten offenbare; er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer. Er soll sehr berühmt sein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor dessen Thoren man ihm eine Statue setzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieses hölzerne Ebenbild des Sängers soll alle Jahr' mit Ölfarbe neu angestrichen werden, alle Jahr' im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer summen. Auf dem Piédestal wird die Inschrift zu lesen sein: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!“

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr *** — er sei erst kürzlich zum Bewusstsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine Gedichte noch nicht drucken lassen. Man sagt mir, er besinge nicht bloß Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln, was gewiſs sehr löblich ist.

Lerchen und Wachteln sind wahrhaftig werth, daß man sie besinge, nämlich wenn sie gebraten sind. Über den Charakter und respektiven Werth der ***schen Dichtungen kann ich, so lange sie noch nicht zur äußeren Erscheinung gekommen sind, gar kein Urtheil fällen, eben so wenig wie über die Meisterwerke so vieler anderen großen Unbekannten der schwäbischen Schule.

Die schwäbische Schule hat wohl gefühlt, daß es ihrem Ansehen nicht schaden würde, wenn sie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittelst eines Hydro-Gasmikroskops sichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renommeen, die nicht bloß in der umfriedeten Heimlichkeit schwäbischer Gauen, sondern auch im übrigen Deutschland einige Geltung erworben, zu den Ihrigen zählen könnte. Sie schrieben daher an den König Ludwig von Baiern, den gekrönten Sänger, welcher aber absagen ließ. Übrigens ließ er sie freundlich grüßen und schickte ihnen ein Prachtexemplar seiner Poesien mit Goldschnitt und Einband von rothem Maroquin-Papier. Hierauf wandten sich die Schwaben an den Hofrath Winkler, welcher unter dem Namen Theodor Hell seinen Dichterruhm verbreitet hat; Dieser aber antwortete, seine Stellung als Herausgeber der „Abendzeitung“ erlaube ihm nicht,

ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen zu laſſen, dazu komme, daſs er ſelber eine ſächſiſche Schule ſtiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetiſcher Landsleute engagiert habe. In ähnlicher Weiſe haben auch einige berühmte Oberlauſitzer und Hinterpommern die Anträge der ſchwäbiſchen Schule abgewieſen.

In dieſer Noth begingen die Schwaben einen wahren Schwabenſtreich, ſie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer ſchwäbiſchen Schule einen Ungar und einen Kaſchuben. Erſterer, der Ungar, nennt ſich Nikolaus Lenau, und iſt ſeit der Juliusrevolution durch ſeine liberalen Beſtrebungen, auch durch den anpreiſenden Eifer meines Freundes Laube, zu einer Renommée gekommen, die er bis zu einem gewiſſen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls Viel dadurch verloren, daſs ihr Landsmann Lenau unter die Schwaben gegangen iſt; indeſſen, ſo lange ſie ihren Tokayer behalten, können ſie ſich über dieſen Verluſt tröſten.

Die andere Acquiſition der ſchwäbiſchen Schule iſt minder brillant; ſie beſteht nämlich in der Perſon des gefeierten Wolfgang Menzel, welcher unter den Kaſchuben das Licht erblickt, an den Marken Polens und Deutſchlands, an jener Grenze, wo der germaniſche Flegel den ſlaviſchen Flegel verſteht, wie

der alte Voß ſagen würde, der alte Johann Heinrich Voß, der ungeſchlachte, aber ehrliche ſächſiſche Bauer, der, wie in ſeiner Geſichtsbildung, ſo auch in ſeinem Gemüthe die Merkmale des Deutſchthums trug. Daſs Dieſes bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall iſt, daſs er weder dem Äußeren noch dem Inneren nach ein Deutſcher iſt, habe ich in der kleinen allerliebſten Schrift „Über den Denuncianten“ gehörig bewieſen. Ich hätte, beiläufig geſtanden, dieſe kleine Schrift nicht herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denſelben Gegenſtand, die großen Bomben von Ludwig Börne und David Strauß, vorher zu Geſicht gekommen wären. Aber dieſer kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Theile des „Salons“ bilden ſollte, ward von dem Cenſor dieſes Buches das Imprimatur verweigert — „aus Pietät gegen Wolfgang Menzel,“ — und das arme Ding, obgleich in politiſcher und religiöſer Beziehung zahm genug abgefaſſt, muſſte während ſieben Monaten von einem Cenſor zum andern wandern, bis es endlich nothdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leſer, das Büchlein in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg ſelber holſt, ſo wird dir dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie ſchwer es war, den „Denuncianten“ in die Preſſe zu bringen,

wie das Anſehen Deſſelben durch gewiſſe Autoritäten geſchützt werden ſollte, und wie endlich durch unableugbare Urkunden, durch ein Autograph des Denuncianten, der ſich in den Händen von Theodor Mundt befindet, der Titel meiner Schrift aufs glänzendſte gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, iſt dir vielleicht bekannt, mein theurer Leſer. Als ich ihm Stück vor Stück die Fetzen des falſchen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riſs, — da erhub er wieder ein ungeheures Geſchrei: die Religion ſei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zuſammen, Heinrich Heine richte das Chriſtenthum zu Grunde! Ich habe herzlich lachen müſſen, denn dieſes Zetergeſchrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübeck mit Staupenſchlag und Brandmark abgeſtraft wurde, und plötzlich, als das rothe Eiſen ſeinen Rücken berührte, ein entſetzliches Mordio erhob und beſtändig ſchrie: „Feuer! Feuer! Es brennt, es brennt, die Kirche ſteht in Flammen!“ Die alten Weiber erſchraken auch diesmal über ſolchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und ſprachen: „Der arme Schelm! nur ſein eigner Rücken iſt entzündet, die Kirche ſteht ſicher auf ihrem alten Platze, auch hat dort die Polizei, aus Furcht vor Brandſtiftung, noch einige Spritzen auf-

Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetischen Werke eine Lakune füllen und Zeugnis geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigstens knisterten.

Etwas Ähnliches möchte ich in Beziehung auf das Lied vom Tannhäuser andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige schriftliche Urkunden dem Publikum mittheilen kann, oder vielmehr mittheilen darf.

Der Einfall, dieses Buch mit einem Konterfei meines Antlitzes zu schmücken, ist nicht von mir ausgegangen. Das Porträt des Verfassers vor den Büchern erinnert mich unwillkürlich an Genua, wo vor dem Narrenhospital die Bildsäule des Stifters aufgestellt ist. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee gerathen ist, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder," diesem gedruckten Narrenhause, worin meine verrückten Gedanken eingesperrt sind, mein Bildnis voranzukleben. Mein Freund Julius Campe ist ein Schalk, und wollte gewiss den lieben Kleinen von der schwäbischen Dichterschule, die sich gegen mein Gesicht verschworen haben, einen Schabernack spielen . . . Wenn sie jetzt an meinen Liedern klauben und knuspern, und die Thränen zählen, die darin vorkommen, so können sie nicht umhin,

manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt ihr mir so unversöhnbar, ihr guten Leutchen? Warum zieht ihr gegen mich los in weitschweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt ihr gegen mein Gesicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daſs das Porträt im Musenalmanach gar nicht getroffen ist. Das Bild, welches ihr heute schaut, ist weit besser, besonders der Obertheil des Gesichtes; der untere Theil ist viel zu schmächtig. Ich bin nämlich seit einiger Zeit sehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeister aussehen; — ach, die schwäbische Schule macht mir so viel Kummer!

Ich sehe, wie der geneigte Leser mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „schwäbische Schule" eigentlich verstehe. Was ist Das, die schwäbische Schule? Es ist noch nicht lange her, daſs ich selber an mehre reisende Schwaben diese Frage richtete und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten sehr sonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am ersten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich Anfangs,

unter dem Namen ſchwäbiſche Schule verſtünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entſproſſen, jene Rieſeneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln, und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne . . . Und ich frug: Nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der „Die Räuber“ ſchuf? . . . „Nein,“ lautete die Antwort, „mit Dem haben wir Nichts zu ſchaffen, ſolche Räuberdichter gehören nicht zur ſchwäbiſchen Schule; bei uns geht's hübſch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müſſen.“ Gehört denn Schelling zur ſchwäbiſchen Schule, Schelling, der irrende Weltweiſe, der König Artus der Philoſophie, welcher vergeblich das abſolute Montſalvatſch aufſucht und verſchmachten muſs in der myſtiſchen Wildnis? „Wir verſtehen Das nicht,“ antwortete man mir, „aber ſo Viel können wir Ihnen verſichern, der Schelling gehört nicht zur ſchwäbiſchen Schule.“ Gehört Hegel dazu, der Geiſtesweltumſegler, der unerſchrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo Einem das Gehirn einfriert im abſtrakten Eis? . . . „Den kennen wir gar nicht.“ Gehört denn David Strauß dazu, der David mit der tödlichen Schleuder? . . . „Gott bewahre uns vor Dem, Den haben wir ſogar exkommuniciert, und wollte Der

sich in die schwäbische Schule aufnehmen lassen, so bekäme er gewiss lauter schwarze Kugeln."

Aber, um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich fast alle großen Namen Schwabens aufgezählt hatte und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verstanden, ja, bis auf die Hohenstaufen, die so herrlich auf Erden leuchteten, irdische Sonnen im deutschen Kaisermantel — Wer gehört denn eigentlich zur schwäbischen Schule?

„Wohlan," antwortete man mir, „wir wollen Ihnen die Wahrheit sagen: die Renommées, die Sie eben aufgezählt, sind viel mehr europäisch als schwäbisch, sie sind gleichsam ausgewandert und haben sich dem Auslande aufgedrungen, statt dass die Renommées der schwäbischen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübsch patriotisch und gemüthlich zu Hause bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelsuppen des theuren Schwabenlandes." — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher bescheidenen Größe jene Berühmtheiten sind, die sich seitdem als schwäbische Schule aufgethan, in demselben Gedankenkreise umherhüpfen, sich mit denselben Gefühlen schmücken und auch Pfeifenquäste von derselben Farbe tragen.

Der Bedeutendſte von ihnen iſt der evangeliſche Paſtor Guſtav Schwab. Er iſt ein Hering in Vergleichung mit den Anderen, die nur Sardellen ſind; verſteht ſich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige ſchöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübſche Balladen; freilich, mit einem Schiller, mit einem großen Walfiſch, muſs man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor Juſtinus Kerner, welcher Geiſter und vergiftete Blutwürſte ſieht, und einmal dem Publikum aufs ernſthafteſte erzählt hat, daſs ein paar Schuhe, ganz allein, ohne menſchliche Hilfe, langſam durch das Zimmer gegangen ſind bis zum Bette der Seherin von Prevorſt. Das fehlt noch, daſs man ſeine Stiefel des Abends feſtbinden muſs, damit ſie Einem nicht des Nachts, trapp! trapp! vors Bett kommen und mit lederner Geſpenſterſtimme die Gedichte des Herrn Juſtinus Kerner vordeklamieren! Letztere ſind nicht ganz und gar ſchlecht, der Mann iſt überhaupt nicht ohne Verdienſt, und von ihm möchte ich Dasſelbe ſagen, was Napoleon von Murat geſagt hat, nämlich: „Er iſt ein großer Narr, aber der beſte General der Kavallerie.“ Ich ſehe ſchon, wie ſämmtliche Inſaſſen von Weinsberg über dieſes Urtheil den Kopf ſchütteln und mit Befremden mir entgegnen: „Unſer theurer Landsmann, Herr Juſtinus,

ist freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beste General der Kavallerie!“ Nun, wie ihr wollt, ich will euch gern einräumen, daſs er kein vorzüglicher Kavalleriegeneral ist.

Herr Karl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, ist ein anderer Dichter der schwäbischen Schule, und man versichert, daſs er den Geist und den Charakter derselben am treuesten offenbare; er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer. Er soll sehr berühmt sein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor dessen Thoren man ihm eine Statue setzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieses hölzerne Ebenbild des Sängers soll alle Jahr' mit Ölfarbe neu angestrichen werden, alle Jahr' im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer summen. Auf dem Piédestal wird die Inschrift zu lesen sein: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!“

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr *** — er sei erst kürzlich zum Bewusstsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine Gedichte noch nicht drucken lassen. Man sagt mir, er besinge nicht bloß Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln, was gewiſs sehr löblich ist.

Lerchen und Wachteln sind wahrhaftig werth, daſs man sie besinge, nämlich wenn sie gebraten sind. Über den Charakter und respektiven Werth der ***schen Dichtungen kann ich, so lange sie noch nicht zur äußeren Erscheinung gekommen sind, gar kein Urtheil fällen, eben so wenig wie über die Meisterwerke so vieler anderen großen Unbekannten der schwäbischen Schule.

Die schwäbische Schule hat wohl gefühlt, daſs es ihrem Ansehen nicht schaden würde, wenn sie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittelst eines Hydro-Gasmikroskops sichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renommeen, die nicht bloß in der umfriedeten Heimlichkeit schwäbischer Gauen, sondern auch im übrigen Deutschland einige Geltung erworben, zu den Ihrigen zählen könnte. Sie schrieben daher an den König Ludwig von Baiern, den gekrönten Sänger, welcher aber absagen ließ. Übrigens ließ er sie freundlich grüßen und schickte ihnen ein Prachtexemplar seiner Poesien mit Goldschnitt und Einband von rothem Maroquin-Papier. Hierauf wandten sich die Schwaben an den Hofrath Winkler, welcher unter dem Namen Theodor Hell seinen Dichterruhm verbreitet hat; Dieser aber antwortete, seine Stellung als Herausgeber der „Abendzeitung“ erlaube ihm nicht,

ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen zu laſſen, dazu komme, daſs er ſelber eine ſächſiſche Schule ſtiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetiſcher Landsleute engagiert habe. In ähnlicher Weiſe haben auch einige berühmte Oberlauſitzer und Hinterpommern die Anträge der ſchwäbiſchen Schule abgewieſen.

In dieſer Noth begingen die Schwaben einen wahren Schwabenſtreich, ſie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer ſchwäbiſchen Schule einen Ungar und einen Kaſchuben. Erſterer, der Ungar, nennt ſich Nikolaus Lenau, und iſt ſeit der Juliusrevolution durch ſeine liberalen Beſtrebungen, auch durch den anpreiſenden Eifer meines Freundes Laube, zu einer Renommée gekommen, die er bis zu einem gewiſſen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls Viel dadurch verloren, daſs ihr Landsmann Lenau unter die Schwaben gegangen iſt; indeſſen, ſo lange ſie ihren Tokayer behalten, können ſie ſich über dieſen Verluſt tröſten.

Die andere Acquiſition der ſchwäbiſchen Schule iſt minder brillant; ſie beſteht nämlich in der Perſon des gefeierten Wolfgang Menzel, welcher unter den Kaſchuben das Licht erblickt, an den Marken Polens und Deutſchlands, an jener Grenze, wo der germaniſche Flegel den ſlaviſchen Flegel verſteht, wie

der alte Voß ſagen würde, der alte Johann Heinrich Voß, der ungeſchlachte, aber ehrliche ſächſiſche Bauer, der, wie in ſeiner Geſichtsbildung, ſo auch in ſeinem Gemüthe die Merkmale des Deutſchthums trug. Daſs Dieſes bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall iſt, daſs er weder dem Äußeren noch dem Inneren nach ein Deutſcher iſt, habe ich in der kleinen allerliebſten Schrift „Über den Denuncianten“ gehörig bewieſen. Ich hätte, beiläufig geſtanden, dieſe kleine Schrift nicht herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denſelben Gegenſtand, die großen Bomben von Ludwig Börne und David Strauß, vorher zu Geſicht gekommen wären. Aber dieſer kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Theile des „Salons“ bilden ſollte, ward von dem Cenſor dieſes Buches das Imprimatur verweigert — „aus Pietät gegen Wolfgang Menzel,“ — und das arme Ding, obgleich in politiſcher und religiöſer Beziehung zahm genug abgefaſſt, muſſte während ſieben Monaten von einem Cenſor zum andern wandern, bis es endlich nothdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leſer, das Büchlein in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg ſelber holſt, ſo wird dir dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie ſchwer es war, den „Denuncianten“ in die Preſſe zu bringen,

wie das Anſehen Deſſelben durch gewiſſe Autoritäten geſchützt werden ſollte, und wie endlich durch unableugbare Urkunden, durch ein Autograph des Denuncianten, der ſich in den Händen von Theodor Mundt befindet, der Titel meiner Schrift aufs glänzendſte gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, iſt dir vielleicht bekannt, mein theurer Leſer. Als ich ihm Stück vor Stück die Fetzen des falſchen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riſs, — da erhub er wieder ein ungeheures Geſchrei: die Religion ſei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zuſammen, Heinrich Heine richte das Chriſtenthum zu Grunde! Ich habe herzlich lachen müſſen, denn dieſes Zetergeſchrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübeck mit Staupenſchlag und Brandmark abgeſtraft wurde, und plötzlich, als das rothe Eiſen ſeinen Rücken berührte, ein entſetzliches Mordio erhob und beſtändig ſchrie: „Feuer! Feuer! Es brennt, es brennt, die Kirche ſteht in Flammen!“ Die alten Weiber erſchraken auch diesmal über ſolchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und ſprachen: „Der arme Schelm! nur ſein eigner Rücken iſt entzündet, die Kirche ſteht ſicher auf ihrem alten Platze, auch hat dort die Polizei, aus Furcht vor Brandſtiftung, noch einige Spritzen auf-

geſtellt, und aus frommer Vorſorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Cigarre geraucht werden!“ Wahrlich, das Chriſtenthum ward nie ängſtlicher geſchützt, als eben jetzt.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerüchte zu widerſprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel, auf Andrang ſeiner Kollegen, ſich endlich entſchloſſen, jene Großmuth zu benutzen, womit ich ihm geſtattete, ſich wenigſtens von dem Vorwurf der perſönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich geſtanden, ich war immer darauf gefaſſt, daſs mir Ort und Zeit anberaumt würde, wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Tugend ſich bewähren wolle in all ſeiner Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf dieſe Stunde wartete ich vergebens, und die Witzlinge in deutſchen Blättern moquierten ſich obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel haben ſich ſogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der unglücklichen Gattin des Denuncianten einen Brief zu ſchreiben, worin die arme Frau ſich über die häuslichen Nöthen, die ſie ſeit dem Erſcheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe, ſchmerzlich beklagt. Jetzt ſei gar kein Auskommen mehr mit ihrem Manne, der zu Hauſe zeigen wolle, daſs er ein Held ſei. Die geringſte Anſpielung auf Feigheit brächte ihn zur Wuth.

Eines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es „Häschen an der Wand“ spielte. Jüngst sei er wie rasend aus der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax getobt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet gewesen, als die Gesetzfrage „ob man Jemanden ungestraft dem öffentlichen Gelächter preisgeben dürfe?“ diskutiert wurde. Ein andermal habe er bitterlich geweint, als einer von den undankbaren Juden, die er emancipieren wolle, ihm ins Gesicht gemauschelt: „Sie sind doch kein Patriot, Sie thun Nichts fürs Volk, Sie sind nicht der Ätte, sondern die Memme des Vaterlandes.“ Aber gar des Nachts beginne der rechte Jammer, und dann seufze er und wimmere und stöhne, daſs sich ein Stein drob erbarmen könnte. Das sei nicht länger zum Aushalten, schloſs der angebliche Brief der armen Frau, sie wolle lieber sterben; als diesen Zustand länger ertragen, und um der Sache ein Ende zu machen, sei sie erbötig, statt ihres furchtsamen Gemahls, sich selber mit mir zu schlagen. Gehorsame Dienerin.

Als ich diesen Brief las, und in meiner Einfalt die offenbare Mystifikation nicht gleich merkte, rief ich mit Begeisterung: Edles Weib! würdige Schwäbin! würdig deiner Mütter, die einst zu Weinsberg ihre Männer huckepack trugen!

Die Weiber im Schwabenlande ſcheinen überhaupt mehr Energie zu beſitzen als ihre Männer, die nicht ſelten nur auf Geheiß ihrer Ehehälften zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine ſchöne Schwäbin, die mir ſeit Jahren wüthender als zwanzig Teufel den Krieg macht und mich mit unverſöhnlicher Feindſchaft verfolgt.

Ein Naturforſcher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daſs im Sommer, beſonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geſchrieben wird, als im Winter.

Daſs es nicht die altpoetiſche Vornehmigkeit iſt, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu beſprechen, habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. Eines Theils liegt mir ein gewiſſer Knebel im Munde, ſobald ich mich gegen Anſchuldigung von Immoralität oder irreligiöſer Frivolität, oder gar politiſcher Inkonſequenz, durch Erörterung der letzten Gründe von all meinem Dichten und Trachten, vertheidigen wollte. Anderen Theils befinde ich mich meinen Widerſachern gegenüber in derſelben Lage, die Freund Semilaſſo irgendwo in ſeiner afrikaniſchen Reiſebeſchreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nämlich, daſs, als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um ſein Zelt eine große Menge

Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winselten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe; „wär' es nur ein einziger Kläffer gewesen," setzt er hinzu, „so hätte ich die ganze Nacht kein Auge zuthun können." Das ist es: weil der Kläffer so viele sind, und weil der Mops den Spitz, dieser wieder den gemüthlichen Dachs, letzterer das edle Windspiel oder die fromme Dogge überbellt, und die schnöden Laute der verschiedenen Bestien im Gesammtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

Nein, Herr Gustav Pfizer eben so wenig wie die Anderen hat mir jemals den Schlaf gekostet, und man darf es mir aufs Wort glauben, daſs bei Erwähnung dieses Dichterlings auch nicht die mindeste Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn, der Vollständigkeit wegen, nicht unerwähnt lassen; die schwäbische Schule zählt ihn nämlich zu den Ihrigen, was mir sonderbar genug dünkt, da er im Gegensatze zu dieser Genossenschaft mehr als reflektierende Fledermaus, denn als gemüthlicher Maikäfer umherflattert, und vielmehr nach der Schubart'schen Todtengruft als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mal seine Gedichte aus Stuttgart zugeschickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaſsten mich, einen flüchtigen Blick

hineinzuwerfen; ich fand sie herzlich schlecht. Dasselbe kann ich auch von seiner Prosa sagen; sie ist herzlich schlecht. Ich gestehe freilich, daſs ich nichts Anderes von ihm gelesen habe, als eine Abhandlung, die er gegen mich geschrieben. Sie ist geistlos und unbeholfen und miserabel stilisiert; Letzteres ist um so unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu kotisiert. Das Beste in der ganzen Abhandlung ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammenstellt, um Demselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden. Freilich, der Kniff ist nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von Seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich ist, wenn er nicht etwa ganze Folianten schreiben wollte, um zu beweisen, daſs der eine von den angeführten Sätzen humoristisch gemeint, der andere zwar ernst gemeint sei, aber sich auf einen Vordersatz beziehe, der ihm eben seine richtige Bedeutung verleiht; daſs ferner die aneinander gereihten Sätze nicht bloß aus ihrem logischen, sondern auch aus ihrem chronologischen Zusammenhang gerissen worden, um einige scheinbare Widersprüche hervorzuklauben; daſs aber eben diese Widersprüche von der höchsten Konsequenz zeugen würden, wenn man

Zeitfolge, Zeitumstände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäischen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt ist, wie seine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute Etwas als äußerst wichtig verfechten muss, was ihm morgen ganz gleichgültig sein kann, wie er heute diesen Punkt, morgen einen andern zu beschützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenpartei, die wechselnden Alliancen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigenthümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Gustav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine listige Verkehrung des Wortsinnes meiner Schriften, sondern sogar die Fälschung meiner Worte selbst — Dieses ist neu, ist eigenthümlich, wenigstens bis jetzt hat man in Deutschland noch nicht einen Autor mit verfälschten Worten citiert. Doch Herr Gustav Pfizer scheint noch ein junger Anfänger zu sein, es juckt ihm zwar die Begabnis des Fälschens in seinen Fingern, doch merkt man an ihm noch eine gewisse Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hostien“ citiert, statt der gewöhnlichen „Oblaten“ des Originaltextes, oder mehr-

mals „göttlich“ citiert, statt des ursprünglichen „vortrefflich,“ — so weiß er doch noch nicht recht, welchen Gebrauch er von solcher Fälschung machen kann. Er ist ein junger Anfänger. Aber sein Talent ist unleugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendste Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daſs ihm Wolfgang Menzel mit der tapferen Hand seinen schäbigsten Lorberkranz aufs Haupt drückt.

Indessen, ehrlich gestanden, ich rathe ihm, sein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn einst das Gelüste anwandeln, jenes edle Talent auch auf außerliterärische Gegenstände anzuwenden. Es giebt Länder, wo Dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich sah zu Old-Bailey in London Jemanden hängen, der ein falsches Citat unter einen Wechsel geschrieben hatte — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger gethan haben, nicht aus Büberei oder aus citel Neid, oder gar um eine kleine Lobspende im „Stuttgarter Literaturblatt,“ ein literärisches Trinkgeld, zu verdienen. Ich hatte deſshalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei dessen Exekution sehr viele Zögerungen vorfielen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daſs das Hängen in England so schnell von Statten gehe. Die Zubereitungen dauerten fast

eine Viertelſtunde. Ich ärgere mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher Langſamkeit dem armen Menſchen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm ſtanden ſeine Freunde, vielleicht die Genoſſen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo ſie ihm den Liebesdienſt erweiſen konnten; dieſer Liebesdienſt beſteht darin, daſs ſie den gehenkten Freund, um ſeine zuckende Todesqual abzukürzen, ſo ſtark als möglich an den Beinen ziehen.

Ich habe von Herrn Guſtav Pfizer geredet, weil ich ihn bei Beſprechung der ſchwäbiſchen Schule nicht füglich übergehen konnte. So Viel darf ich verſichern, daſs ich in der Heiterkeit meines Herzens nicht den mindeſten Unmuth wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegentheil, ſollte ich je im Stande ſein, ihm einen Liebesdienſt zu erweiſen, ſo werde ich ihn gewiſs nicht lange zappeln laſſen.

— — — Und nun laſs uns ernſthaft reden, lieber Leſer; was ich dir jetzt noch zu ſagen habe, verträgt ſich nicht mit dem ſcherzenden Tone, mit der leichtſinnig guten Laune, die mich beſeelte, während ich dieſe Blätter ſchrieb. Es liegt mir drückend Etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier

Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigſte Geſtändnis nöthig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der ſchwäbiſchen Schule auch von Ludwig Uhland zu ſprechen, von dem großen Dichter, den ich ſchier zu beleidigen fürchte, wenn ich ſeiner in ſo kläglicher Geſellſchaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den Ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genoſſen ausgeben, ſo könnte man hier jedes Verſchweigen ſeines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt, an ſeinem Werthe zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich ſeinen Dichtungen zolle, mit den volltönendſten Worten an den Tag geben. Es wird ſich mir bald dazu eine paſſendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, daſs ſich in meiner früheren Beurtheilung des trefflichen Sängers*) zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verſtimmungen einſchleichen konnten, daſs ich aber nie die Abſicht hegte, an ſeinem inneren Werthe, an ſeinem Talente ſelbſt, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die literärhiſtoriſchen Beziehungen, über die äußeren Verhältniſſe ſeiner Muſe, habe ich unum-

*) Band VI, S. 254 ff.

Der Herausgeber.

wunden eine Ansicht, die vielleicht seinen Freunden missfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr ist, aussprechen müssen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zusammenhang mit der „Romantischen Schule“ in dem Buche, welches eben diesen Namen führt, flüchtig beurtheilte, habe ich deutlich genug nachgewiesen, dass der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigenthümliche Sangesart aufgebracht hat, sondern nur die Töne der romantischen Schule gelehrig nachsprach; dass, seitdem die Lieder seiner Schulgenossen verschollen sind, Uhland's Gedichtesammlung als das einzig überlebende lyrische Denkmal jener Töne der romantischen Schule zu betrachten ist; dass aber der Dichter selbst, eben so gut wie die ganze Schule, längst todt ist. Eben so gut wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, ist auch Uhland längst verstorben, und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienst, dass er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren Nichts mehr geschrieben hat. Es ist wahrlich ein eben so widerwärtiges wie lächerliches Schauspiel, wenn jetzt meine schwäbischen Dichterlinge den Uhland zu den Ihrigen zählen, wenn sie den großen Todten aus seinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt stülpen und ihn in ihr niedriges Schulstübchen hereinzerren, — oder wenn sie

gar den erblichenen Helden wohlgeharnischt aufs hohe Pferd packen, wie einst die Spanier ihren Cid, und solchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der schwäbischen Schule, losrennen lassen!

Das fehlt mir noch, dass ich auch im Gebiete der Kunst mit Todten zu kämpfen hätte! Leider muss ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich versichere euch bei allen Schmerzen meiner Seele, solcher Kampf ist der fatalste und verdrießlichste. Da ist keine glühende Ungeduld, die da hetzt Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinsinken und verbluten. Ach, die Todten ermüden uns mehr als sie uns verwunden, und der Streit verwandelt sich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennst du die Geschichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf seinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Visiers glühten die rothen Wangen, und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Muth. In dem Walde aber flüsterten die Winde sehr sonderbar. Gar unheimlich schüttelten sich die Bäume, die manchmal, häßlich verwachsen, an menschliche Missbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein gespenstisch weißer Vogel, der fast verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei

Fabelgethier huſchte ſchattenhaft durch die Büſche. Mitunter freilich zwitſcherte auch mancher harmloſe Zeiſig, und nickte aus den breitblättrigen Schlingpflanzen manch ſtille ſchöne Blume. Der junge Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Übertrotz: „Wann erſcheint denn der Kämpe, der mich beſiegen kann?“ Da kam, nicht eben rüſtig, aber doch nicht allzu ſchlotterig, herangezogen ein langer, magerer Ritter mit geſchloſſenem Viſier, und ſtellte ſich zum Kampfe. Sein Helmbuſch war geknickt, ſein Harniſch war eher verwittert als ſchlecht, ſein Schwert war ſchartig, aber vom beſten Stahl, und ſein Arm war ſtark. Ich weiß nicht, wie lange die Beiden mit einander fochten, doch es mag wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdeſſen von den Bäumen, und dieſe ſtanden lange kahl und frierend, und dann knoſpeten ſie wieder aufs Neue und grünten im Sonnenſchein, und ſo wechſelten die Jahrzeiten — ohne daſs ſie es merkten, die beiden Kämpfer, die beſtändig auf einander loshieben, Anfangs unbarmherzig wild, ſpäter minder heftig, dann ſogar etwas phlegmatiſch, bis ſie endlich ganz und gar die Schwerter ſinken ließen und erſchöpft ihre Helmgitter aufſchloſſen — Das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein

Todter, und aus dem geöffneten Visier grinste ein fleischloser Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greisenantlitz und sein Haar war schneeweiß. — Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das gespenstisch weiße Gevögel.

Geschrieben zu Paris, im Wonnemond 1838.

Einleitung.

zur Prachtausgabe des

„Don Quixote.“

(1837.)

„Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha, beschrieben von Miguel Cervantes de Saavedra," war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Kindesalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so karessierend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die lüsternen Gräser und die dufti-

gen Sonnenstrahlen sich hastiger küssten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, Das müsse so sein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdross mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoss. Da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, eben so wie die Kinder, von der Weltironie Nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche

ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daſs der Heldenſinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daſs ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedörrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daſs ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählich unterliegen muſſte!

Es war ein trüber Tag, häſsliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar

traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu heben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt, und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daſs meine Schwäche diese Wahrheit verleugne, — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Es sind nun acht Jahre, daſs ich für den vierten Theil der „Reisebilder“ diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lektüre des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahinschwinden! Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen, und mein Herz sei noch erschüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des

großen Ritters. Ist mein Herz die ganze Zeit über stabil geblieben, oder ist es nach einem wunderbaren Kreislauf zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall sein, denn ich erinnere mich, daſs ich in jedem Lustrum meines Lebens den Don Quixote mit abwechselnd verschiedenartigen Empfindungen gelesen habe. Als ich ins Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Rosenbüsche des Lebens hineingriff und auf die höchsten Felsen klomm, um der Sonne näher zu sein, und des Nachts von Nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen, da war mir der Don Quixote ein sehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, so schob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als ich zum Manne heranreifte, versöhnte ich mich schon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Kämpen und ich fing schon an, über ihn zu lachen. Der Kerl ist ein Narr, sagte ich. Doch, sonderbarer Weise, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und seines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiste und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbschlummer erwachte, sah ich im Frühnebel zwei wohlbe-

kannte Gestalten neben mir einherreiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf seiner abstrakten Rosinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gendarmen, die unsern zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rosinante's begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, daſs der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe seitdem erfahren, daſs es eine eben so undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klep-

per, eine ſehr morſche Rüſtung und einen eben ſo gebrechlichen Körper beſitzt! Wie über jenen, ſo auch über dieſen Donquixotismus ſchüttelt der Weiſe ſein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboſo iſt dennoch das ſchönſte Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch dieſe Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — ſtoßt zu mit euren Lanzen, ihr ſilbernen Mondritter, ihr verkappten Barbiergeſellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er ſein großes Buch ſchrieb? Beabſichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lektüre zu ſeiner Zeit in Spanien ſo ſtark graſſierte, daſs geiſtliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? Oder wollte er alle Erſcheinungen der menſchlichen Begeiſterung überhaupt, und zunächſt das Heldenthum der Schwertführer ins Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er durch Beleuchtung ihrer Abſurditäten dem allgemeinen Geſpötte und alſo dem Untergange überliefern wollte. Dieſes gelang ihm auch aufs glänzendſte; denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkſtelligen konnten, Das erwirkte ein armer Schrift-

steller mit seiner Feder; er richtete die Ritterromane so gründlich zu Grunde, daſs bald nach dem Erscheinen des Don Quixote der Geschmack für jene Bücher in ganz Spanien erlosch, und auch keins derselben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius ist immer größer als er selber, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten, und ohne daſs er sich Dessen klar bewusst wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung. Nimmermehr ahnte er Dieses, er selber, der Held, welcher den größten Theil seines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im späten Alter sich noch oft darüber freute, daſs er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er diesen Ruhm mit dem Verluste seiner linken Hand bezahlt hatte.

Über Person und Lebensverhältnisse des Dichters, der den Don Quixote geschrieben, weiß der Biograph nur Weniges zu melden. Wir verlieren nicht Viel durch solchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Basen der Nachbarschaft aufgegabelt werden. Diese sehen ja nur die Hülle; wir aber sehen den Mann selbst, seine wahre, treue, unverleumdete Gestalt.

Er war ein schöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war

hoch und sein Herz war weit. Wundersam war die Zauberkraft seines Auges. Wie es Leute giebt, welche durch die Erde schauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen sehen können, so drang das Auge des großen Dichters durch die Brust der Menschen, und er sah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war sein Blick ein Sonnenstrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Bösen war sein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grausam zerschnitt. Sein Blick drang forschend in die Seele eines Menschen und sprach mit ihr, und wenn sie nicht antworten wollte, folterte er sie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle sich herablassend vornehm gebärdete. Was Wunder, daſs ihm dadurch sehr viele Leute abhold wurden, und ihn auf seiner irdischen Laufbahn nur saumselig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlstand, und von all' seinen mühseligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, sondern nur leere Muscheln nach Hause. Man sagt, er habe den Werth des Geldes nicht zu schätzen gewusst; aber ich versichere euch, er wusste den Werth des Geldes sehr zu schätzen, sobald er keins mehr hatte. Nie aber schätzte er es so hoch, wie seine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfassten

Charte, die Apollo den Dichtern octroyiert, bestimmt der erste Paragraph: wenn ein Dichter versichert, kein Geld zu haben, so solle man ihm aufs Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Musik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für Letztere ging es ihm manchmal herzlich schlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewusstsein künftiger Größe ihn genugsam trösten in seiner Jugend, wenn schnippische Rosen ihn mit ihren Dornen verletzten? — Einst an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am Tajo spazieren mit einer sechzehnjährigen Schönen, die sich beständig über seine Zärtlichkeit moquierte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie glühte noch in ihrer goldigsten Pracht; aber oben am Himmel stand schon der Mond, winzig und blass, wie ein weißes Wölkchen. „Siehst du," sprach der junge Dichter zu seiner Geliebten, „siehst du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? Der Fluss hier neben uns, worin sie sich abspiegelt, scheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf seinen stolzen Fluthen zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend ans Ufer. Aber lass nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der

ganze Fluſs wird überſtrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin ſo wegwerfend übermüthig, erſchauern jetzt bei dem Anblick dieſes glänzenden Geſtirns und ſchwellen ihm entgegen mit Wolluſt.“

In den Werken der Dichter muſs man ihre Geſchichte ſuchen, und hier findet man ihre geheimſten Bekenntniſſe. Überall, mehr noch in ſeinen Dramen als im Don Quixote, ſehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daſs Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römiſche Wort: „Leben heißt Krieg führen!“ findet auf ihn ſeine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meiſten jener wilden Waffenſpiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und ſeiner eigenen Luſt in allen Landen aufführte. Dieſer Umſtand, daſs Cervantes dem größten Kämpen des Katholicismus ſeine ganze Jugend gewidmet, daſs er für die katholiſchen Intereſſen perſönlich gekämpft, läſſt vermuthen, daſs dieſe Intereſſen ihm auch theuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene viel verbreitete Meinung, daſs nur die Furcht vor der Inquiſition ihn abgehalten habe, die proteſtantiſchen Zeitgedanken im Don Quixote zu beſprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römiſchen Kirche, und nicht bloß blutete ſein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebene-

deite Fahne, ſondern er litt für ſie auch mit ſeiner ganzen Seele das peinlichſte Märtyrthum während ſeiner langjährigen Gefangenſchaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen eben ſo großen Helden. Die Gefangenſchaftsgeſchichte widerſpricht aufs glänzendſte der melodiſchen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Auguſtus und allen deutſchen Schulfüchſen weiß gemacht hat, er ſei ein Dichter, und Dichter ſeien feige. Nein, der wahre Dichter iſt auch ein wahrer Held, und in ſeiner Bruſt wohnt die Geduld, die, wie der Spanier ſagt, ein zweiter Muth iſt. Es giebt kein erhabeneres Schauſpiel, als den Anblick jenes edlen Kaſtilianers, der dem Dei zu Algier als Sklave dient, beſtändig auf Befreiung ſinnt, ſeine kühnen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegen blickt und, wenn das Unternehmen ſcheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daſs er nur mit einer Silbe die Mitſchuldigen verriethe. Der blutgierige Herr ſeines Leibes wird entwaffnet von ſo viel Großmuth und Tugend, der Tiger ſchont den gefeſſelten Löwen und zittert vor dem ſchrecklichen Einarm, den er doch mit einem Worte in

den Tod ſchicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm“ iſt Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dei geſteht, daſs er ruhig ſchlafen könne und der Ruhe ſeiner Stadt, ſeiner Armee und ſeiner Sklaven verſichert ſei, wenn er nur den einhändigen Spanier in feſtem Gewahrſam wiſſe.

Ich habe erwähnt, daſs Cervantes beſtändig gemeiner Soldat war; aber da er ſogar in ſo untergeordneter Stellung ſich auszeichnen und namentlich ſeinem großen Feldherrn Don Juan d'Auſtria bemerkbar machen konnte, ſo erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichſten Zeugnisbriefe für den König, dem ſeine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algieriſchen Korſaren, die ihn auf dem mittelländiſchen Meere gefangen nahmen, dieſe Briefe ſahen, hielten ſie ihn für eine Perſon von äußerſt bedeutendem Stande, und forderten deſshalb ein ſo erhöhtes Löſegeld, daſs ſeine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter dadurch deſto länger und qualſamer in der Gefangenſchaft gehalten wurde. So ward ſogar die Anerkennung ſeiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und ſo bis ans Ende ſeiner Tage ſpottete ſeiner jenes grauſame Weib, die Göttin

Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daſs er auch ohne ihre Gönnerſchaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber iſt das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entſpringt es als Nothwendigkeit aus ſeiner innern Natur und der Natur ſeiner Umgebung? Tritt ſeine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit ſeiner edlen Seele?

Die Geſellſchaft iſt eine Republik. Wenn der Einzelne emporſtrebt, drängt ihn die Geſammtheit zurück durch Ridikül und Verläſterung. Keiner ſoll tugendhafter und geiſtreicher ſein, als die Übrigen. Wer aber durch die unbeugſame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, Dieſen trifft der Oſtracismus der Geſellſchaft, ſie verfolgt ihn mit ſo gnadenloſer Verſpottung und Verleumdung, daſs er ſich endlich zurückziehen muſs in die Einſamkeit ſeiner Gedanken.

Ja, die Geſellſchaft iſt ihrem Weſen nach republikaniſch. Jede Fürſtlichkeit iſt ihr verhaſſt, die geiſtige eben ſo ſehr wie die materielle. Letztere ſtützt nicht ſelten auch die erſtere mehr, als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch ſelber zu dieſer Einſicht bald nach der Juliusrevolution, als

der Geist des Republikanismus in allen gesellschaftlichen Verhältnissen sich kund gab. Der Lorber eines großen Dichters war unsern Republikanern eben so verhasst, wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geistigen Unterschiede der Menschen wollten sie vertilgen, und indem sie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entsprossen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen Nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Stils zu dekretieren. Und in der That, ein guter Stil wurde als etwas Aristokratisches verschrieen, und vielfach hörten wir die Behauptung: „Der echte Demokrat schreibt wie das Volk, herzlich, schlicht und schlecht.“ Den meisten Männern der Bewegung gelang Dieses sehr leicht; aber nicht Jedem ist es gegeben, schlecht zu schreiben, zumal wenn man sich zuvor das Schönschreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: „Das ist ein Aristokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunst, ein Feind des Volks.“ Sie meinten es gewiss ehrlich, wie der heilige Hieronymus, der seinen guten Stil für eine Sünde hielt und sich weidlich dafür geißelte.

Eben so wenig, wie antikatholische, finden wir auch antiabsolutistische Klänge im Don Quixote. Kritiker, welche Dergleichen darin wittern, sind offenbar im Irrthum. Cervantes war der Sohn

einer Schule, welche den unbedingten Gehorsam für den Oberherrn sogar poetisch idealisiert hatte. Und dieser Oberherr war König von Spanien, zu einer Zeit, wo die Majestät desselben die ganze Welt überstrahlte. Der gemeine Soldat fühlte sich im Lichtstrahl jener Majestät und opferte gern seine individuelle Freiheit für solche Befriedigung des kastilianischen Nationalstolzes.

Die politische Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüth seiner Schriftsteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiste eines spanischen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karl's V. Die wilden Kämpfe mit den Morisken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am stärksten duften, so erblüht die Poesie immer am herrlichsten nach einem Bürgerkrieg. Dieselbe Erscheinung sehen wir in England zur Zeit der Elisabeth, und gleichzeitig mit Spanien entsprang dort eine Dichterschule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort sehen wir Shakspeare, hier Cervantes als die Blüthe der Schule.

Wie die spanischen Dichter unter den drei Philippen, so haben auch die englischen unter der Elisabeth eine gewisse Familienähnlichkeit, und weder Shakspeare noch Cervantes können auf Originalität

in unſerem Sinne Anſpruch machen. Sie unterſcheiden ſich von ihren Zeitgenoſſen keineswegs durch beſonderes Fühlen und Denken oder beſondere Darſtellungsart, ſondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen ſind mehr durchdrungen und umfloſſen vom Äther der Poeſie.

Aber beide Dichter ſind nicht bloß die Blüthe ihrer Zeit, ſondern ſie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakſpeare durch den Einfluſs ſeiner Werke, namentlich auf Deutſchland und das heutige Frankreich, als der Stifter der ſpäteren dramatiſchen Kunſt zu betrachten iſt, ſo müſſen wir in Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der ſogenannte Ritterroman, entſprang aus der Poeſie des Mittelalters; er war zuerſt eine proſaiſche Bearbeitung jener epiſchen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreiſe Karl's des Großen und des heiligen Grals gehörten; immer beſtand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Perſonen, die darin agierten, waren entweder fabelhafte Phantaſiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Dieſe

Ritterromane, die in der abſurdeſten Weiſe ausarteten, ſtürzte Cervantes durch ſeinen Don Quixote. Aber indem er eine Satire ſchrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er ſelber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren; ſie begründen zugleich etwas Neues, indem ſie das Alte zerſtören; ſie negieren nie, ohne Etwas zu bejahen. Cervantes ſtiftete den modernen Roman, indem er in den Ritterroman die getreue Schilderung der niederen Klaſſen einführte, indem er ihm das Volksleben beimiſchte. Die Neigung, das Treiben des gemeinſten Pöbels, des verworfenſten Lumpenpacks zu beſchreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, ſondern der ganzen literariſchen Zeitgenoſſenſchaft, und ſie findet ſich, wie bei den Poeten, ſo auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Murillo, der dem Himmel die heiligſten Farben ſtahl, womit er ſeine ſchönen Madonnen malte, konterfeite mit derſelben Liebe auch die ſchmutzigſten Erſcheinungen dieſer Erde. Es war vielleicht die Begeiſterung für die Kunſt ſelber, wenn dieſe edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Bettelſungen, der ſich lauſt, daſſelbe Vergnügen empfanden, wie an der Darſtellung der hochgebenedeiten Jungfrau.

Oder es war der Reiz des Kontraſtes, welcher eben die vornehmſten Edelleute, einen geſchniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Miniſter wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gaunerromane zu ſchreiben; ſie wollten ſich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantaſie in eine entgegengeſetzte Lebensſphäre verſetzen, wie wir daſſelbe Bedürfnis bei manchen deutſchen Schriftſtellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht dieſe einſeitige Richtung, das Unedle ganz abgeſondert darzuſtellen; er vermiſcht nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abſchattung oder zur Beleuchtung, und das adelthümliche Element iſt darin noch eben ſo mächtig wie das volksthümliche. Dieſes adelthümliche, chevalereske, ariſtokratiſche Element verſchwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerſt nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es ſind proſaiſche Naturen, dieſe engliſchen Romandichter ſeit Richardſon's Regierung, der prüde Geiſt ihrer Zeit widerſtrebt ſogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir

ſehen jenſeit des Kanals jene bürgerlichen Romane entſtehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoiſie ſich abſpiegelt. Dieſe klägliche Lektüre überwäſſerte das engliſche Publikum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Reſtauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratiſche Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einſeitig ritterthümliche herrſchend war, ſo brachte Walter Scott in den Roman wieder das ariſtokratiſche Element zurück, als dieſes gänzlich darin erloſchen war, und nur proſaiſche Spießbürgerlichkeit dort ihr Weſen trieb. Durch ein entgegengeſetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes ſchöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieſer Beziehung iſt das Verdienſt des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'ſchen Neigungen, ſeine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilſam für die Literatur, für jene Meiſterwerke ſeines Genius, die überall ſowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aſchgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es iſt ein Irrthum, wenn

man Walter Scott nicht als den Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, daſs das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht, daſs Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements aufs schönste herstellte, statt daſs unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist Nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den „Amadis von Gallien" und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quixote seine Ritterbücher geschrieoen hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen und das Publikum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das Ritterthum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied neh-

men von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht ſind, nahmen wir Abſchied mit einem Kuſſe. Wir drückten zum letzten Male unſere Lippen auf die alten Leichenſteine. Mancher von uns freilich gebärdete ſich dabei höchſt närriſch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die todten Voreltern aus dem Grabe heraus, ſchaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindiſchem Lallen ſang er dabei: „Schlaf, Großväterchen, ſchlafe!“

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und ſeine Romane Meiſterwerke genannt. Aber nur ſeinem Genius wollte ich das höchſte Lob ertheilen. Seine Romane ſelbſt kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichſtellen. Dieſer übertrifft ihn an epiſchem Geiſt. Cervantes war, wie ich ſchon erwähnt habe, ein katholiſcher Dichter, und dieſer Eigenſchaft verdankt er vielleicht jene große epiſche Seelenruhe, die wie ein Kryſtallhimmel ſeine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des ſpaniſchen Nationalcharakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche ſelbſt die göttlichen Dinge einer ſcharfen Diskuſſion unterwirft; als Advokat und Schotte iſt er gewöhnt an Handlung und Diskuſſion, und, wie in ſeinem

Geiſte und Leben, ſo iſt auch in ſeinen Romanen das Dramatiſche vorherrſchend. Seine Werke können daher nimmermehr als reines Muſter jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den beſten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zuſprechen muſs, daſs ſie im Drama das Höchſte geleiſtet.

Und den Deutſchen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir ſind die beſten Liederdichter dieſer Erde. Kein Volk beſitzt ſo ſchöne Lieder, wie die Deutſchen. Jetzt haben die Völker allzu viele politiſche Geſchäfte; wenn aber dieſe einmal abgethan ſind, wollen wir Deutſche, Britten, Spanier, Franzoſen, Italiäner, wir wollen Alle hinausgehen in den grünen Wald und ſingen, und die Nachtigall ſoll Schiedsrichterin ſein. Ich bin überzeugt, bei dieſem Wettgeſange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakſpeare und Goethe bilden das Dichter-Triumvirat, das in den drei Gattungen poetiſcher Darſtellung, im Epiſchen, Dramatiſchen und Lyriſchen, das Höchſte hervorgebracht. Vielleicht iſt der Schreiber dieſer Blätter beſonders befugt, unſern großen Landsmann als den vollendetſten Liederdichter zu preiſen. Goethe ſteht in der

Mitte zwiſchen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienſte: ſie förderten indirekter Weiſe das Gedeihen der deutſchen Poeſie. Die erſtere bewirkte eine heilſame Reaktion gegen den einſeitigen Idealismus im deutſchen Liede, ſie führte den Geiſt zurück zur ſtarken Realität und entwurzelte jenen ſentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyriſche Donquixoterie erſchienen iſt. Die ſchwäbiſche Schule wirkte ebenfalls indirekt zum Heile der deutſchen Poeſie. Wenn in Norddeutſchland kräftig geſunde Dichtungen zum Vorſchein kommen konnten, ſo verdankt man Dieſes vielleicht der ſchwäbiſchen Schule, die alle kränkliche, bleichſüchtige, fromm gemüthliche Feuchtigkeiten der deutſchen Muſe an ſich zog. Stuttgart war gleichſam die Fontanelle der deutſchen Muſe.

Indem ich die höchſten Leiſtungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuſchreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetiſchen Werthe anderer großer Dichter zu mäkeln. Nichts iſt thörichter, als die Frage: welcher Dichter größer ſei, als der andere? Flamme iſt Flamme, und ihr Gewicht läſſt ſich nicht be-

ſtimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämerſinn kommt mit ſeiner ſchäbigen Käſewage und will den Genius wägen. Nicht bloß die Alten, ſondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poeſie eben ſo prachtvoll lodert, wie in den Meiſterwerken von Shakſpeare, Cervantes und Goethe. Jedoch dieſe Namen halten zuſammen, wie durch ein geheimes Band. Es ſtrahlt ein verwandter Geiſt aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde, wie der Athem Gottes; es blüht darin die Beſcheidenheit der Natur. Wie an Shakſpeare, erinnert Goethe auch beſtändig an Cervantes, und Dieſem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Stils, in jener behaglichen Proſa, die von der ſüßeſten und harmloſeſten Ironie gefärbt iſt. Cervantes und Goethe gleichen ſich ſogar in ihren Untugenden, in der Weitſchweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht ſelten ſitzt nur ein einziger Gedanke in ſo einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutſche mit ſechs panachierten Pferden gravitätiſch dahinfährt. Aber dieſer einzige Gedanke iſt immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverän.

Über den Geiſt des Cervantes und den Einfluſs ſeines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Über den eigentlichen Kunſtwerth ſeines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzu weit ins Gebiet der Äſthetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form ſeines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt deſſelben bilden, nur im Allgemeinen aufmerkſam machen. Die Form iſt nämlich die der Reiſebeſchreibung, wie Solches von jeher die natürlichſte Form für dieſe Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Eſel des Apulejus, den erſten Roman des Alterthums. Der Einförmigkeit dieſer Form haben die ſpäteren Dichter durch Das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen geſucht. Aber wegen Armuth an Erfindung haben jetzt die meiſten Romanſchreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigſtens haben die Einen mit wenig Modifikationen immer die Fabeln der Andern benutzt, und durch die dadurch entſtehende Wiederkehr derſelben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publikum am Ende die Romanlektüre einigermaßen verleidet. Um ſich vor der Langweiligkeit abgedroſchener Romanfabeln zu retten, flüchtete man ſich für einige Zeit in die

uralte, urſprüngliche Form der Reiſebeſchreibung. Dieſe wird aber wieder ganz verdrängt, ſobald ein Originaldichter mit neuen, friſchen Romanfabeln auftritt. In der Literatur, wie in der Politik, bewegt ſich Alles nach dem Geſetz der Aktion und Reaktion.

Was nun jene zwei Geſtalten betrifft, die ſich Don Quixote und Sancho Panſa nennen, ſich beſtändig parodieren und doch ſo wunderbar ergänzen, daſs ſie den eigentlichen Helden des Romans bilden, ſo zeugen ſie im gleichen Maße von dem Kunſtſinn, wie von der Geiſtestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftſteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Perſon durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müſſen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, ſo kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten laſſen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodiert, tritt die Intention des Dichters um ſo ſichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward ſeitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine ſo kunſtvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all ſeinem wilden Laubwerk, ſeinen duftigen Blüthen, ſtrahlenden Früchten und

Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indischen Riesenbaum sich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier Alles auf Rechnung sklavischer Nachahmung zu setzen; sie lag so nahe, die Einführung solcher zwei Figuren, wie Don Quixote und Sancho Pansa, wovon die eine, die poetische, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz, hinterdrein läuft durch Sonnenschein und Regen, wie wir selber sie oft im Leben begegnet haben. Um dieses Paar unter den verschiedenartigsten Vermummungen überall wieder zu erkennen, in der Kunst wie im Leben, muss man freilich nur das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erscheinung ins Auge fassen. Der Beispiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Pansa nicht eben so gut in den Gestalten Don Juan's und Leporello's, wie etwa in der Person Lord Byron's und seines Bedienten Fletcher? Erkennen wir dieselben zwei Typen und ihr Wechselverhältnis nicht in der Gestalt des Ritters von Waldsee und seines Kaspar Larifari eben so gut, wie in der Gestalt von so manchem Schriftsteller und seinem Buchhändler, welcher Letztere die Narrheiten seines Autors wohl

einsieht, aber dennoch, um reellen Vortheil daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei diesem Geschäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht bloß unter Männern, sondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quixote's und seines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer schönen Engländerin, einer schwärmerischen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpension entsprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein so edles Männerherz zu suchen, wie sie es in sanften Mondscheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine untersetzte Brünette, hoffte bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigstens einen Mann von gutem Aussehen zu erbeuten. Ich sehe sie noch, mit ihren liebesüchtigen blauen Augen, die schlanke Gestalt, wie sie am Strande von Brighton weit über das fluthende Meer nach der französischen Küste hinüber schmachtete ... Ihre Freundin knackte unterdessen Haselnüsse, freute sich des süßen Kerns und warf die Schalen ins Wasser

Jedoch weder in den Meisterwerken anderer Künstler, noch in der Natur selber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechselverhältnisse so genau ausgeführt, wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erscheinung des Einen entspricht hier einem entgegengesetzten und doch verwandten Zuge bei dem Andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodistische Bedeutung. Ja, sogar zwischen Rosinanten und Sancho's Grauchen herrscht derselbe ironische Parallelismus, wie zwischen dem Knappen und seinem Ritter, und auch die beiden Thiere sind gewissermaßen die symbolischen Träger derselben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, so offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigsten Gegensätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Übersetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho ins Deutsche übertrug. Durch seine gehackte, nicht selten unsaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Markulf, der ebenfalls einem pathetischen Idealismus gegenüber das Erfahrungswissen des gemeinen Volkes in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quixote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes, und auch in der Gran-

dezza des wohlgegründeten Periodenbaues repräsentiert er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen ist dieser Periodenbau allzuweit ausgesponnen, und die Sprache des Ritters gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid, mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe; die langen Perioden schließen mit den anmuthigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixote's und Sancho Pansa's resumieren wir in den Worten: der Erstere, wenn er redet, scheint immer auf seinem hohen Pferde zu sitzen, der Andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen zu sprechen, womit die Verlagshandlung diese neue Übersetzung des Don Quixote, die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Literatur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert ans Licht tritt. In England, und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiß die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen för-

derlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffasst und wiedergiebt; sie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lektüre eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht bloß die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind nach Zeichnungen von Tony Johannot von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten. Sie sind, wie es schon Tony Johannot's Name verbürgt, eben so elegant als charakteristisch aufgefasst und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantastisch sind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiss mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzie-

rungen meiſtens moreske Deſſins gewählt Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen ſchönen fernen Hintergrund überall im Don Quixote hervorſchimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichſten und bedeutendſten Künſtler in Paris, iſt ein Deutſcher von Geburt.

Auffallend iſt es, daſs ein Buch, welches ſo reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quixote, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets zu einer Reihe ſelbſtändiger Kunſtwerke entnommen hätte. Iſt der Geiſt des Buches etwa zu leicht und phantaſtiſch, als daſs nicht unter der Hand des Künſtlers der bunte Farbenſtaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quixote, ſo leicht und phantaſtiſch er iſt, fußt auf derber, irdiſcher Wirklichkeit, wie Das ja ſein muſſte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Iſt es etwa, weil hinter den Geſtalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künſtler nicht wiedergeben kann, ſo daſs er nur die äußere Erſcheinung, wie ſaillant ſie auch vielleicht ſei, nicht aber den tieferen Sinn feſthalten und reproducieren könnte? Das iſt wahrſcheinlich der Grund. — Verſucht haben ſich übrigens viele Künſtler an Zeichnungen zum Don Quixote. Was ich von engliſchen, ſpaniſchen und früheren franzöſiſchen Arbeiten dieſer

Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muss ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat eine Reihe Darstellungen zum Don Quixote gezeichnet, die, von Berger in Chodowiecki's Sinn radiert, die Bertuch'sche Übersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-konventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Kostüme hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, dass Chodowiecki den Don Quixote vollkommen verstanden hat. Das hat mich grade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde auf einander losschlagen. Chodowiecki's Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Literatur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen musste, war dem Verständnisse des Don Quixote eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, dass seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, dass er Gestalten wie Don Quixote und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind

ſeiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verſtanden und anerkannt wurde.

Von neueſten Darſtellungen zum Don Quixote erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellſten aller lebenden franzöſiſchen Maler. — Aber nur ein Deutſcher kann den Don Quixote ganz verſtehen, und Das fühlte ich dieſer Tage in erfreuteſter Seele, als ich an den Fenſtern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt ſah, welches den edlen Manchaner in ſeinem Studierzimmer darſtellt und nach Adolf Schröter, einem großen Meiſter, gezeichnet iſt.

Geſchrieben zu Paris, im Karneval 1837.

Heinrich Heine.

Vorwort

zu

A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben."

(1847.)

Herr A. Weill, der Verfaſſer der elſäſſiſchen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, daſs er der Erſte geweſen, der dieſes Genre auf den deutſchen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieſer Behauptung vollkommen ſeine Richtigkeit, wie uns Freunde verſichern, die ſich zugleich dahin ausſprechen, als habe der erwähnte Autor nicht bloß die erſten, ſondern auch die beſten Dorfnovellen geſchrieben. Unbekanntſchaft mit den Meiſterwerken der Tagesſchriftſtellerei jenſeits des Vater Rheins hindert uns, hierüber ein ſelbſtändig eignes Urtheil zu fällen.

Dem Genre ſelbſt, der Dorfnovelliſtik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Literatur anweiſen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, ſo überſchätzen wir eben-

falls nicht dieses Verdienst. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen ist, und in dieser Beziehung zollen wir ihr das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung.

Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabnis für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonische Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt dagegen in übersprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüth und eine Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu Statten kommt und seinen literarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Äußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist, so zu sagen, ein passioniertes Daguerreotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetisch abspiegelt. Dieses merkwürdige Talent, oder, besser gesagt, dieses Naturell bekundet sich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in seinem jüngsten Geschichtsbuche über den Bauernkrieg und in seinen sehr interessanten, sehr pikanten und sehr tumultuarischen Aufsätzen, wo er für die

große Sache unserer Gegenwart aufs löblich tollste Partei ergreift. Hier zeigt sich unser Autor mit allen seinen socialen Tugenden und ästhetischen Gebrechen; hier sehen wir ihn in seiner vollen agitatorischen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier ist er ganz der zerrissene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagnisse und Ekelthümer unserer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß. und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee . . .

Ja, solche Menschen sind nicht allein die Träger einer Idee, sondern sie werden selbst davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: sie sind gleichsam mit ihrem nackten Leibe festgebunden an die Idee, wie Mazeppa an seinem wilden Rosse auf den bekannten Bildern des Horace Vernet — sie werden davon fortgeschleift, durch alle fürchterliche Konsequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengestrüppe zerfleischt ihre Glieder — die Waldesbestien schnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden sie zuletzt anlangen? Unter donischen Kosaken, wie auf dem Vernet'schen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückseligen Gärten, wo da wandeln jene Götter

Wer sind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie sie heißen, jedoch die großen Dichter und Weisen aller Jahrhunderte haben sie längst verkündigt. Sie sind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demuth, jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderthalb Jahrtausenden siechte, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen . . . Ich darf es nicht aussagen, was ich geschaut . . . Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn sie hören, dass weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsstolz abschlachteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten . . ich brauche wohl nicht zu sagen, w e m zu Gefallen.

In der That, unſere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und ſie werden uns ſehr bemitleiden! Wenn ſie einſt, eine freudige Götterverſammlung, in ihren Tempelpaläſten ſitzen, um den Altar, den ſie ſich ſelber geweiht haben, und ſich von alten Menſchheitsgeſchichten unterhalten, die ſchönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greiſe, daſs es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein ſchauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man ſich einbildete, das Brot, welches man eſſe, ſei ſein Fleiſch, und der Wein, den man trinke, ſei ſein Blut. Bei dieſer Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze ſichtbar erbeben auf ihren ſchönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar ſtreuen, um durch Wohlduft die düſteren, unheimlichen Erinnerungen zu verſcheuchen.

Geſchrieben zu Paris, am Charfreitage 1847.

Heinrich Heine.

Wer sind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie sie heißen, jedoch die großen Dichter und Weisen aller Jahrhunderte haben sie längst verkündigt. Sie sind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demuth, jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderthalb Jahrtausenden siechte, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen . . . Ich darf es nicht aussagen, was ich geschaut . . . Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn sie hören, daſs weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsstolz abschlachteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten . . ich brauche wohl nicht zu sagen, wem zu Gefallen.

In der That, unſere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und ſie werden uns ſehr bemitleiden! Wenn ſie einſt, eine freudige Götterverſammlung, in ihren Tempelpaläſten ſitzen, um den Altar, den ſie ſich ſelber geweiht haben, und ſich von alten Menſchheitsgeſchichten unterhalten, die ſchönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greiſe, daſs es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein ſchauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man ſich einbildete, das Brot, welches man eſſe, ſei ſein Fleiſch, und der Wein, den man trinke, ſei ſein Blut. Bei dieſer Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze ſichtbar erbeben auf ihren ſchönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar ſtreuen, um durch Wohlduft die düſteren, unheimlichen Erinnerungen zu verſcheuchen.

Geſchrieben zu Paris, am Charfreitage 1847.

Heinrich Heine.

Thomas Reynolds.

(November 1841.)

Waverley von Walter Scott ist männiglich bekannt, und während dieser Roman die rohe Menge durch stoffartiges Interesse unterhält, entzückt er den gebildeten Leser durch die Behandlung, durch eine Form, welche an Einfachheit unvergleichbar ist, und dennoch den größten Reichthum an Entfaltungen darbietet. An diese unübertreffliche, ergiebige Form erinnerte uns das Buch, das unserer heutigen Besprechung vorliegt und von den hier lebenden Landsleuten des Verfassers so verschiedenartig beurtheilt wird. Es ist voriges Jahr zugleich in London bei Longman und hier in Paris in der englischen Buchhandlung der Rue neuve St. Augustin erschienen und führt den Titel: „The life of Thomas Reynolds, Esq., by his son Thomas Reynolds.“ Sonderbar! die oberwähnte Form, welche Scott

dem feinſten Kalkul ſeines künſtleriſchen Talents verdankte, findet ſich auch in dieſem Buche, aber als ein Produkt der Natur, als ein ganz unmittelbares Ergebnis des Stoffes. Letzterer iſt hier, ganz wie in dem Scott'ſchen Roman, eine verunglückte Empörung, und wie bei dem Schilderheben der ſchottiſchen Hochländer, ſehen wir auch hier in dem iriſchen Aufſtand einen etwas ſchwachmüthigen Helden, der faſt paſſiv von den Ereigniſſen hin und her geſchleudert wird; nur daſs der große Dichter ſeinem Waverley durch die liebenswürdigſten Ausſchmückungen die Sympathie der Leſerwelt aufs reichlichſte zuwandte, was leider der Biograph des Thomas Reynolds für Dieſen nicht thun konnte, eben weil er keinen Roman, ſondern eine wahre Geſchichte ſchrieb. Ja, er beſchrieb das Leben ſeines Helden mit einer ſo unerquickſamen Wahrheitsliebe, er berichtete die peinlichſten Thatſachen in einer ſo grellen Nacktheit, daſs den Leſer dabei manchmal eine faſt ſchauerliche Miſsſtimmung anwandelt. Es iſt der Sohn, welcher hier das treue Bild ſeines Vaters zeichnet, aber ſelbſt die unſchönen Züge deſſelben ſo ſehr liebt, daſs er ſie durch keine erlogene Zuthat idealiſieren und ſomit dem ganzen Porträt ſeine theure Ähnlichkeit rauben will. Er beſitzt eine ſo hohe Meinung von dem Charakter

seines Vaters, dass er es verschmäht, selbst die unrühmlichsten Handlungen einigermaßen zu verblümen; diese sind für ihn nur betrübsame Konsequenzen einer falschen Position, nicht des Willens. Es herrscht ein schrecklicher Stolz in diesem Buche, Nichts soll verheimlicht, Nichts soll bemäntelt werden; aber die Umstände, die seinen Vater in die verhängnisvollste Lage hineintrieben, die Motive seines Thuns und Lassens, die Verleumdungen des Parteigrolls will der Sohn beleuchten; und nach solcher Beleuchtung kann man in der That nicht mehr ein hartes Verdammnisurtheil fällen über den Mann, welcher der revolutionären Sippschaft in Irland gegenüber eine gar gehässige Rolle spielte, aber jedenfalls, wir müssen es gestehen, seinem Vaterland einen großen Dienst leistete; denn die Häupter der Verschwörung hatten nichts Geringeres im Sinne, als mit Hilfe einer französischen Invasion Irland ganz loszureißen von dem großbritannischen Staatsverbande, der zwar damals, in den neunziger Jahren, wie noch jetzt, sehr drückend und jammervoll auf dem irländischen Volk lastete, ihm aber einst die unberechenbarsten Vortheile bieten wird, sobald die kleinen mittelalterlichen Zwiste geschlichtet, und Irland, Schottland und England auch geistig zu einem organischen Ganzen verschmolzen sein werden. Ohne

ſolche Verſchmelzung würden die Irländer eine ſehr klägliche Rolle ſpielen in dem nächſten europäiſchen Völkerturnier; denn in allen Ländern, nach dem Beiſpiel Frankreichs, ſuchen die nachbarlichen und ſprachverwandten Stämme ſich zu vereinigen. Es bilden ſich große, kompakte Staatenmaſſen, und wenn einſt dieſe koloſſalen Kämpen mit einander in die Schranken treten, ſtreitend um die Welthegemonie, dann wird der beſte Patriot in Dublin keinen Augenblick daran zweifeln, daſs Thomas Reynolds ſeinem Lande einen großen Dienſt leiſtete, als er die Plane der Verſchwörung, die Irland von England trennen wollten, verrieth und mit ſeinem Zeugnis gegen ſie auftrat. Zu dieſer Stunde aber iſt ſolche tolerante Beurtheilung noch unmöglich in dem grünen Erin, wo die zwei feindlichen Parteien, die proteſtantiſch brittiſche und die katholiſch nationale, noch immer ſo grimmig und trotzig ſich gegenüber ſtehen wie in den neunziger Jahren, ja wie ſeit Wilhelm von Oranien, der den ſogenannten Orange-Men ſeinen Namen hinterließ und von den Gegnern noch heute unerbittlich gehaſſt wird; während Erſtere bei ihren Feſtmahlen dem Andenken König Wilhelm's die freudigſten Toaſte bringen, trinken Letztere auf die Geſundheit der

ſtetigen Stute, durch welche König Wilhelm den Hals brach.

Müſſen wir aber auf die Zukunft verweiſen, um Das, was Thomas Reynolds that, nothdürftig zu beſchönigen, müſſen wir, um ſein Thun zu entſchuldigen, unſere wärmſten Gefühle zurückdrängen, ſo können wir doch ſchon jetzt und mit freiem Herzen den ſchlimmſten Anklagen widerſprechen, und wir ſind davon überzeugt, daſs die Motive ſeiner That keineswegs ſo häſslich waren, wie ſeine Feinde glaubten, daſs er zwar die Verſchwörung aufdeckte, keineswegs aber an den Perſonen der Verſchwörer einen Verrath übte, am allerwenigſten an der Perſon des vortrefflichen Lord Edward Fitzgerald, wie Thomas Moore in der Biographie Deſſelben unredlicherweiſe behauptete. Der Sohn hat bis zur Augenſcheinlichkeit bewieſen, daſs kein Geldvortheil ſeinen Vater veranlaſſt haben konnte, die Partei der Regierung zu ergreifen, die im Gegentheil Wenig für ihn that und ihn für die Verluſte nur kärglich entſchädigte. In dieſer Beziehung ſchirmt ihn auch das Zeugnis der vornehmſten Staatsmänner Englands, namentlich des Earl of Chicheſter, des Marquis Cambden und des Lord Caſtlereagh, welche damals an der Spitze der iriſchen Regierung ſtanden. Dieſe rühmen ihn wegen ſeiner

Uneigennützigkeit, erklären sein Betragen für ehrenwerth, versichern ihn ihrer Hochachtung — und wie wenig ich auch diese brittischen Tories liebe, so zweifle ich doch nicht an ihrem Wort, denn ich weiß, sie sind viel zu hochmüthig, als daſs sie für einen bezahlten Verräther öffentlich lügen würden. Sie verachten alle Menschen, und doppelt verachten sie Diejenigen, denen sie Geld gegeben, und gegen Solche sind sie noch wortkarger. Aber nicht bloß die Höchstgestellten, sondern auch viele Landsleute geringeren Ranges sprachen Thomas Reynolds unbedingt frei von der Beschuldigung, als habe Gewinnsucht ihn geleitet. Die Kaufmannsgilde von Dublin erließ an ihn eine Adresse, welche voll ehrender Anerkennung und mit den Schmähungen seiner Feinde einen fast komischen Gegensatz bildet.

Wie Reynolds, der Sohn, durch die genauesten Details und die sinnreichsten Schlussfolgen bis zur Evidenz bewiesen, daſs sein Vater nicht aus Eigennutz die Verschwörung verrieth, so beweist er ebenfalls bis zur Evidenz, daſs er keineswegs an der Person der Verschwörer irgend einen argen Verrath übte, und daſs er, weit entfernt, die Gefangennahme des Lord Fitzgerald veranlasst zu haben, im Gegentheil für die Rettung Desselben die größte Sorge an den Tag legte und ihn auch mit Geld

aufs redlichſte unterſtützte. Die Lebensbeſchreibung Fitzgerald's, die wir der buntfarbigen Feder des Thomas Moore verdanken, ſcheint mehr Dichtung als Wahrheit zu enthalten, und mit Recht muſs der Poet den Unwillen eines Sohnes ertragen, der die Verunglimpfung ſeines Vaters mit den ſchärfſten Stachelreden züchtigt. Thomas Little (wie man Thomas Moore ob ſeiner winzigen Geſtalt zu nennen pflegt) bekommt hier ſehr nachdrücklich die Ruthe und es iſt nicht zu verwundern, daſs das Männchen, das auf die ganze Londoner Preſſe den größten Einfluſs übt, alle ſeine Mittel in Bewegung ſetzte, um das Reynolds'ſche Werk in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Sein Held Fitzgerald wird zwar hier von allem romantiſchen Nimbus entkleidet, aber er erſcheint deſshalb nicht minder heroiſch, beſonders bei ſeiner Gefangennahme, und ich will die darauf bezügliche Stelle hier mittheilen.

„Die folgende Erzählung von der Gefangennahme des Lord Edward Fitzgerald erhielt mein Vater von dem Herrn Sirr und dem Herrn Swann; Erſterer iſt noch am Leben und kann berichtigen, wo ich etwa irre. Es war am 18. Mai, als Herr Edward Cooke, damaliger Unterſtaatsſekretär, den Herrn Charles Sirr, Bürgermeiſter (town-mayor), einen wackern, thätigen und verſtändigen Beamten,

zu sich rufen ließ und ihm den Auftrag gab, den andern Tag zwischen 5 und 6 Uhr Abends nach dem Hause eines gewissen Nikolas Murphy zu gehen, welcher Feder- und Bauholzhändler in Thomasstreet; dort fände er den Lord Edward Fitzgerald, den er arretieren solle laut dem Verhaftbefehl, den er ihm einhändigte. Herr Sirr traf schon denselben Abend hierzu die nothwendigen Anstalten, und den nächsten Morgen besprach er sich über seinen Auftrag mit dem Herrn Swann und einem gewissen Herrn Ryan, zwei Magistratspersonen, denen er das höchste Vertrauen schenkte, und deren Mithilfe er in Anspruch nahm. Herr Ryan war damals Herausgeber einer Zeitung, worin einige sehr schmähsüchtige Ausfälle gegen Lord Edward abgedruckt worden, welche Letztern mit großem Haß gegen Herrn Ryan erfüllten. Herr Sirr besorgte neun Mann von der Londonderry-Miliz, sämmtlich wohluniformiert. Herr Stirling, jetzt Konsul zu Genua, und Dr. Bankhead, Beide Officiere jenes Regiments, begleiteten sie, ebenfalls in Uniform.

„Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß Lord Edward erst in der Nacht am 18. Mai nach dem Hause des Murphy ging, und daß der Staatssekretär, noch ehe er hinging, von seiner Absicht,

dorthin zu gehen, so sicher unterrichtet war, daſs er schon des Nachmittags dem Herrn Sirr die Instruktion und den Verhaftsbefehl geben konnte, also acht bis zehn Stunden vor Lord Edward's Ankunft.

„Die Herren Sirr, Swann und Ryan nebst ihren Genossen begaben sich in zwei Miethkutschen nach dem Hause des Murphy; Herr Sirr sorgte auch dafür, daſs eine starke Kompagnie Militär, gleichzeitig aus der Kaserne abmarschierend, unmittelbar nach der Ankunft der Kutschen vor dem Hause des Murphy anlangen konnte, um ihn und seine Leute gegen den Pöbel zu schützen, der sich in jenem Viertel von Dublin sehr leicht zu einem bedeutenden Auflauf versammelt. Sobald er ankam, wusste Herr Sirr seine neun Mann so aufzustellen, daſs sie alle Eingänge besetzten, sowohl Seiten- als Hinterthüren. Während er diese Vorrichtung traf, eilten Herr Swann und Herr Ryan die Treppe hinauf, da im Erdgeschoſs nur Komptoirstuben und Waarenlager befindlich. Im ersten Gemach sahen sie Niemand, aber den Speisesaal schien man eben verlassen zu haben, da sich auf der Tafel noch Überbleibsel von Dessert und Weinen befanden. Sie erreichten hastig das zweite Gemach, ohne jedoch irgend eines Menschen ansichtig zu werden; sie öffneten dort die Thür eines Schlaf-

zimmers, welche weder verſchloſſen noch verriegelt war; in dieſem Zimmer endlich ſtand Murphy am Fenſter der Straße zu, ein Papier in der Hand haltend, welches er eben zu leſen ſchien, und auf dem Bette lag Lord Edward Fitzgerald, halb entkleidet. Auf einem Stuhle neben dem Bette lag ein Käſtchen mit Taſchenpiſtolen; Herr Swann eilte gleich darauf zu, und, ſich zwiſchen den Stuhl und das Bett drängend, rief er: „Lord Edward Fitzgerald, Ihr ſeid mein Gefangener, denn wir kommen mit ſtarkem Geleit, und jeder Widerſtand iſt nutzlos!“ Lord Edward ſprang empor, und mit einem zweiſchneidigen Dolch, welchen er irgend neben ſich verborgen gehalten, ſtach er nach der Bruſt des Herrn Swann; Dieſer wollte mit der Hand den Stich abwehren, und ſie ward durchſtochen am Knöchel des Zeigefingers, dergeſtalt, daß die Hand im buchſtäblichen Sinn einen Augenblick an ſeiner Bruſt feſtgeheftet blieb. Der Dolch drang nämlich in eine Seite ſeiner Bruſt, und die Rippen hindurch kam er hinten am Schulterblatt wieder zum Vorſchein. Herr Ryan ſtürzte jetzt herbei feuerte ein Piſtol auf Lord Edward ab, und ſchoß fehl. Lord Edward, welcher ihn kannte, rief: „Ryan, du Elender!“ (Ryan, you villain!) und indem er den Dolch, deſſen Griff er noch immer in Händen

hielt, aus Herrn Swann's Bruſt herausriß, ſtach er damit Herrn Ryan in die Herzgrube, und, die Waffe wieder zurückziehend, ſchlitzte er ihm mit der Schneide den Bauch auf bis am Nabel. Die Herren Swann und Ryan hatten Beide Lord Edward um den Leib gefaſſt, und da Derſelbe noch unverwundet, ſuchte er durch die Thüre zu entkommen, wo Herr Ryan ihn endlich losließ, indem er mit den heraushängenden Gedärmen zu Boden ſtürzte, aber Herr Swann hielt ihn noch feſt. Im Vorzimmer neben der Thür war eine Leiter, welche nach dem Söller führte und einen Ausgang nach dem Dache bot. Dieſe Vorkehrung war getroffen, um im Fall der Noth die Flucht zu fördern, und auf dieſem Wege wollte Lord Edward entfliehen; jedoch Herr Swann, welcher ſich mit ſeinem ganzen Gewicht an ihm feſthing, hinderte ihn, die Leiter zu erſteigen, und, um ſich von dieſer Laſt zu befreien, erhub er eben ſeinen Arm und wollte ihn mit dem Dolche, den er noch in Händen, aufs Neue durchſtoßen. Alles Dies ereignete ſich in weniger als einer Minute. Mittlerweile aber war das Militär aus der Kaſerne angelangt, und nachdem Herr Sirr daſſelbe gehörig poſtiert, eilte er ins Haus und die Treppe hinauf, wo er ſchießen hörte, und mit einem Piſtol in der Hand erreichte

er das Zimmer eben in dem Augenblick, wo Lord Edward seinen Arm erhoben, um Herrn Swann den Gnadenstoß zu geben; er schoß also, ohne sich lange zu bedenken, und traf Lord Edward am Arm, nahe bei der Schulter. Der Arm sank ihm machtlos, und Lord Edward war gefangen.

„Es bietet sich hier die ganz natürliche Frage: was that unterdessen Murphy, der Hauswirth, ein Mann in der Blüthe seines Alters und seiner Kraft, und dessen Schutz sich Lord Edward anvertraut hatte? Er blieb ein schweigender Zuschauer des ganzen Auftritts, obgleich Jedem einleuchten muß, daß er durch die geringste Hilfeleistung seinen Gast von Herrn Swann befreien und seine Flucht über das Dach ganz leicht bewirken konnte. Das Fenster, wo Murphy stand, ging nach der Straße, es war keine dreißig Fuß vom Boden entfernt, und die Kutschen konnten bis vierzehn Fuß der Mauer des Hauses sich nahen. Es ist unbegreiflich, daß zwei Miethkutschen mit vierzehn Menschen solchermaßen haltend seine Aufmerksamkeit nicht erregten. Es ist auch unbegreiflich, daß in dem Hause, welches solchen Gast beherbergte, Thür und Thor von oben bis unten unverschlossen und unbewacht geblieben, und keine Seele sich dort befand außer dem Eigenthümer. Der geringste Wink konnte

die Flucht ſichern, ehe Herr Swann die Treppe erſtiegen, eben ſo die geringſte Hilfeleiſtung, nachdem ſchon der Angriff ſtattfand. Vielleicht war alles Dies Zufall. Ich berichte bloß die Begebenheiten, wie ſie meinem Vater erzählt worden von den Herren Sirr und Swann; Erſtern ſprach er ſchon den andern Morgen, den 20., Letztern erſt nach ſeiner Geneſung. Murphy ward verhaftet, aber nicht verhört. Nachdem Lord Edward's Wunde verbunden, ward er ſorgfältig fortgebracht; aber da die Kugel oben in die Bruſt gedrungen und der Brand erfolgte, ſtarb er am 4. Junius. Herrn Ryan's Wunde ließ keinen Augenblick ſeine Erhaltung hoffen; der Tod erfolgte nach einigen Tagen."

Wie über Fitzgerald, enthält das vorliegende Buch auch die intereſſanteſten Mittheilungen über Theobald Wolfe Tone, der in der iriſchen Verſchwörung gleichfalls eine bedeutende Rolle ſpielte und ein eben ſo unglückliches Ende nahm. Er war ein edler Menſch, durchglüht vom Feuer der Freiheitsliebe, und agierte einige Zeit als bevollmächtigter Geſandte der Verſchworenen bei den franzöſiſchen Republikanern. Sein Tagebuch, welches ſein Sohn herausgegeben, enthält merkwürdige Notizen über ſeinen Aufenthalt zu Paris während der Sturm- und Drangperiode der franzöſiſchen Revolution. Nach

Irland kehrte er zurück mit der Expedition, die das Direktorium etwas zu spät dorthin unternahm. Die Erzählung von dieser Expedition, wie sie im vorliegenden Buche umständlich zu lesen, ist höchst bedeutungsvoll und zeigt, welchen schwachen Widerstand eine Landung in England finden würde, wenn sie besser organisiert wäre, als damals. Man glaubt, der Schauplatz sei China, wenn man liest, wie einige hundert Franzosen, kommandiert von General Humbert, mit Übermuth das ganze Land durchstreifen und Tausende von Engländern zu Paaren treiben. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, folgende Stelle mitzutheilen:

„Als der Marquis von Cornwallis am 24. August die Nachricht erhielt von der Landung der Franzosen, gab er dem Generallieutenant Lake Befehl, sich nach Galway zu begeben, um das Kommando der sich in Connaught versammelnden Truppen zu übernehmen. Dieser General begab sich nun mit den Truppen, die er zusammenbringen konnte, nach Castlebar, wo er am 26. anlangte und den Generalmajor Hutchinson fand, der dort am Vorabend eingetroffen. Die solchermaßen zu Castlebar versammelten Truppen bestanden aus 4000 Mann regulärer Soldaten, Yeomen und Landmiliz, begleitet von einem starken Park Artillerie. Der Ge-

neral Humbert (welcher die Franzoſen kommandierte,) verließ Ballina den 26. mit 800 Mann und zwei Feldſchlangen, aber ſtatt der gewöhnlichen Heerſtraße durch Foxford, wo der General Taylor mit einem ſtarken Korps ſtationierte, ſchlug er den Bergweg ein bei Barnageehy, wo nur ein geringer Poſten aufgeſtellt war, und um 7 Uhr Morgens den 27. gelangte er bis auf zwei Meilen in die Nähe von Caſtlebar, und fand dort vor der Stadt die königlich engliſchen Truppen poſtiert in der vortheilhafteſten Poſition. Alles war vereinigt, was dieſen Letztern einen leichten Sieg zu verſprechen ſchien. Sie waren in großer Anzahl, 3 bis 4000 Mann, wohlverſorgt mit Artillerie und Munition, ſie waren friſch und wohlerquickt, während der Feind nur aus 800 Mann beſtand, nur zwei Feldſchlangen beſaß, und durch einen mühſamen und höchſt beſchwerlichen Bergmarſch von etwa 24 Stunden ganz ermüdet und abgemattet war. Die königliche Artillerie, vortrefflich dirigiert durch Kapitän Shortall, that im Anfang den Franzoſen ſehr viel Schaden und hielt ſie einige Zeit zurück; aber Dieſe, als ſie ſahen, daſs ſie nicht lange widerſtehen könnten, wenn ſie dem wohlgeleiteten Kanonenfeuer der Engländer zu viel Fronte böten, theilten ſich in kleine Kolonnen und drangen mit ſo ungeſtümem Muthe

vorwärts, daſs in wenigen Minuten die königlichen Truppen zurückwichen und, ergriffen von panischem Schrecken, nach allen Richtungen Reißaus nahmen; in äußerster Verwirrung flohen sie durch die Stadt und nahmen den Weg nach Tuam, einem Ort, der 30 Meilen von Castlebar entfernt liegt. Aber auch hier, wo sie in der Nacht anlangten, glaubten sie sich noch nicht hinlänglich geborgen, sie verweilten nur so lange, als nothwendig war, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, und setzten ihre schmähliche Flucht fort nach Athlone, welches 33 Meilen weiter liegt, und wo der Vortrab am Dienstag den 29. um 1 Uhr anlangte. So groß war ihr Schrecken, daſs sie 36 Meilen weit in 27 Stunden gelaufen! Der Verlust der königlichen Armee bestand in 53 Todten, 35 Verwundeten und 279 Gefangenen. Sie verlor gleichfalls zehn Stück schweren Geschützes und 4 Feldschlangen. Wie Viel die Franzosen verloren, ist nicht bekannt. Die französischen Truppen zogen ein in Castlebar, wo sie ungestört bis zum 4. September blieben."

Da aber die erwarteten Hilfstruppen nicht anlangten und überhaupt die ganze Expedition nach einem schlechten Plane eingeleitet worden, musste sie am Ende erfolglos scheitern. Wolfe Tone, welcher bei dieser Gelegenheit den Engländern in die Hände

fiel, ward vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Strange verurtheilt. Der arme Schelm, er fürchtete den Tod nicht, auf dem Grèveplatz zu Paris hatte er genug Hinrichtungen mit angesehen, aber er war nur an Guillotiniertwerden gewöhnt und hegte eine unüberwindliche Antipathie gegen das hängende Verfahren. Vergebens bat er, daſs man ihn wenigstens erschießen möge, welche Todesart ihm mit größerem Recht gebühre, da er ein französisches Officierspatent beſäße und als Kriegsgefangener zu betrachten sei. Nein, man gab seiner Bitte kein Gehör, und aus Abscheu vor dem Hängen schnitt sich der Unglückliche im Gefängnis die Kehle ab.

Von Milde war bei der englischen Regierung keine Rede zur Zeit der irischen Rebellion. Ich bin kein Freund der Guillotine und hege eben kein besonderes Vorurtheil gegen das Hängen, aber ich muſs bekennen, in der ganzen französischen Revolution sind kaum solche Greuel verübt worden, wie sich deren das englische Militär in Irland zu Schulden kommen ließ. Obgleich ein Anhänger der Regierung, hat doch unser Verfasser diese schändliche Soldatenwirthschaft mit den treuesten Farben geschildert oder vielmehr gebrandmarkt. Gott bewahre uns vor solcher Einquartierung, wie sie auf dem Kastell Kilkea ihren Unfug trieb! Am meisten rührte

mich das Schickſal einer ſchönen Harfe, welche die Engländer mit beſonderm Grimm in Stücke ſchlugen, weil ja die Harfe das Sinnbild Irlands. Auch die blutige Roheit der Aufrührer ſchildert der Verfaſſer mit Unparteilichkeit, und folgende Beſchreibung ihrer Kriegsweiſe trägt das Gepräge der abſcheulichſten Wahrheit.

„Die Art der Heerführung bei den Inſurgenten charakteriſierte ganz dieſe Leute. Sie poſtierten ſich immer auf Anhöhen, die beſonders emporragten, und Das nannten ſie ihr Lager. Ein oder zwei Zelte oder ſonſtiges Gehäuſe diente als Obdach für die Anführer; die Übrigen blieben unter freiem Himmel, Männer und Weiber neben einander ohne Unterſchied, gehüllt in Lumpen oder Bett-Tücher, die Meiſten ohne andere Nachtbedeckung als Das, was ſie am Tage auf dem Leibe trugen. Dieſe Lebensart ward begünſtigt von einem ununterbrochen ſchönen Wetter, wie es in Irland ganz ungewöhnlich iſt. Auch betrachteten ſie dieſen Umſtand als eine beſondere Gunſt der Vorſehung, und man hatte ihnen den Glauben beigebracht, es würde kein Tropfen Regen herabfallen, ehe ſie Meiſter geworden von ganz Irland. In dieſen Lagern, wie man ſich leicht denken kann, unter ſolchen Haufen von rohen, aufruhrſüchtigen Menſchen, herrſchte die ſchrecklichſte

Wirrnis und Unfug jeder Art. Wenn ein Mann des Nachts im gesundesten Schlaf lag, stahl man ihm seine Flinte oder sonstigen Effekten. Um sich gegen diesen Missstand zu sichern, ward es gebräuchlich, dass man, um zu schlafen, sich immer platt auf den Bauch legte und Hut, Schuhe und Dergleichen sich unter der Brust festband. Die Küche war roh über alle Begriffe; das Vieh wurde niedergeworfen und erschlagen, Jeder riss dann nach Herzenslust ein Stück Fleisch davon ab, ohne es zu häuten, und röstete oder vielmehr brannte es am Lagerfeuer, ganz mit dem Fetzen Fell, das daran hängen geblieben. Den Kopf, die Füße und den Überrest des Gerippes ließ man liegen, und es verfaulte auf demselben Platze, wo man das Thier getödtet. Wenn die Insurgenten kein Leder hatten, nahmen sie Bücher und bedienten sich derselben als Sättel, indem sie das Buch, in der Mitte aufgeschlagen, auf den Rücken des Pferdes legten, und Stricke ersetzten Gurt und Steigbügel. Die großen Foliobände, welche man bei Plünderungen erbeutete, erschienen zu diesem Gebrauch ganz besonders schätzbar. Da man sehr kärglich mit Munition versehen war, nahm man die Zuflucht zu Kieselsteinen oder auch zu Kugeln von gehärtetem Lehm. Die Anführer vermieden es immer, den Feind in der Nacht anzu-

greifen, wenn einiger Widerstand zu erwarten war, und zwar weil ihre Leute nie ordentlich ihren Befehlen Folge leisteten, sondern vielmehr dem eignen Ungestüm und den Eingebungen des Momentes gehorchten. In der Schlacht bewachten sie sich nämlich wechselseitig, da Jeder fürchtete, dass ihn die Andern im Stich lassen möchten im Fall eines Rückzuges, der gewöhnlich sehr schnell und unversehens stattfand; deßhalb schlugen sie sich nicht gern des Nachts, wo Keiner auf den Stand seiner Genossen genau Acht haben konnte und immer besorgen musste, dass sie plötzlich, ehe er sich Dessen versehen, Reißaus nähmen (was man make the run nennt) und ihn alsdann in den Händen Derer zurück ließen, die nie Pardon gaben; Keiner traute dem Andern. Es lässt sich behaupten, dass diese Aufrührer sich nie eine rohe Handlung oder Unziemlichkeit gegen Weiber oder Kinder zu Schulden kommen ließen; nur der Brand von Scullabogue und die Behandlung Mackee's und seiner Familie in der Grafschaft Down macht eine Ausnahme; ausgenommen diese wüthende Metzelei, wo auf Geschlecht und Alter nicht mehr geachtet wurde, kenne ich kein Beispiel, dass irgendwo ein Weib von den Rebellen misshandelt worden wäre. Ich fürchte,

wir können ihren Gegnern kein eben ſo rühmliches Zeugnis ertheilen.“

Dieſe Schilderung der Kriegsführung bei den iriſchen Inſurgenten leitete mich auf zwei Bemerkungen, die ich hier in der Kürze mittheilen will. Zunächſt bemerke ich, daſs Bücher bei einem Volksaufſtand ſehr brauchbar ſein können, nämlich als Pferdeſättel, woran unſere revolutionären Thatmänner gewiſs noch nicht dachten, denn ſie würden ſonſt auf alles Bücherſchreiben nicht ſo ungehalten ſein. Und dann bemerke ich, daſs Paddy in einem Kampf mit John Bull immer den Kürzern ziehen und Dieſer ſeine Herrſchaft über Irland nicht ſo leicht einbüßen wird. Iſt etwa der Irländer minder tapfer, als der Engländer? Nein, vielleicht hat er ſogar noch mehr perſönlichen Muth. Aber bei Jenem iſt das Gefühl des Individualismus ſo vorherrſchend, daſs er, der einzeln ſo tapfer, dennoch gar zaghaft und unzuverläſſig iſt in jeder Aſſociation, wo er ſeinem Nebenmann vertrauen und ſich einem Geſammtwillen unterordnen ſoll. Solcher Geiſt des Individualismus iſt vielleicht ein Charakterzug jenes celtiſchen Stammes, der den Kern des iriſchen Volkes bildet. Bei den Bewohnern der Bretagne in Frankreich gewahren wir dieſelbe Erſcheinung, und nicht mit Unrecht hat der geniale Michelet in ſeiner

französischen Geschichte überall darauf hingewiesen, wie jener Charakterzug des Individualismus im Leben und Streben der berühmten Bretonen so bedeutungsvoll hervortritt. Sie zeichneten sich aus durch ein fast abenteuerliches Ringen des individuellen Geistes mit einer konstituierten Autorität, durch das Geltendmachen der Persönlichkeit. Der germanische Stamm ist disciplinierbarer und ficht und denkt besser in Reih' und Glied, aber er ist auch empfänglicher für Dienstbarkeit, als der celtische Stamm. Die Verschmelzung beider Elemente, des germanischen und des celtischen, wird immer etwas Vortreffliches zu Tage fördern, und England wie Irland werden nicht bloß politisch, sondern auch moralisch gewinnen, sobald sie einst ein einiges, organisches Ganze bilden.

Ludwig Marcus.

Denkworte.

Geſchrieben zu Paris, den 22. April 1844.)

Was iſt der Grund, warum von den Deutſchen, die nach Frankreich herüber gekommen, ſo Viele in Wahnſinn verfallen? Die Meiſten hat der Tod aus der Geiſtesnacht erlöſt; Andere ſind in Irrenanſtalten gleichſam lebendig begraben; Viele auch, denen ein Funken von Bewuſſtſein geblieben, ſuchen ihren Zuſtand zu verbergen, und gebärden ſich halbweg vernünftig, um nicht eingeſperrt zu werden. Dies ſind die Pfiffigen; die Dummen können ſich nicht lange verſtellen. Die Anzahl Derer, die mit mehr oder minder lichten Momenten an dem finſtern Übel leiden, iſt ſehr groß, und man möchte faſt behaupten, der Wahnſinn ſei die Nationalkrankheit der Deutſchen in Frankreich. Wahrſcheinlich bringen wir den Keim des Gebreſtens mit über den Rhein, und auf dem hitzigen Boden, dem glühenden As-

phaltpflaster der hiesigen Gesellschaft, gedeiht rasch zur blühendsten Verrücktheit, was in Deutschland lebenslang nur eine närrische Krüppelpflanze geblieben wäre. Oder zeugt es schon von einem hohen Grade des Wahnwitzes, dass man das Vaterland verließ, um in der Fremde „die harten Treppen“ auf und ab zu steigen, und das noch härtere Brot des Exils mit seinen Thränen zu feuchten? Man muss jedoch bei Leibe nicht glauben, als seien es excentrische Sturm- und Drangnaturen, oder gar Freunde des Müßiggangs und der entfesselten Sinnlichkeit, die sich hier in die Abgründe des Irrsinns verlieren — nein, dieses Unglück betraf immer vorzugsweise die honorabelsten Gemüther, die fleißigsten und enthaltsamsten Geschöpfe.

Zu den beklagenswerthesten Opfern, die jener Krankheit erlagen, gehört auch unser armer Landsmann Ludwig Marcus. Dieser deutsche Gelehrte, der sich durch Fülle des Wissens eben so rühmlich auszeichnete, wie durch hohe Sittlichkeit, verdient in dieser Beziehung, dass wir sein Andenken durch einige Worte ehren.

Seine Familienverhältnisse und das ganze Detail seiner Lebensumstände sind uns nie genau bekannt gewesen. Soviel ich weiß, ist er geboren zu Dessau im Jahre 1798, von unbemittelten Eltern,

die dem gottesfürchtigen Kultus des Judenthums anhingen. Er kam Anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu ſtudieren, verließ aber bald dieſe Wiſſenſchaft. Dort zu Berlin ſah ich ihn zuerſt, und zwar im Kollegium von Hegel, wo er oft neben mir ſaß und die Worte des Meiſters gehörig nachſchrieb. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch ſeine äußere Erſcheinung war nichts weniger als jugendlich. Ein kleiner ſchmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greiſenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine ſolche Mißförmlichkeit aber war nicht an ihm zu bemerken, und eben über dieſen Mangel wunderte man ſich. Diejenigen, welche den verſtorbenen Moſes Mendelsſohn perſönlich gekannt, bemerkten mit Erſtaunen die Ähnlichkeit, welche die Geſichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweiſen darboten, der ſonderbarerweiſe ebenfalls aus Deſſau gebürtig war. Hätten ſich die Chronologie und die Tugend nicht allzubeſtimmt für den ehrwürdigen Moſes verbürgt, ſo könnten wir auf einen ſehr frivolen Gedanken gerathen.

Aber dem Geiſte nach war Marcus wirklich ein ganz naher Verwandter jenes großen Reformators der deutſchen Juden, und in ſeiner Seele

wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der bescheidene Rechtsinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugsame, eiserne Liebe für die unterdrückten Glaubensgenossen. Das Schicksal derselben war, wie bei jenem Moses, auch bei Marcus der schmerzlich glühende Mittelpunkt aller seiner Gedanken, das Herz seines Lebens. Schon damals in Berlin war Marcus ein Polyhistor, er stöberte in allen Bereichen des Wissens, er verschlang ganze Bibliotheken, er verwühlte sich in allen Sprachschätzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellsten wie im partikularsten Sinne, war am Ende sein Lieblingsstudium geworden; es gab auf diesem Erdball kein Faktum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen seinen Geisteserkursionen kam er immer gleichsam nach Hause zurück zu der Leidensgeschichte Israel's, zu der Schädelstätte Jerusalem's und zu dem kleinen Väterdialekt Palästina's, um dessentwillen er vielleicht die semitischen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Dieser Zug war wohl der hervorstechend wichtigste im Charakter des Ludwig Marcus, und er giebt ihm seine Bedeutung und sein Verdienst; denn nicht bloß das Thun, nicht bloß die Thatsache

der hinterlaſſenen Leiſtung giebt uns ein Recht auf ehrende Anerkennung nach dem Tode, ſondern auch das Streben ſelbſt, und gar beſonders das unglückliche Streben, das geſcheiterte, fruchtloſe, aber großmüthige Wollen.

Andere werden vielleicht das erſtaunliche Wiſſen, das der Verſtorbene in ſeinem Gedächtnis aufgeſtapelt hatte, ganz beſonders rühmen und preiſen; für uns hat daſſelbe keinen ſonderlichen Werth. Wir konnten überhaupt dieſem Wiſſen, ehrlich geſtanden, niemals Geſchmack abgewinnen. Alles, was Marcus wuſſte, wuſſte er nicht lebendig organiſch, ſondern als todte Geſchichtlichkeit, die ganze Natur verſteinerte ſich ihm, und er kannte im Grunde nur Foſſilien und Mumien. Dazu geſellte ſich eine Ohnmacht der künſtleriſchen Geſtaltung, und wenn er Etwas ſchrieb, war es ein Mitleid, anzuſehen, wie er ſich vergebens abmühte, für das Darzuſtellende die nothdürftigſte Form zu finden. Ungenießbar, unverdaulich, abſtrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geſchrieben.

Außer einigen linguiſtiſchen, aſtronomiſchen und botaniſchen Schriften, hat Marcus eine Geſchichte der Vandalen in Afrika, und in Verbindung mit dem Profeſſor Duisberg eine nordafrikaniſche Geographie herausgegeben. Er hinterläſſt in Manuſkript

ein ungeheuer großes Werk über Abyſſinien, welches ſeine eigentliche Lebensarbeit zu ſein ſcheint, da er ſich ſchon zu Berlin mit Abyſſinien beſchäftigt hatte. Nach dieſem Lande zogen ihn wohl zunächſt die Unterſuchungen über die Falaſchas, einen jüdiſchen Stamm, der lange in den abyſſiniſchen Gebirgen ſeine Unabhängigkeit bewahrt hat. Ja, obgleich ſein Wiſſen ſich über alle Weltgegenden verbreitete, ſo wuſſte Marcus doch am beſten Beſcheid hinter den Mondgebirgen Äthiopiens, an den verborgenen Quellen des Nil's, und ſeine größte Freude war, den Bruce oder gar den Haſſelquiſt auf Irrthümern zu ertappen. Ich machte ihn einſt glücklich, als ich ihn bat, mir aus arabiſchen und talmudiſchen Schriften Alles zu kompilieren, was auf die Königin von Saba Bezug hat. Dieſer Arbeit, die ſich vielleicht noch unter meinen Papieren befindet, verdanke ich es, daſs ich noch zu heutiger Stunde weiß, weſshalb die Könige von Abyſſinien ſich rühmen, aus dem Stamme David entſproſſen zu ſein: ſie leiten dieſe Abſtammung von dem Beſuch her, den ihre Ältermutter, die beſagte Königin von Saba, dem weiſen Salomon zu Jeruſalem abgeſtattet. Wie ich aus beſagter Kompilation erſah, iſt dieſe Dame gewiſs eben ſo ſchön geweſen wie die Helena von Sparta. Jedenfalls hat ſie ein

ähnliches Schicksal nach dem Tode, da es verliebte Rabbiner giebt, die sie durch kabbalistische Zauberkunst aus dem Grabe zu beschwören wissen; nur sind sie manchmal übel daran mit der beschworenen Schönen, die den großen Fehler hat, daſs sie, wo sie sich einmal hingesetzt, gar zu lange sitzen bleibt. Man kann sie nicht los werden.

Ich habe bereits angedeutet, daſs irgend ein Interesse der jüdischen Geschichte immer letzter Grund und Antrieb war bei den gelehrten Arbeiten des seligen Marcus; in wie weit Dergleichen auch bei seinen abyssinischen Studien der Fall war, und wie auch diese ihn ganz frühzeitig in Anspruch genommen, ergiebt sich unabweisbar aus einem Artikel, den er schon damals zu Berlin in der „Zeitschrift für Kultur und Wissenschaft des Judenthums“ abdrucken ließ. Er behandelte nämlich darin die Beschneidung bei den Abyssinierinnen. Wie herzlich lachte der verstorbene Gans, als er mir in jenem Aufsatze die Stelle zeigte, wo der Verfasser den Wunsch aussprach, es möchte Jemand diesen Gegenstand bearbeiten, der demselben besser gewachsen sei.

Die äußere Erscheinung des kleinen Mannes, die nicht selten zum Lachen reizte, verhinderte ihn jedoch keineswegs, zu den ehrenwerthesten Mitgliedern jener Gesellschaft zu zählen, welche die oben

erwähnte Zeitschrift herausgab, und eben unter dem Namen: „Verein für Kultur und Wissenschaft des Judenthums“ eine hochfliegend große, aber unausführbare Idee verfolgte. Geistbegabte und tiefherzige Männer versuchten hier die Rettung einer längst verlornen Sache, und es gelang ihnen höchstens, auf den Wahlstätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins besteht in einigen historischen Arbeiten, in Geschichtsforschungen, worunter namentlich die Abhandlungen des Dr. Zunz über die spanischen Juden im Mittelalter zu den Merkwürdigkeiten der höhern Kritik gezählt werden müssen.

Wie dürfte ich von jenem Vereine reden, ohne dieses vortrefflichen Zunz zu erwähnen, der in einer schwankenden Übergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte, und trotz seinem Scharfsinn, seiner Skepsis, seiner Gelehrsamkeit, dennoch treu blieb dem selbst gegebenen Worte, der großmüthigen Grille seiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geschaffen und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinsanken.

Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung vereinigte und, obgleich schon hochbejahrt, an den jugendlichsten

Irrgedanken des Vereins Theil nahm. Er war ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit seines Lebens der eifrigste Anhänger der Kantischen Philosophie, für diese litt er in seiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er sich nie trennen von der alten Gemeinde des mosaischen Bekenntnisses, er wollte nie die äußere Glaubenskokarde ändern. Schon der Schein einer solchen Verleugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie gesagt, ein eingefleischter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken seines Geistes angedeutet. Wenn wir von Hegel'scher Philosophie sprachen, schüttelte er sein kahles Haupt und sagte, Das sei Aberglaube. Er schrieb ziemlich gut, sprach aber viel besser. Für die Zeitschrift des Vereins lieferte er einen merkwürdigen Aufsatz über den Messiasglauben bei den Juden, worin er mit kritischem Scharfsinn zu beweisen suchte, daſs der Glaube an einen Messias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdischen Religion gehöre, und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten sei.

Das thätigste Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele desselben, war M. Moser, der vor einigen Jahren starb, aber schon im jugendlichsten Alter nicht bloß die gründlichsten Kenntnisse besaß, sondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menschheit, von der Sehnsucht, das Wissen zu verwirklichen in heilsamer That. Er war unermüdlich in philanthropischen Bestrebungen, er war sehr praktisch, und hat in scheinloser Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publikum hat von seinem Thun und Schaffen Nichts erfahren, er focht und blutete inkognito, sein Name ist ganz unbekannt geblieben, und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung. Unsere Zeit ist nicht so ärmlich, wie man glaubt; sie hat erstaunlich viele solcher anonymen Märtyrer hervorgebracht.

Der Nekrolog des verstorbenen Marcus leitete mich unwillkürlich zu dem Nekrolog des Vereins, zu dessen ehrenwerthesten Mitgliedern er gehörte, und als dessen Präsident der schon erwähnte, jetzt ebenfalls verstorbene Eduard Gans sich geltend machte. Dieser hochbegabte Mann kann am wenigsten in Bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Märtyrerthum gerühmt werden. Ja, wenn auch seine Seele sich rasch und weit erschloß

für alle Heilsfragen der Menschheit, so ließ er doch selbst im Rausche der Begeisterung niemals die Personalinteressen außer Acht. Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Thee kam, machte die richtige Bemerkung, daſs er während der eifrigsten Diskussion und trotz seiner großen Zerstreutheit dennoch, nach dem Teller der Butterbröte hinlangend, immer diejenigen Butterbröte ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käse, sondern mit frischem Lachs bedeckt waren.

Die Verdienste des verstorbenen Gans um deutsche Wissenschaft sind allgemein bekannt. Er war einer der rührigsten Apostel der Hegel'schen Philosophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömischen Rechts, welche, ohne Ahnung von dem Geiste, der in der alten Gesetzgebung einst lebte, nur damit beschäftigt sind, die hinterlassene Garderobe derselben auszustäuben, von Motten zu säubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte solchen Servilismus selbst in seiner elegantesten Livrée. Wie wimmert unter seinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwickelung des deutschen Freiheitsinnes, er entfesselte die gebundensten Gedanken und riſs der

Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeist, dessen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigstens herrlich leuchteten. Aber den trübsinnigen Ausspruch des Dichters (im zweiten Theile des „Faust“):

„Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daſs Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haſs,
Daſs, wo sie immer auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt“ —

dieses fatale Wort müssen wir auch auf das Verhältnis der Genialität zur Tugend anwenden, diese beiden leben ebenfalls in beständigem Hader, und kehren sich manchmal verdrieſslich den Rücken. Mit Bekümmernis muſs ich hier erwähnen, daſs Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Kultu und Wissenschaft des Judenthums Nichts weniger als tugendhaft handelte, und sich die unverzeihlichste Felonie zu Schulden kommen lieſs. Sein Abfall war um so widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators gespielt und bestimmte Präsidialpflichten

übernommen hatte. Es ist hergebrachte Pflicht, daſs der Kapitän immer der Letzte sei, der das Schiff verlässt, wenn dasselbe scheitert — Gans aber rettete sich selbst zuerst. Wahrlich, in moralischer Beziehung hat der kleine Marcus den großen Gans überragt, und er könnte hier ebenfalls beklagen, daſs Gans seiner Aufgabe nicht besser gewachsen war.

Wir haben die Theilnahme des Marcus an dem Verein für Kultur und Wissenschaft des Judenthums als einen Umstand bezeichnet, der uns wichtiger und denkwürdiger erschien, als all sein stupendes Wissen und seine sämmtlichen gelehrten Arbeiten. Ihm selber mag ebenfalls die Zeit, wo er den Bestrebungen und Illusionen jenes Vereins sich hingab, als die sonnigste Blüthenstunde seines kümmerlichen Lebens erschienen sein. Deſshalb musste hier jenes Vereines ganz besonders Erwähnung geschehen, und eine nähere Erörterung seines Gedankens wäre wohl nicht überflüssig. Aber der Raum und die Zeit und ihre Hüter gestatten in diesen Blättern keine solche ausgeführte Darstellung, da letztere nicht bloß die religiösen und bürgerlichen Verhältnisse der Juden, sondern auch die aller deistischen Sekten auf diesem Erdball umfassen müsste. Nur so Viel will ich hier aussprechen, daſs der esoterische Zweck jenes Vereins nichts Anderes war,

als eine Vermittlung des historischen Judenthums mit der modernen Wissenschaft, von welcher man annahm, daſs sie im Laufe der Zeit zur Weltherrschaft gelangen würde. Unter ähnlichen Umständen zur Zeit des Philo, als die griechische Philosophie allen alten Dogmen den Krieg erklärte, ward in Alexandrien Ähnliches versucht, mit mehr oder minderem Misgeschick. Von schismatischer Aufklärerei war hier nicht die Rede, und noch weniger von jener Emancipation, die in unsern Tagen manchmal so ekelhaft geistlos durchgeträtscht wird, daſs man das Interesse dafür verlieren könnte. Namentlich haben es die israelitischen Freunde dieser Frage verstanden, sie in eine wässerig graue Wolke von Langweiligkeit zu hüllen, die ihr schädlicher ist, als das blödsinnige Gift der Gegner. Da giebt es gemüthliche Pharisäer, die noch besonders damit prahlen, daſs sie kein Talent zum Schreiben besitzen und dem Apollo zum Trotz für Jehovah die Feder ergriffen haben. Mögen die deutschen Regierungen doch recht bald ein ästhetisches Erbarmen mit dem Publikum haben, und jenen Salbadereien ein Ende machen durch Beschleunigung der Emancipation, die doch früh oder spät bewilligt werden muſs.

Ja, die Emancipation wird früh oder spät bewilligt werden müssen, aus Gerechtigkeitsgefühl,

aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Klassen keine religiöse Wurzel mehr, und bei den untern Klassen transformiert sie sich täglich mehr und mehr in den socialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaß hat jetzt einen andern Namen, sogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, so sind sie endlich zur hochweisen Ansicht gelangt, daß der Staat ein organischer Körper ist, und daß derselbe nicht zu einer vollkommenen Gesundheit gelangen kann, so lange ein einziges seiner Glieder, und sei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreste leidet. Ja, der Staat mag noch so keck sein Haupt tragen und mit breiter Brust allen Stürmen trotzen, das Herz in der Brust, und sogar das stolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müssen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeschränkungen sind solche Hühneraugen an den deutschen Staatsfüßen.

Und bedächten gar die Regierungen, wie entsetzlich der Grundpfeiler aller positiven Religionen, die Idee des Deismus selbst, von neuen Doktrinen bedroht ist, wie die Fehde zwischen dem Wissen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes

Scharmützel, sondern bald eine wilde Todesschlacht sein wird — bedächten die Regierungen diese verhüllten Nöthen, sie müssten froh sein, dass es noch Juden auf der Welt giebt, dass die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter sie genannt hat, noch auf den Beinen steht, dass es noch ein Volk Gottes giebt. Statt sie von ihrem Glauben durch gesetzliche Beschränkungen abtrünnig zu machen, sollte man sie noch durch Prämien darin zu stärken suchen, man sollte ihnen auf Staatskosten ihre Synagogen bauen, damit sie nur hineingehen, und das Volk draußen sich einbilden mag, es werde in der Welt noch Etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das ist eitel Wasser und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beschneidung, Das ist der Glauben, eingeschnitten ins Fleisch; in den Geist lässt er sich nicht mehr einschneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube festgebunden wird auf den Arm; der Staat sollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, sowie auch das Mehl zu Matzekuchen, woran das gläubige Israel schon drei Jahrtausende knuspert. Fördert, beschleunigt die Emancipation, damit sie nicht zu spät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt

ein Sprichwort: „Während der Weise sich besinnt, besinnt sich auch der Narr.“

Die vorstehenden Betrachtungen knüpften sich natürlich an die Person, die ich hier zu besprechen hatte, und die, wie ich schon bemerkt, weniger durch individuelle Bedeutung, als vielmehr durch historische und moralische Bezüge, unser Interesse in Anspruch nimmt. Ich kann auch aus eigner Anschauung nur Geringfügiges berichten über das äußere Leben unseres Marcus, den ich zu Berlin bald aus den Augen verlor. Wie ich hörte, war er nach Frankreich gewandert, da er, trotz seines außerordentlichen Wissens und seiner hohen Sittlichkeit, dennoch in den Überbleibseln mittelalterlicher Gesetze ein Hindernis der Beförderung im Vaterlande fand. Seine Eltern waren gestorben, und aus Großmuth hatte er zum Besten seiner hilfsbedürftigern Geschwister auf die Verlassenschaft verzichtet. Etwa fünfzehn Jahre vergingen, und ich hatte lange Nichts mehr gehört, weder von Ludwig Marcus, noch von der Königin von Saba, weder von Hasselquist, noch von den beschnittenen Abyssinierinnen, da trat mir eines Tages der kleine Mann hier zu Paris wieder entgegen und erzählte mir, dass er unterdessen Professor in Dijon gewesen, jetzt aber einer ministeriellen Unbill wegen die Professur aufgegeben habe

und hier bleiben wolle, um die Hilfsquellen der Bibliothek für sein großes Werk zu benützen. Wie ich von Andern hörte, war ein bischen Eigensinn im Spiel, und das Ministerium hatte ihm sogar vorgeschlagen, wie in Frankreich gebräuchlich, seine Stelle durch einen wohlfeiler besoldeten Suppleanten zu besetzen und ihm selber den größten Theil seines Gehalts zu lassen. Dagegen sträubte sich die große Seele des Kleinen, er wollte nicht fremde Arbeit ausbeuten, und er ließ seinem Nachfolger die ganze Besoldung. Seine Uneigennützigkeit ist hier um so merkwürdiger, da er damals blutarm in rührender Dürftigkeit sein Leben fristete. Es ging ihm sogar sehr schlecht, und ohne die Engelhilfe einer schönen Frau wäre er gewiss im darbenden Elend verkommen. Ja, es war eine sehr schöne und große Dame von Paris, eine der glänzendsten Erscheinungen des hiesigen Weltlebens, die, als sie von dem wunderlichen Kauz hörte, in die Dunkelheit seines kümmerlichen Lebens hinabstieg und mit anmuthiger Zartsinnigkeit ihn dahin zu bringen wusste, einen bedeutenden Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Ich glaube, seinen Stolz zähmte hier ganz besonders die Aussicht, dass seine Gönnerin, die Gattin des reichsten Bankiers dieses Erdballs, späterhin sein großes Werk auf ihre Kosten

drucken lassen werde. Einer Dame, dachte er, die wegen ihres Geistes und ihrer Bildung so viel gerühmt wird, müsse doch sehr viel daran gelegen sein, daſs endlich eine gründliche Geschichte von Abyssinien geschrieben werde, und er fand es ganz natürlich, daſs sie dem Autor durch einen Jahrgehalt seine große Mühe und Arbeit zu vergüten suchte.

Die Zeit, während welcher ich den guten Marcus nicht gesehen, etwa fünfzehn Jahre, hatte auf sein Äußeres eben nicht verschönernd gewirkt. Seine Erscheinung, die früher ans Possierliche streifte, war jetzt eine entschiedene Karikatur geworden, aber eine angenehme, liebliche, ich möchte fast sagen: erquickende Karikatur. Ein spaßhaft wehmüthiges Ansehen gab ihm sein von Leiden durchfurchtes Greisengesicht, worin die kleinen pechschwarzen Äuglein vergnüglich lebhaft glänzten, und gar sein abenteuerlicher, fabelhafter Haarwuchs! Die Haare nämlich, welche früher pechschwarz und anliegend gewesen, waren jetzt ergraut, und umgaben in krauser aufgesträubter Fülle das schon außerdem unverhältnismäßig große Haupt. Er glich so ziemlich jenen breitköpfigen Figuren mit dünnem Leibchen und kurzen Beinchen, die wir auf den Glasscheiben eines chinesischen Schattenspiels sehen. Besonders wenn mir

die zwerghafte Gestalt in Gesellschaft seines Kollaborators, des ungeheuer großen und stattlichen Professors Dnisberg auf den Boulevards begegnete, jauchzte mir der Humor in der Brust. Einem meiner Bekannten, der mich frug, wer der Kleine wäre, sagte ich, es sei der König von Abyssinien, und dieser Name ist ihm bis an sein Ende geblieben. Hast du mir deßhalb gezürnt, theurer, guter Marcus? Für deine schöne Seele hätte der Schöpfer wirklich eine bessere Enveloppe erschaffen können. Der liebe Gott ist aber zu sehr beschäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff ist, der edlen Perle eine prächtig ciselierte Goldfassung zu verleihen, wird er plötzlich gestört, und er wickelt das Juwel geschwind in das erste, beste Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ungefähr fünf Jahre lebte Marcus im weisesten Seelenfrieden zu Paris; es ging ihm gut, ja sogar einer seiner Lieblingswünsche war in Erfüllung gegangen; er besaß eine kleine Wohnung mit eignen Möbeln, und zwar in der Nähe der Bibliothek! Ein Verwandter, ein Schwestersohn, besucht ihn hier eines Abends, und kann sich nicht genug darüber wundern, daß der Oheim sich plötzlich auf die Erde setzt und mit wilder, trotziger Stimme die scheußlichsten Gassenlieder zu singen

beginnt. Er, der nie gesungen, und in Wort und Ton immer die Keuschheit selbst war! Aber die Sache ward noch grauenhaft befremdlicher, als der Oheim zornig emporsprang, das Fenster aufstieß und erst seine Uhr zur Straße hinabschmiss, dann seine Manuskripte, Tintenfass, Federn, seine Geldbörse. Als der Neffe sah, dass der Oheim das Geld zum Fenster hinauswarf, konnte er nicht länger an seinem Wahnsinn zweifeln. Der Unglückliche ward in die Heilanstalt des Dr. Pinnel zu Chaillot gebracht, wo er nach vierzehn Tagen unter schauderhaften Leiden den Geist aufgab. Er starb am 15. Julius, und ward am 17. auf dem Kirchhof Montmartre begraben. Ich habe leider seinen Tod zu spät erfahren, als dass ich ihm die letzte Ehre erweisen konnte. Indem ich heute diese Blätter seinem Andenken widme, wollte ich das Versäumte nachholen und gleichsam im Geist an seinem Leichenbegängnis Theil nehmen.

Jetzt aber öffnet mir noch einmal den Sarg, damit ich nach altem Brauch den Todten um Verzeihung bitte für den Fall, dass ich ihn etwa im Leben beleidigt. — Wie ruhig der kleine Marcus jetzt aussieht! Er scheint darüber zu lächeln, dass ich seine gelehrten Arbeiten nicht besser gewürdigt habe. Daran mag ihm Wenig gelegen sein, denn

hier bin ich ja doch kein so kompetenter Richter wie etwa sein Freund S. Munk, der Orientalist, der mit einer umfassenden Biographie des Verstorbenen und mit der Herausgabe seiner hinterlassenen Werke beschäftigt sein soll.

Spätere Note.

(Im März 1854.)

Da ich mich immer einer guten Gesinnung und eines eben so guten Stiles beflissen, so genieße ich die Genugthuung, daſs ich es wagen darf, unter dem anspruchvollen Namen „Denkworte“ die vorstehenden Blätter hier mitzutheilen, obgleich sie anonym für das Tagesbedürfnis der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ bereits vor zehn Jahren geschrieben worden. Seit jener Zeit hat sich Vieles in Deutschland verändert, und auch die Frage von der bürgerlichen Gleichstellung der Bekenner des mosaischen Glaubens, die gelegentlich in obigen Blättern besprochen ward, hat seitdem sonderbare Schicksale erlitten. Im Frühling des Jahres 1848 schien sie auf immer erledigt, aber, wie mit so vielen andern Errungenschaften aus jener Blüthezeit

deutſcher Hoffnung, mag es jetzt in unſrer Heimat auch mit beſagter Frage ſehr rückgängig ausſehen, und an manchen Orten ſoll ſie ſich wieder, wie man mir ſagt, im ſchmachvollſten statu quo befinden. Die Juden dürften endlich zur Einſicht gelangen, daſs ſie erſt dann wahrhaft emancipiert werden können, wenn auch die Emancipation der Chriſten vollſtändig erkämpft und ſichergeſtellt worden. Ihre Sache iſt identiſch mit der des deutſchen Volks, und ſie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutſchen längſt gebührte.

Ich habe in obigen Blättern angedeutet, daſs ſich der Gelehrte S. Munk mit einer Herausgabe der hinterlaſſenen Schriften des ſeligen Marcus beſchäftigen werde. Leider iſt Dieſes jetzt unmöglich, da jener große Orientaliſt an einem Übel leidet, das ihm nicht erlaubt, ſich einer ſolchen Arbeit zu unterziehen; er iſt nämlich ſeit zwei Jahren gänzlich erblindet. Ich vernahm erſt kürzlich dieſes betrübſame Ereignis, und erinnere mich jetzt, daſs der vortreffliche Mann trotz bedenklicher Symptome ſein leidendes Geſicht nie ſchonen wollte. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn auf der königlichen Bibliothek zu ſehen, ſaß er vergraben in einem Wuſt von arabiſchen Manuſkripten, und es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er ſeine kranken, blaſſen

Augen mit der Entzifferung des phantastisch geschnörkelten Abrakadabra anstrengte. Er war Kustos in besagter Bibliothek, und er ist jetzt nicht mehr im Stande, dieses kleine Amt zu verwalten. Hauptsächlich mit dem Ertrag seiner literarischen Arbeiten bestritt er den Unterhalt einer zahlreichen Familie. Blindheit ist wohl die härteste Heimsuchung, die einen deutschen Gelehrten treffen kann. Sie trifft diesmal die bravste Seele, die gefunden werden mag; Munk ist uneigennützig bis zum Hochmuth, und bei all seinem reichen Wissen von einer rührenden Bescheidenheit. Er trägt gewiss sein Schicksal mit stoischer Fassung und religiöser Ergebung in den Willen des Herrn.

Aber warum muss der Gerechte so Viel leiden auf Erden? Warum muss Talent und Ehrlichkeit zu Grunde gehen, während der schwadronierende Hanswurst, der gewiss seine Augen niemals durch arabische Manuskripte trüben mochte, sich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und fast stinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löst nicht diese böse Frage. Im Gegentheil, dieses Buch ist das Hohelied der Skepsis, und es zischen und pfeifen darin die entsetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, dass bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchiv-Kommission, deren Präsi-

dent Esra war, jenes Buch in den Kanon der heiligen Schriften aufgenommen? Ich habe mir oft diese Frage gestellt. Nach meinem Vermuthen thaten Solches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverstand, sondern weil sie in ihrer hohen Weisheit wohl wussten, dass der Zweifel in der menschlichen Natur tief begründet und berechtigt ist, und dass man ihn also nicht täppisch ganz unterdrücken, sondern nur heilen muss. Sie verfuhren bei dieser Kur ganz homöopathisch, durch das Gleiche auf das Gleiche wirkend, aber sie gaben keine homöopathisch kleine Dosis, sie steigerten vielmehr dieselbe aufs ungeheuerste, und eine solche überstarke Dosis von Zweifel ist das Buch Hiob; dieses Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Hausapotheke der Menschheit. Ja, wie der Mensch, wenn er leidet, sich ausweinen muss, so muss er sich auch auszweifeln, wenn er sich grausam gekränkt fühlt in seinen Ansprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigste Weinen, so entsteht auch durch den höchsten Grad des Zweifels, den die Deutschen so richtig die Verzweiflung nennen, die Krisis der moralischen Heilung. — Aber wohl Demjenigen, der gesund ist und keiner Medicin bedarf!

Geſtändniſſe.

(Geſchrieben im Winter 1853—54.)

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter ſchrieb ich, um ſie einer neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne“ einzuverleiben. Vorausſetzend, daſs ihr Inhalt auch die Aufmerkſamkeit des heimiſchen Publikums in Anſpruch nehmen dürfte, veröffentliche ich dieſe Geſtändniſſe ebenfalls in deutſcher Sprache, und zwar noch vor dem Erſcheinen der franzöſiſchen Verſion. Zu dieſer Vorſicht zwingt mich die Fingerfertigkeit ſogenannter Überſetzer, die, obgleich ich jüngſt in deutſchen Blättern die Original-Ausgabe eines Opus ankündigte, dennoch ſich nicht entblödeten, aus einer Pariſer Zeitſchrift den bereits in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Anfang meines Werks aufzuſchnappen und als beſondere Broſchüre verdeutſcht herauszugeben*), ſolchermaßen nicht bloß

*) „Die verbannten Götter“ von Heinrich Heine. Aus dem Franzöſiſchen. Nebſt Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin. Guſtav Hempel. 1853.

die literarische Reputation, sondern auch die Eigenthumsinteressen des Autors beeinträchtigend. Dergleichen Schnapphähne sind weit verächtlicher, als der Straßenräuber, der sich muthig der Gefahr des Gehenktwerdens aussetzt, während Jene, mit feigster Sicherheit die Lücken unsrer Preßgesetzgebung ausbeutend, ganz straflos den armen Schriftsteller um seinen eben so mühsamen wie kümmerlichen Erwerb bestehlen können. Ich will den besondern Fall, von welchem ich rede, hier nicht weitläuftig erörtern; überrascht, ich gestehe es, hat die Büberei mich nicht. Ich habe mancherlei bittere Erfahrungen gemacht, und der alte Glaube oder Aberglaube an deutsche Ehrlichkeit ist bei mir sehr in die Krümpe gegangen. Ich kann es nicht verhehlen, daſs ich zumal während meines Aufenthalts in Frankreich sehr oft das Opfer jenes Aberglaubens ward. Sonderbar genug! unter den Gaunern, die ich leider zu meinem Schaden kennen lernte, befand sich nur ein einziger Franzose, und dieser Gauner war gebürtig aus einem jener deutschen Gauen, die, einst dem deutschen Reich entrissen, jetzt von unsern Patrioten zurückverlangt werden. Sollte ich in der ethnographischen Weise des Leporello eine illustrierte Liste von den respektiven Spitzbuben anfertigen, die mir die Tasche geleert, so würden freilich alle civili-

sierten Länder darin zahlreich genug repräsentiert werden, aber die Palme bliebe doch dem Vaterlande, welches das Unglaublichste geleistet, und ich könnte davon ein Leid singen mit dem Refrain:

„Aber in Deutschland tausend und drei!"

Charakteristisch ist es, daſs unsern deutschen Schelmen immer eine gewisse Sentimentalität anklebt. Sie sind keine kalten Verstandesspitzbuben, sondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüth, sie nehmen den wärmsten Antheil an dem Schicksal Derer, die sie bestohlen, und man kann sie nicht los werden. Sogar unsere vornehmen Industrieritter sind nicht bloße Egoisten, die nur für sich stehlen, sondern sie wollen den schnöden Mammon erwerben, um Gutes zu thun; in den Freistunden, wo sie nicht von ihren Berufsgeschäften, z. B. von der Direktion einer Gasbeleuchtung der böhmischen Wälder, in Anspruch genommen werden, beschützen sie Pianisten und Journalisten, und unter der buntgestickten, in allen Farben der Iris schillernden Weste trägt Mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein obenerwähntes Opus in sogenannter Übersetzung als Broschüre herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Per-

son, worin er wehmüthig meinen traurigen Gesundheitszustand bejammert, und durch eine Zusammenstellung von allerlei Zeitungsartikeln über mein jetziges klägliches Aussehen die rührendsten Nachrichten mittheilt, so dass ich hier von Kopf bis zu Fuß beschrieben bin, und ein witziger Freund bei dieser Lektüre lachend ausrufen konnte: „Wir leben wirklich in einer verkehrten Welt, und es ist jetzt der Dieb, welcher den Steckbrief des ehrlichen Mannes, den er bestohlen hat, zur öffentlichen Kunde bringt.“ —

Geschrieben zu Paris, im März 1854.

Ein geiſtreicher Franzoſe — vor einigen Jahren hätten dieſe Worte einen Pleonasmus gebildet — nannte mich einſt einen Romantique défroqué. Ich hege eine Schwäche für Alles, was Geiſt iſt, und ſo boshaft die Benennung war, hat ſie mich dennoch höchlich ergötzt. Sie iſt treffend. Trotz meiner exterminatoriſchen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch ſelbſt immer ein Romantiker, und ich war es in einem höhern Grade, als ich ſelbſt ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantiſche Poeſie in Deutſchland die tödlichſten Schläge beigebracht, beſchlich mich ſelbſt wieder eine unendliche Sehnſucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und ſang ein Lied, worin ich mich allen holdſeligen Übertreibungen, aller Mondſcheintrunkenheit

allem blühenden Nachtigallen-Wahnsinn der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiß, es war das „letzte freie Waldlied der Romantik," und ich bin ihr letzter Dichter; mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward. Diese Doppelbedeutung wird mir von den deutschen Literarhistorikern zugeschrieben. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläuftig auszulassen, aber ich darf mit gutem Fuge sagen, daß ich in der Geschichte der deutschen Romantik eine große Erwähnung verdiene. Aus diesem Grunde hätte ich in meinen Buche „De l'Allemagne," wo ich jene Geschichte der romantischen Schule so vollständig als möglich darzustellen suchte, eine Besprechung meiner eignen Person liefern müssen. Indem ich Dieses unterließ, entstand eine Lakune, welcher ich nicht leicht abzuhelfen weiß. Die Abfassung einer Selbstcharakteristik wäre nicht bloß eine sehr verfängliche, sondern sogar eine unmögliche Arbeit. Ich wäre ein eitler Geck, wenn ich hier das Gute, das ich von mir zu sagen wüsste, drall hervorhübe, und ich wäre ein großer Narr, wenn ich die Gebrechen, deren ich mich vielleicht ebenfalls bewusst bin, vor aller Welt zur Schau stellte — Und dann, mit dem besten Willen der Treuherzigkeit kann kein

Menſch über ſich ſelbſt die Wahrheit ſagen. Auch iſt Dies Niemanden bis jetzt gelungen, weder dem heiligen Auguſtin, dem frommen Biſchof von Hippo, noch dem Genfer Jean Jacques Rouſſeau, und am allerwenigſten dieſem Letztern, der ſich den Mann der Wahrheit und der Natur nannte, während er doch im Grunde viel verlogener und unnatürlicher war, als ſeine Zeitgenoſſen. Er iſt freilich zu ſtolz, als daſs er ſich gute Eigenſchaften oder ſchöne Handlungen fälſchlich zuſchriebe, er erfindet vielmehr die abſcheulichſten Dinge zu ſeiner eignen Verunglimpfung. Verleumdete er ſich etwa ſelbſt, um mit deſto größerm Schein von Wahrhaftigkeit auch Andere, z. B. meinen armen Landsmann Grimm, verleumden zu können? Oder macht er unwahre Bekenntniſſe, um wirkliche Vergehen darunter zu verbergen, da, wie männiglich bekannt iſt, die Schmachgeſchichten, die über uns in Umlauf ſind, uns nur dann ſehr ſchmerzhaft zu berühren pflegen, wenn ſie Wahrheit enthalten, während unſer Gemüth minder verdrießlich davon verletzt wird, wenn ſie nur eitel Erfindniſſe ſind. So bin ich überzeugt, Jean Jacques hat das Band nicht geſtohlen, das einer unſchuldig angeklagten und fortgejagten Kammerjungfer Ehre und Dienſt koſtete; er hatte gewiſs kein Talent zum Stehlen, er war viel zu

blöde und täppisch, er, der künftige Bär der Eremitage. Er hat vielleicht eines anderen Vergehens sich schuldig gemacht, aber es war kein Diebstahl. Auch hat er seine Kinder nicht ins Findelhaus geschickt, sondern nur die Kinder von Mademoiselle Therese Levasseur. Schon vor dreißig Jahren machte mich einer der größten deutschen Psychologen auf eine Stelle der Konfessionen aufmerksam, woraus bestimmt zu deducieren war, daß Rousseau nicht der Vater jener Kinder sein konnte; der eitle Brummbär wollte sich lieber für einen barbarischen Vater ausgeben, als daß er den Verdacht ertrüge, aller Vaterschaft unfähig gewesen zu sein. Aber der Mann, der in seiner eigenen Person auch die menschliche Natur verleumdete, er blieb ihr doch treu in Bezug auf unsere Erbschwäche, die darin besteht, daß wir in den Augen der Welt immer anders erscheinen wollen, als wir wirklich sind. Sein Selbstporträt ist eine Lüge, bewundernswürdig ausgeführt, aber eine brillante Lüge. Da war der König der Aschantis, von welchem ich jüngst in einer afrikanischen Reisebeschreibung viel Ergötzliches las, viel ehrlicher, und das naive Wort dieses Negerfürsten, welches die oben angedeutete menschliche Schwäche so spaßhaft resumiert, will ich hier mittheilen. Als nämlich der

Major Bowditſch in der Eigenſchaft eines Miniſterreſidenten von dem engliſchen Gouverneur des Kaps der guten Hoffnung an den Hof jenes mächtigſten Monarchen Südafrikas geſchickt ward, ſuchte er ſich die Gunſt der Höflinge und zumal der Hofdamen, die trotz ihrer ſchwarzen Haut mitunter außerordentlich ſchön waren, dadurch zu erwerben, daſs er ſie porträtierte. Der König, welcher die frappante Ähnlichkeit bewunderte, verlangte ebenfalls konterfeit zu werden und hatte dem Maler bereits einige Sitzungen gewidmet, als Dieſer zu bemerken glaubte, daſs der König, der oft aufgeſprungen war, um die Fortſchritte des Porträts zu beobachten, in ſeinem Antlitze einige Unruhe und die grimaſſierende Verlegenheit eines Mannes verrieth, der einen Wunſch auf der Zunge hat, aber doch keine Worte dafür finden kann — der Maler drang jedoch ſo lange in Seine Majeſtät, ihm ihr allerhöchſtes Begehr kund zu geben, bis der arme Negerkönig endlich kleinlaut ihn fragte: ob es nicht anginge, daſs er ihn weiß malte?

Das iſt es. Der ſchwarze Negerkönig will weiß gemalt ſein. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner — jeder Menſch iſt ein ſolcher Negerkönig, und Jeder von uns möchte dem Publikum in einer andern Farbe erſcheinen, als die iſt, womit

uns die Fatalität angestrichen hat. Gottlob, daß ich Dieses begreife, und ich werde mich daher hüten, hier in diesem Buche mich selbst abzukonterfeien. Doch der Lakune, welche dieses mangelnde Porträt verursacht, werde ich in den folgenden Blättern einigermaßen abzuhelfen suchen, indem ich hier genugsam Gelegenheit finde, meine Persönlichkeit so bedenklich als möglich hervortreten zu lassen. Ich habe mir nämlich die Aufgabe gestellt, hier nachträglich die Entstehung dieses Buches und die philosophischen und religiösen Variationen, die seit seiner Abfassung im Geiste des Autors vorgefallen, zu beschreiben, zu Nutz und Frommen des Lesers dieser neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne."

Seid ohne Sorge, ich werde mich nicht zu weiß malen, und meine Nebenmenschen nicht zu sehr anschwärzen. Ich werde immer meine Farbe ganz getreu angeben, damit man wisse, wie weit man meinem Urtheil trauen darf, wenn ich Leute von andrer Farbe bespreche.

Ich ertheilte meinem Buche denselben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denselben Gegenstand behandelt, herausgegeben hat, und zwar that ich es aus polemischer Absicht. Daß eine solche mich leitete, verleugne ich keines-

wegs; doch indem ich von vornherein erkläre, eine Parteischrift geliefert zu haben, leiste ich dem Forscher der Wahrheit vielleicht bessere Dienste, als wenn ich eine gewisse laue Unparteilichkeit erheuchelte, die immer eine Lüge und dem befehdeten Autor verderblicher ist, als die entschiedenste Feindschaft. Da Frau von Staël ein Autor von Genie ist und einst die Meinung aussprach, dass das Genie kein Geschlecht habe, so kann ich mich bei dieser Schriftstellerin auch jener galanten Schonung überheben, die wir gewöhnlich den Damen angedeihen lassen, und die im Grunde doch nur ein mitleidiges Certifikat ihrer Schwäche ist.

Ist die banale Anekdote wahr, welche man in Bezug auf obige Äußerung von Frau von Staël erzählt, und die ich bereits in meinen Knabenjahren unter andern Bonmots des Empires vernahm? Es heißt nämlich, zur Zeit wo Napoleon noch erster Konsul war, sei einst Frau von Staël nach der Behausung Desselben gekommen, um ihm einen Besuch abzustatten; doch trotzdem, dass der diensthuende Huissier ihr versicherte, nach strenger Weisung Niemanden vorlassen zu dürfen, habe sie dennoch unerschütterlich darauf bestanden, seinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieser Letztere ihr hierauf sein Bedauern vermelden

ließ, daſs er die verehrte Dame nicht empfangen könne, sintemalen er sich eben im Bade befände, soll Dieselbe ihm die famose Antwort zurückgeschickt haben, daſs Solches kein Hindernis wäre, denn das Genie habe kein Geschlecht.

Ich verbürge nicht die Wahrheit dieser Geschichte; aber sollte sie auch unwahr sein, so bleibt sie doch gut erfunden. Sie schildert die Zudringlichkeit, womit die hitzige Person den Kaiser verfolgte. Er hatte nirgends Ruhe vor ihrer Anbetung. Sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, daſs der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenossin mehr oder minder idealisch gepaart werden müsse. Aber als sie einst, in Erwartung eines Kompliments, an den Kaiser die Frage richtete, welche Frau er für die größte seiner Zeit halte, antwortete Jener: „Die Frau, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht.“ Das war nicht galant, wie denn nicht zu läugnen ist, daſs der Kaiser den Frauen gegenüber nicht jene zarten Zuvorkommenheiten und Aufmerksamkeiten ausübte, welche die Französinnen so sehr lieben. Aber diese Letztern werden nie durch taktloses Benehmen irgend eine Unartigkeit selbst hervorrufen, wie es die berühmte Genferin gethan, die bei dieser Gelegenheit bewies, daſs sie, trotz ihrer physischen Beweglichkeit, von einer

gewiſſen heimatlichen Unbeholfenheit nicht frei geblieben.

Als die gute Frau merkte, daſs ſie mit all ihrer Andringlichkeit Nichts ausrichtete, that ſie, was die Frauen in ſolchen Fällen zu thun pflegen, ſie erklärte ſich gegen den Kaiſer, räſonnierte gegen ſeine brutale und ungalante Herrſchaft, und räſonnierte ſo lange, bis ihr die Polizei den Laufpaſs gab. Sie flüchtete nun zu uns nach Deutſchland, wo ſie Materialien ſammelte zu dem berühmten Buche, das den deutſchen Spiritualismus als das Ideal aller Herrlichkeit feiern ſollte, im Gegenſatze zu dem Materialismus des imperialen Frankreichs. Hier bei uns machte ſie gleich einen großen Fund. Sie begegnete nämlich einem Gelehrten, Namens Auguſt Wilhelm Schlegel. Das war ein Genie ohne Geſchlecht. Er wurde ihr getreuer Cicerone und begleitete ſie auf ihrer Reiſe durch alle Dachſtuben der deutſchen Literatur. Sie hatte einen unbändig großen Turban aufgeſtülpt, und war jetzt die Sultanin des Gedankens. Sie ließ unſre Literaten gleichſam geiſtig die Revue paſſieren, und parodierte dabei den großen Sultan der Materie. Wie Dieſer die Leute mit einem: „Wie alt ſind Sie? wie viel' Kinder haben Sie? wie viel' Dienſtjahre?“ u. ſ. w. anging, ſo frug Jene unſre Gelehrten:

„Wie alt sind Sie? was haben Sie geschrieben? sind Sie Kantianer oder Fichteaner?“ und dergleichen Dinge, worauf die Dame kaum die Antwort abwartete, die der getreue Mameluck August Wilhelm Schlegel, ihr Rustan, hastig in sein Notizenbuch einzeichnete. Wie Napoleon diejenige Frau für die größte erklärte, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht, so erklärte die Staël denjenigen Mann für den größten, der die meisten Bücher geschrieben. Man hat keinen Begriff davon, welchen Spektakel sie bei uns machte, und Schriften, die erst unlängst erschienen, z. B. die Memoiren der Karoline Pichler, die Briefe der Varnhagen und der Bettina Arnim, auch die Zeugnisse von Eckermann*), schildern ergötzlich die Noth, welche uns die Sultanin des Gedankens bereitete, zu einer Zeit, wo der Sultan der Materie uns schon genug Tribulationen verursachte. Es war geistige Einquartierung, die zunächst auf die Gelehrten fiel**).

*) „von Schiller und Eckermann,“ steht in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) Dieser Satz lautet in der französischen Ausgabe wie folgt: „Dieser Blaustrumpf war eine schlimmere Geißel, als der Krieg. Sie verfolgte unsre Gelehrten bis in das Allerheiligste ihrer Gedanken, und mehr als Einer,

Diejenigen Literatoren, womit die vortreffliche Frau ganz beſonders zufrieden war, und die ihr perſönlich durch den Schnitt ihres Geſichtes oder die Farbe ihrer Augen gefielen, konnten eine ehrenhafte Erwähnung, gleichſam das Kreuz der Légion d'honneur, in ihrem Buche „De l'Allemagne“ erwarten. Dieſes Buch macht auf mich immer einen eben ſo komiſchen wie ärgerlichen Eindruck. Hier ſehe ich die paſſionierte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich ſehe, wie dieſer Sturmwind in Weibskleidern durch unſer ruhiges Deutſchland fegte, wie ſie überall entzückt ausruft: „Welche labende Stille weht mich hier an!“ Sie hatte ſich in Frankreich echauffiert und kam nach Deutſchland, um ſich bei uns abzukühlen. Der keuſche Hauch unſrer Dichter that ihrem heißen, ſonnigen Buſen ſo wohl! Sie betrachtete unſre Philoſophen wie verſchiedene Eisſorten, und verſchluckte Kant als Sorbet von Vanille, Fichte als Piſtache, Schelling als Arlequin!*) — „O, wie hübſch kühl iſt es in euren Wäldern!“ — rief ſie beſtändig — „welcher erquickende Veilchengeruch!

---

der dem Napoleon Stand gehalten, ergriff das Haſenpanier vor der furchtbaren Reiſenden.“ Der Herausgeber.

*) Die Worte: „Schelling als Arlequin“ fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

wie zwitschern die Zeisige so friedlich in ihrem deutschen Nestchen! Ihr seid ein gutes, tugendhaftes Volk, und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbnis, das bei uns herrscht, in der Rue du Bac.“

Die gute Dame sah bei uns nur, was sie sehen wollte; ein nebelhaftes Geisterland, wo die Menschen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln, und sich nur von Moral und Metaphysik unterhalten! Sie sah bei uns überall nur, was sie sehen wollte, und hörte nur, was sie hören und wiedererzählen wollte — und dabei hörte sie doch nur Wenig, und nie das Wahre, einestheils weil sie immer selber sprach, und dann weil sie mit ihren barschen Fragen unsre bescheidenen Gelehrten verwirrte und verblüffte, wenn sie mit ihnen diskurierte. — „Was ist Geist?“ sagte sie zu dem blöden Professor Bouterwek, indem sie ihr dickfleischiges Bein auf seine dünnen, zitternden Lenden legte. „Ach,“ schrieb sie dann, „wie interessant ist dieser Bouterwek! Wie der Mann die Augen niederschlägt! Das ist mir nie passiert mit meinen Herren zu Paris, in der Rue du Bac!“ *) Sie

*) In der französischen Ausgabe ist hier die Stelle über den Eindruck der Frau von Staël auf Schiller (S. 227) eingeschaltet. Der Herausgeber.

ſieht überall deutſchen Spiritualismus, ſie preiſt unſre Ehrlichkeit, unſre Tugend, unſre Geiſtesbildung — ſie ſieht nicht unſre Zuchthäuſer, unſre Bordelle, unſre Kaſernen — man ſollte glauben, daſs jeder Deutſche den Prix Monthyon verdiente — Und das Alles, um den Kaiſer zu nergeln, deſſen Feinde wir damals waren.

Der Haſs gegen den Kaiſer iſt die Seele dieſes Buches „De l'Allemagne," und obgleich ſein Name nirgends darin genannt wird, ſieht man doch, wie die Verfaſſerin bei jeder Zeile nach den Tuilerien ſchielt. Ich zweifle nicht, daſs das Buch den Kaiſer weit empfindlicher verdroſſen hat, als der direkteſte Angriff, denn Nichts verwundet einen Mann ſo ſehr, wie kleine weibliche Nadelſtiche. Wir ſind auf große Schwertſtreiche gefaſſt, und man kitzelt uns an den kitzlichſten Stellen.

O die Weiber! Wir müſſen ihnen Viel verzeihen, denn ſie lieben Viel, und ſogar Viele. Ihr Haſs iſt eigentlich nur eine Liebe, welche umgeſattelt hat. Zuweilen ſuchen ſie auch uns Böſes zuzufügen, weil ſie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweiſen denken. Wenn ſie ſchreiben, haben ſie ein Auge auf das Papier und das andre auf einen Mann gerichtet, und Dieſes gilt von allen Schriftſtellerinnen, mit Ausnahme der

Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftsteller haben ebenfalls unsre vorgefaſsten Sympathien, und wir ſchreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch ſchreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder, beſſer geſagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteriſtiſch iſt bei ihnen ein gewiſſer Kankan, der Klüngel, den ſie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler iſt, als die roheſte Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle paſſive Naturen, können ſelten erfinden, wiſſen jedoch das Vorgefundene dergeſtalt zu entſtellen, daſs ſie uns dadurch noch weit ſicherer ſchaden, als durch entſchiedene Lügen. Ich glaube wahrhaftig, mein Freund Balzac hatte Recht, als er mir einſt in einem ſehr ſeufzenden Tone ſagte: „La femme est un être dangereux.“

Ja, die Weiber ſind gefährlich; aber ich muſs doch die Bemerkung hinzufügen, daſs die ſchönen nicht ſo gefährlich ſind, als Die, welche mehr geiſtige als körperliche Vorzüge beſitzen. Denn Jene ſind gewohnt, daſs ihnen die Männer den Hof machen, während die Andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen und durch den Köder der

Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen, als die Schönen. Ich will damit bei Leibe nicht andeuten, als ob Frau von Staël häßlich gewesen sei*); aber eine Schönheit ist ganz etwas Anderes. Sie hatte angenehme Einzelheiten, welche aber ein sehr unangenehmes Ganze bildeten; besonders unerträglich für nervöse Personen, wie es der selige Schiller gewesen, war ihre Manie, beständig einen kleinen Stengel oder eine Papierdüte zwischen den Fingern wirbelnd herumzudrehen — dieses Manöver machte den armen Schiller schwindlicht, und er ergriff in Verzweiflung alsdann ihre schöne Hand, um sie festzuhalten, und Frau von Staël glaubte, der gefühlvolle Dichter sei hingerissen von dem Zauber ihrer Persönlichkeit**). Sie hatte in der

*) Hier folgt in der französischen Ausgabe die Schlußperiode dieses Absatzes: „keine Frau ist häßlich ꝛc.“

Der Herausgeber.

**) In der französischen Ausgabe schließen sich dieser Stelle (auf S. 224) noch die Bemerkungen an: „Auch war sie entzückt von Schiller, dessen warmes Herz sie zu schätzen verstand, während ihr die Kälte Goethe's mißfiel. In derselben Art hatten alle Urtheile, welche Frau von Staël über uns fällte, ihre Quelle in ihren persönlichen Eindrücken, wenn sie nicht durch eine vorgefaßte Meinung, durch den Oppositionsgeist, diktiert wurden. Wie schon bemerkt, sie sah

That sehr schöne Hände, wie man mir sagt, und auch die schönsten Arme, die sie immer nackt sehen ließ; gewiß, die Venus von Milo hätte keine so schönen Arme aufzuweisen. Ihre Zähne überstrahlten an Weiße das Gebiß der kostbarsten Rosse Arabiens. Sie hatte sehr große schöne Augen, ein Dutzend Amoretten würden Platz gefunden haben auf ihren Lippen, und ihr Lächeln soll sehr holdselig gewesen sein. Häßlich war sie also nicht — keine Frau ist häßlich — so Viel läßt sich aber mit Fug behaupten: Wenn die schöne Helena von Sparta so ausgesehen hätte, so wäre der ganze trojanische Krieg nicht entstanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr besungen den Zorn des Peliden Achilles.

Frau von Staël hatte sich, wie oben gesagt, gegen den großen Kaiser erklärt, und machte ihm den Krieg. Aber sie beschränkte sich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu schreiben; sie suchte ihn auch durch nicht-literarische Waffen zu befehden: sie war einige Zeit die Seele aller jener aristokratischen und jesuitischen Intrigen, die der Koalition gegen

---

in Deutschland nur Das, was sie in einer polemischen Absicht zu sehen beliebte."

Der Herausgeber.

Napoleon vorangingen, und wie eine wahre Hexe kauerte sie an dem brodelnden Topfe, worin alle diplomatischen Giftmischer, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo di Borgo, Castlereagh u. s. w., dem großen Kaiser sein Verderben eingebrockt hatten. Mit dem Kochlöffel des Hasses rührte das Weib herum in dem fatalen Topfe, worin zugleich das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde. Als der Kaiser unterlag, zog Frau von Staël siegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne“ und in Begleitung von einigen hunderttausend Deutschen, die sie gleichsam als eine pompöse Illustration ihres Buches mitbrachte. Solchermaßen illustriert durch lebendige Figuren, musste das Werk sehr an Authenticität gewinnen, und man konnte sich hier durch den Augenschein überzeugen, dass der Autor uns Deutsche und unsre vaterländischen Tugenden sehr treu geschildert hatte. Welches köstliche Titelkupfer war jener Vater Blücher, diese alte Spielratte, dieser ordinäre Knaster, welcher einst einen Tagesbefehl ertheilt hatte, worin er sich vermaß, wenn er den Kaiser lebendig finge, denselben aushauen zu lassen. Auch unsern A. W. v. Schlegel*) brachte

*) „der sich gleichfalls als gewaltiger Eisenfresser gerierte und Molière und Racine die Ruthe geben wollte,“ steht in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber

Frau von Staël mit nach Paris, und Das war ein Musterbild deutscher Naivetät und Heldenkraft. Es folgte ihr ebenfalls Zacharias Werner, dieses Modell deutscher Reinlichkeit, hinter welchem die entblößten Schönen des Palais-Royal lachend einherliefen. Zu den interessanten Figuren, welche sich damals in ihrem deutschen Kostüme den Parisern vorstellten, gehörten auch die Herren Görres, Jahn und Ernst Moritz Arndt, die drei berühmtesten Franzosenfresser, eine drollige Gattung Bluthunde, denen der berühmte Patriot Börne in seinem Buche „Menzel, der Franzosenfresser" diesen Namen ertheilt hat. Besagter Menzel ist keineswegs, wie Einige glauben, eine fingierte Personnage, sondern er hat wirklich in Stuttgart existiert oder vielmehr ein Blatt herausgegeben, worin er täglich ein halb Dutzend Franzosen abschlachtete und mit Haut und Haar auffraß; wenn er seine sechs Franzosen verzehrt hatte, pflegte er manchmal noch obendrein einen Juden zu fressen, um im Munde einen guten Geschmack zu behalten, pour se faire la bonne bouche. Jetzt hat er längst ausgebellt, und zahnlos, räudig, verlungert er im Makulaturwinkel irgend eines schwäbischen Buchladens. Unter den Muster-Deutschen, welche zu Paris im Gefolge der Frau von Staël zu sehen waren, befand sich auch Fried-

rich von Schlegel, welcher gewiſs die gaſtronomiſche Ascetik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnerthums repräſentierte*); ihn begleitete ſeine würdige Gattin Dorothea, geborne Mendelsſohn**) und entlaufene Veit. Ich darf hier ebenfalls eine andre Illuſtration dieſer Gattung, einen merkwürdigen Akoluthen der Schlegel, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſes iſt ein deutſcher Baron, welcher, von den Schlegeln beſonders rekommandiert, die germaniſche Wiſſenſchaft in Paris repräſentieren ſollte. Er war gebürtig aus Altona, wo er einer der angeſehenſten iſraelitiſchen Familien angehörte. Sein Stammbaum, welcher bis zu Abraham, dem Sohne Thaer's und Ahnherrn David's, des Königs über Juda und Iſrael, hinaufreichte, berechtigte ihn hinlänglich, ſich einen Edelmann zu nennen, und da er, wie der Synagoge,

---

*) Der Zwiſchenſatz: „welcher — repräſentierte;" fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) „dieſe Helena der Häßlichkeit, welche der dicke Paris dem armen Dr. Veit entführt hatte; der betrogene Gatte zeigte ſich nachſichtiger, als der König Menelaos, von dem uns Homer nicht erzählt, daſs er ſeiner entlaufenen Gemahlin eine lebenslängliche Penſion bezahlt habe." ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

auch ſpäterhin dem Proteſtantismus entſagte, und, letztern förmlich abſchwörend, ſich in den Schoß der römiſch-katholiſchen, allein ſeligmachenden Kirche begeben hatte, durfte er auch mit gutem Fug auf den Titel eines katholiſchen Barons Anſpruch machen. In dieſer Eigenſchaft, und um die feudaliſtiſchen und klerikaliſchen Intereſſen zu vertreten, ſtiftete er zu Paris ein Journal, betitelt: „Le catholique.“ Nicht bloß in dieſem Blatte, ſondern auch in den Salons einiger frommen Douairières des edlen Faubourgs, ſprach der gelehrte Edelmann beſtändig von Buddha und wieder von Buddha, und weitläuftig gründlich bewies er, daſs es zwei Buddha gegeben, was ihm die Franzoſen auf ſein bloßes Ehrenwort als Edelmann geglaubt hätten, und er wies nach, wie ſich das Dogma der Trinität ſchon in den indiſchen Trimurtis befunden, und er citierte den Ramayana, den Mahabarata, die Upnekats, die Kuh Sabala und den König Wiswamitra, die ſnorriſche Edda und noch viele unentdeckte Foſſilien und Mammuthsknochen, und er war dabei ganz antediluvianiſch trocken und ſehr langweilig, was immer die Franzoſen blendet. Da er beſtändig zurückkam auf Buddha und dieſes Wort vielleicht komiſch ausſprach, haben ihn die frivolen Franzoſen zuletzt den Baron Buddha ge-

nannt. Unter dieſem Namen fand ich ihn im Jahre 1831 zu Paris, und als ich ihn mit einer ſacerdotalen und faſt ſynagogikalen Gravität ſeine Gelehrſamkeit ableiern hörte, erinnerte ich mich an einen komiſchen Kauz im „Vicar of Wakefield“ von Goldſmith, welcher, wie ich glaube, Mr. Jenkinſon hieß und jedesmal, wenn er einen Gelehrten antraf, den er prellen wollte, einige Stellen aus Manetho, Beroſus und Sanchuniathon citierte; das Sanskrit war damals noch nicht erfunden. — Ein deutſcher Baron idealern Schlages war mein armer Freund Friedrich de la Motte Fouqué, welcher damals, der Kollektion der Frau von Staël angehörend, auf ſeiner hohen Roſinante in Paris einritt. Er war ein Don Quixote vom Wirbel bis zur Zehe; las man ſeine Werke, ſo bewunderte man — Cervantes.

Aber unter den franzöſiſchen Paladinen der Frau von Staël war mancher galliſche Don Quixote, der unſern germaniſchen Rittern in der Narrheit nicht nachzuſtehen brauchte, z. B. ihr Freund, der Vicomte Chateaubriand, der Narr mit der ſchwarzen Schellenkappe, der zu jener Zeit der ſiegenden Romantik von ſeiner frommen Pilgerfahrt zurückkehrte. Er brachte eine ungeheuer große Flaſche Waſſer aus dem Jordan mit nach Paris, und

seine im Laufe der Revolution wieder heidnisch gewordenen Landsleute taufte er aufs Neue mit diesem heiligen Wasser, und die begossenen Franzosen wurden jetzt wahre Christen und entsagten dem Satan und seinen Herrlichkeiten, bekamen im Reiche des Himmels Ersatz für die Eroberungen, die sie auf Erden einbüßten, worunter z. B. die Rheinlande, und bei dieser Gelegenheit wurde ich ein Preuße.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte begründet ist, daß Frau von Staël während der hundert Tage dem Kaiser den Antrag machen ließ, ihm den Beistand ihrer Feder zu leihen, wenn er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater schuldig geblieben sei, ihr auszahlen wolle. Der Kaiser, der mit dem Gelde der Franzosen, die er genau kannte, immer sparsamer war, als mit ihrem Blute, soll sich auf diesen Handel nicht eingelassen haben, und die Tochter der Alpen bewährte das Volkswort: „Point d'argent, point de Suisses.“ Der Beistand der talentvollen Dame hätte übrigens damals dem Kaiser wenig gefruchtet, denn bald darauf ereignete sich die Schlacht bei Waterloo.

Ich habe oben erwähnt, bei welcher traurigen Gelegenheit ich ein Preuße wurde. Ich war geboren im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Düs-

ſeldorf, der Hauptſtadt des Herzogthums Berg, welches damals dem Kurfürſten von der Pfalz gehörte. Als die Pfalz dem Hauſe Baiern anheimfiel und der bairiſche Fürſt Maximilian Joſeph vom Kaiſer zum König von Baiern erhoben und ſein Reich durch einen Theil von Tyrol und andern angrenzenden Ländern vergrößert wurde, hat der König von Baiern das Herzogthum Berg zu Gunſten Joachim Murat's, Schwagers des Kaiſers, abgetreten; dieſem Letztern ward nun, nachdem ſeinem Herzogthum noch angrenzende Provinzen hinzugefügt worden, als Großherzog von Berg gehuldigt. Aber zu jener Zeit ging das Avancement ſehr ſchnell, und es dauerte nicht lange, ſo machte der Kaiſer den Schwager Murat zum König von Neapel, und Derſelbe entſagte der Souveränetät des Großherzogthums Berg zu Gunſten des Prinzen François, welcher ein Neffe des Kaiſers und älteſter Sohn des Königs Ludwig von Holland und der ſchönen Königin Hortenſe war. Da Derſelbe nie abdicierte, und ſein Fürſtenthum, das von den Preußen occupiert ward, nach ſeinem Ableben dem Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte de jure zufiel, ſo iſt Letzterer, welcher jetzt auch Kaiſer der Franzoſen iſt, mein legitimer Souverän.

An einem andern Orte, in meinen Memoiren, erzähle ich weitläuftiger, als es hier geschehen dürfte, wie ich nach der Juliusrevolution nach Paris übersiedelte, wo ich seitdem ruhig und zufrieden lebe*). Was ich während der Restauration gethan und gelitten, wird ebenfalls zu einer Zeit mitgetheilt werden, wo die uneigennützige Absicht solcher Mittheilungen keinem Zweifel und keiner Verdächtigung begegnen kann. — — Ich hatte Viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Juliusrevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade sehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungesunder, und ich musste ernstlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Visionen; die Wolkenzüge ängstigten mich und schnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als sei die Sonne eine preußische Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen schwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward sehr melancholisch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Justizrath

*) „wie ich nach der Juliusrevolution meinen Bann brach und nach Paris übersiedelte, wo ich seitdem als Prussien libéré ruhig und zufrieden lebe." heißt es in der französischen Ausgabe und stand ursprünglich auch im deutschen Originalmanuskript. Der Herausgeber.

kennen gelernt, der viele Jahre auf der Festung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm sei, wenn man im Winter die Eisen tragen müsse. Ich fand es in der That sehr unchristlich, dass man den Menschen die Eisen nicht ein bisschen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden sie keinen so unangenehmen Eindruck machen, und selbst fröstelnde Naturen könnten sie dann gut ertragen; man sollte auch die Vorsicht anwenden, die Ketten mit Essenzen von Rosen und Lorbern zu parfümieren, wie es hier zu Lande geschieht. Ich frug meinen Justizrath, ob er zu Spandau oft Austern zu essen bekommen. Er sagte Nein, Spandau sei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleisch, sagte er, sei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen französischen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiste und mir nicht genug zu rühmen wusste, wie lustig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marseillaise und „En avant, marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ singe, und Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft an allen Straßenecken geschrieben stehe; dabei lobte

er auch den Champagner seines Hauses, von dessen Adresse er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er versprach mir Empfehlungsbriefe für die besten Pariser Restaurants, im Fall ich die Hauptstadt zu meiner Erheiterung besuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt ist, um dort Austern zu essen, und mich die Spandauer Geflügelsuppen nicht sehr lockten, und auch obendrein die preußischen Ketten im Winter sehr kalt sind und meiner Gesundheit nicht zuträglich sein konnten, so entschloss ich mich, nach Paris zu reisen und im Vaterland des Champagners und der Marseillaise jenen zu trinken und diese letztere, nebst „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs,“ singen zu hören.

Den 1. Mai 1831 fuhr ich über den Rhein. Den alten Flussgott, den Vater Rhein, sah ich nicht, und ich begnügte mich, ihm meine Visitenkarte ins Wasser zu werfen. Er saß, wie man mir sagte, in der Tiefe und studierte wieder die französische Grammatik von Meidinger, weil er nämlich während der preußischen Herrschaft große Rückschritte im Französischen gemacht hatte, und sich jetzt eventualiter aufs Neue einüben wollte. Ich glaubte ihn unten konjugieren zu hören: „J'aime,

tu aimes, il aime, nous aimons“ — Was liebt er aber? In keinem Fall die Preußen. Den Straßburger Münster sah ich nur von fern; er wackelte mit dem Kopfe, wie der alte getreue Eckart, wenn er einen jungen Fant erblickt, der nach dem Venusberge zieht.

Zu Saint-Denis erwachte ich aus einem süßen Morgenschlafe, und hörte zum ersten Male den Ruf der Coucouführer: „Paris! Paris!“ so wie auch das Schellengeklingel der Coco-Verkäufer. Hier athmet man schon die Luft der Hauptstadt, die am Horizonte bereits sichtbar. Ein alter Schelm von Lohnbedienter wollte mich bereden, die Königsgräber zu besuchen, aber ich war nicht nach Frankreich gekommen, um todte Könige zu sehen; ich begnügte mich damit, mir von jenem Cicerone die Legende des Ortes erzählen zu lassen, wie nämlich der böse Heidenkönig dem heiligen Denis den Kopf abschlagen ließ, und Dieser mit dem Kopf in der Hand von Paris nach Saint-Denis lief, um sich dort begraben und den Ort nach seinem Namen nennen zu lassen. Wenn man die Entfernung bedenke, sagte mein Erzähler, müsse man über das Wunder staunen, daß Jemand so weit zu Fuß ohne Kopf gehen konnte — doch setzte er mit einem sonderbaren Lächeln hinzu: „Dans des cas pareils il

n'y a que le premier pas qui coûte.“ Das war zwei Franken werth, und ich gab ſie ihm, pour l'amour de Voltaire, deſſen Spottlächeln ich hier ſchon begegnete. In zwanzig Minuten war ich in Paris, und zog ein durch die Triumphpforte des Boulevard Saint-Denis, die urſprünglich zu Ehren Ludwig's XIV. errichtet worden, jetzt aber zur Verherrlichung meines Einzugs in Paris diente. Wahrhaft überraſchte mich die Menge von geputzten Leuten, die ſehr geſchmackvoll gekleidet waren, wie Bilder eines Modejournals. Dann imponierte mir, daſs ſie Alle Franzöſiſch ſprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt; hier iſt alſo das ganze Volk ſo vornehm, wie bei uns der Adel. Die Männer waren alle ſo höflich, und die ſchönen Frauen ſo lächelnd. Gab mir Jemand unverſehens einen Stoß, ohne gleich um Verzeihung zu bitten, ſo konnte ich darauf wetten, daſs es ein Landsmann war; und wenn irgend eine Schöne etwas allzu ſäuerlich ausſah, ſo hatte ſie entweder Sauerkraut gegeſſen, oder ſie konnte Klopſtock im Original leſen. Ich fand Alles ſo amüſant, und der Himmel war ſo blau und die Luft ſo liebenswürdig, ſo generös, und dabei flimmerten noch hie und da die Lichter der Juliſonne; die Wangen der ſchönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküſſen

dieſer Sonne, und an ihrer Bruſt war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenſtrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die „Liberté, égalité, fraternité“ ſchon wieder abgewiſcht. Die Flitterwochen vergehen ſo ſchnell!

Ich beſuchte ſogleich die Reſtaurants, denen ich empfohlen war; dieſe Speiſewirthe verſicherten mir, daſs ſie mich auch ohne Empfehlungsſchreiben gut aufgenommen hätten, da ich ein ſo honettes und diſtingirtes Äußere beſäße, das ſich von ſelbſt empfehle. Nie hat mir ein deutſcher Garkoch Derzleichen geſagt, wenn er auch eben ſo dachte; ſo ein Flegel meint, er müſſe uns das Angenehme verſchweigen, und ſeine deutſche Offenheit verpflichte ihn, nur widerwärtige Dinge uns ins Geſicht zu ſagen. In den Sitten und ſogar in der Sprache der Franzoſen iſt ſo viel köſtliche Schmeichelei, die ſo Wenig koſtet, und doch ſo wohlthätig und erquickend. Meine Seele, die arme Senſitive, welche die Scheu vor vaterländiſcher Grobheit ſo ſehr zuſammengezogen hatte, erſchloſs ſich wieder jenen ſchmeichleriſchen Lauten der franzöſiſchen Urbanität*). Gott hat uns die Zunge gegeben, da-

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

mit wir unſern Mitmenſchen etwas Angenehmes ſagen*).

Mit dem Franzöſiſchen haperte es etwas bei meiner Ankunft; aber nach einer halbſtündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Paſſage de l'Opera ward mein Franzöſiſch, das ſeit der Schlacht bei Waterloo eingeroſtet war, wieder flüſſig, ich ſtotterte mich wieder hinein in die galanteſten Konjugationen und erklärte der Kleinen ſehr verſtändlich das Linnéiſche Syſtem, wo man die Blumen nach ihren Staubfäden eintheilt; die Kleine folgte einer andern Methode und theilte die Blumen ein in ſolche, die gut röchen, und in ſolche, welche ſtänken. Ich glaube, auch bei den Männern beobachtete ſie dieſelbe Klaſſifikation. Sie war erſtaunt, daſs ich trotz meiner Jugend ſo gelehrt ſei, und poſaunte meinen gelehrten Ruf im ganzen Paſſage de l'Opera. Ich ſog auch hier die Wohldüfte der Schmeichelei mit Wonne ein, und amüſierte mich ſehr. Ich wandelte auf Blumen, und manche gebratene Taube flog mir ins offne, gaffende Maul. Wie viel Amüſantes ſah ich hier bei meiner Ankunft! Alle Notabilitäten des öffentlichen

*) „damit wir unſern Freunden etwas Angenehmes und unſern Feinden bittere Wahrheiten ſagen.“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Ergötzens und der officiellen Lächerlichkeit. Die ernsthaften Franzosen waren die amüsantesten. Ich sah Arnal, Bouffé, Déjazet, Debureau, Odry, Mademoiselle Georges und die große Marmite im Invalidenpallaste. Ich sah die Morgue, die Académie française*), wo ebenfalls viele unbekannte Leichen ausgestellt, und endlich die Nekropolis des Luxembourg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalsamierten falschen Eiden, die sie allen Dynastien der französischen Pharaonen geschworen.

*) In der französischen Ausgabe folgt hier die ausführlichere Stelle: „Letztere, die Akademie, ist eine Krippe für alte, wieder kindisch gewordene Schriftsteller, eine wahrhaft philanthropische Anstalt. Ähnliches finden wir der Idee nach bei den Hindus, welche Hospitäler für alte und abgelebte Affen errichten. Das Dach des Gebäudes, welches die ehrwürdigen Häupter der Mitglieder jener Anstalt beschützt (ich spreche von der Académie française, und nicht von einem indischen Hospitale), ist eine große Kuppel, die einer ungeheuren Marmorperücke gleicht. Ich kann die arme alte Perücke nicht ansehen, ohne an die Witzworte so vieler geistreichen Männer zu denken, die sich auf Kosten dieser Akademie lustig gemacht, welche trotzdem noch immer am Leben blieb. Man sagt mit Unrecht, daß in Frankreich die Lächerlichkeit tödte. Es versteht sich von selbst, daß ich auch die Nekropolis des Luxembourg besuchte, worin ꝛc.“

Der Herausgeber.

Ich sah im Jardin-des-Plantes*) die Giraffe, den Bock mit drei Beinen und die Kängurus, die mich ganz besonders amüsierten. Ich sah auch Herrn von Lafayette und seine weißen Haare, letztere aber sah ich apart, da solche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer schönen Dame am Halse hing, während er selbst, der Held beider Welten, eine braune Perücke trug, wie alle alten Franzosen**). Ich besuchte die königliche Bibliothek, und sah hier den Konservateur der Medaillen, die eben gestohlen worden; ich sah dort auch in einem obskuren Korridor den Zodiakus von Denderah, der einst so viel Aufsehen erregt hatte, und am selben Tage sah ich Madame Recamier, die berühmteste Schönheit zur Zeit der Merowinger, sowie auch Herrn Ballanche, der zu den Pièces justificatives ihrer Tugend gehörte, und den sie seit undenklicher Zeit überall mit sich herumschleppte. Der gute und treffliche Ballanche, den Jedermann lobt und Niemand liest, war mit einem Gesicht ohne linke Backe auf die Welt gekommen, und später verlor er die

*) Hier finden sich in der französischen Ausgabe noch die Worte: „das wirkliche Affenpalais.“

Der Herausgeber.

**) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

rechte Backe durch eine Amputation. Leider ſah ich nicht Herrn von Chateaubriand, der mich gewiſs amüſiert hätte*). Eben ſo wenig ſah ich Herrn Villemain; ſeine Haushälterin ſagte mir, er laſſe ſich nicht ſehen, weil es ein Donnerstag ſei, der Tag, wo er ſich wäſcht. Die Treppe hinabſteigend, ſah ich unten eine Tafel mit der Inſchrift: „Parlez au concierge,“ und ich beeilte mich, ein paar artige Worte an den wackeren Mann zu richten; ich machte ihm mein Kompliment über die Reinlichkeit ſeines berühmten Miethsmannes, der ſich jeden Donnerstag waſche. Sehen Sie, bemerkte ich ihm, die Reinlichkeit iſt ein gar ſeltnes Ding bei den Gelehrten, und z. B. der berühmte Caſaubo-

*) In der früheren deutſchen Ausgabe folgt hier, ſtatt obiger Stelle, nur der Satz: „Dafür ſah ich aber in der Grande-Chaumière den Père La Hire, in einem Momente, wo er bougrement en colère war; er hatte eben zwei junge Robespierre mit weit aufgeklappten weißen Tugendweſten bei den Krägen erfaſſt und vor die Thür geſetzt; einen kleinen Saint-Juſt, der ſich mauſig machte, ſchmiſs er ihnen nach, und einige hübſche Citoyennes des Quartier Latin, welche über Verletzung der Menſchheitsrechte klagten, hätte ſchier daſſelbe Schickſal betroffen. In einem andern, ähnlichen Lokal ſah ich den berühmten Chicard, den berühmten Lederhändler und Kankantänzer ꝛc.“

Der Herausgeber.

nus wusch sich nur einmal im Jahre, zur Fastnachtzeit, vielleicht um sich zu vermummen. Der Thürschließer machte mir eine tiefe Verbeugung und erwiderte mit seufzender Stimme: „Sie sind ein gar treuherziger Mensch, mein Herr, ich muss Sie enttäuschen: Das erlauchte Individuum, welches ich zu meinen Miethsleuten zähle, verbraucht eben nicht allzu viel Seinewasser, die Auvergnaten werden durch ihn nicht reich, und in Betreff der Reinlichkeit ist er so ein kleiner Casaubonus.“ Bei diesen Worten schlug er ein Gelächter auf, und ich entfernte mich, gleichfalls lachend, ohne zu wissen warum.

Um mir ein französisches Aussehen zu geben, schlenderte ich kokett fürbass und trällerte die Melodie vor mich hin:

Où allez-vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez,

als ich ein großes Gebäude vor mir auftauchen sah, das man mir als das Pantheon bezeichnete. Dasselbe trug gleichfalls eine Inschrift, aber in Marmor, und, statt eines „Parlez au portier,“ las man dort: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“ Beim Eintreten erblickte ich nur ein riesiges Gebäude voller Leere, eine Art Stein-

ballon, in deſſen Mitte ganz allein ein langer, dürrer Engländer ſpazierte, der ſeinen Guide de Paris im Maule und die Daumen ſeiner gekrümmten Hände in den Armlöchern ſeiner Weſte trug. Ich näherte mich ihm überaus höflich und ſagte ihm: A very fine exhibition! Ich fügte ſogar hinzu: Very fine indeed! denn ich hoffte, er werde bei der Antwort ſeinen Guide aus dem Maule fallen laſſen, wie der Rabe in der Fabel den Käſe aus ſeinem Schnabel fallen läſſt. Aber der Guide, deſſen ich mich bemächtigen wollte, um Etwas darin nachzuſehen, fiel nicht; der engliſche Rabe hielt ſeine Zähne zuſammengeklemmt, und ohne mich im mindeſten zu beachten, ging er fort. Ich that Daſſelbe, und folgte ihm dicht auf den Hacken bis zum Portikus. Dort, vor der Säulenreihe der Façade, bemerkte ich die bausbäckige Geſtalt einer dicken Perſon, einer Frau mit großen Brüſten, wie man damals die Göttin der Freiheit abbildete. Vermuthlich war ſie die Pförtnerin des Pantheons. Es ſchien mir, als habe der Anblick des Sohnes von Albion ſie in eine treffliche Laune verſetzt. Mir ein Zeichen des Verſtändniſſes mit ihren Äuglein zublinzelnd, die wie Glühwürmchen in dem feiſten Geſicht funkelten, machte ſie ſich über den armen Engländer luſtig, und ich hörte zum erſten Mal

jenes laute gallische Lachen, das man bei uns nicht kennt, und das so gutmüthig und moquant zugleich ist, wie der lieblich edle französische Wein oder ein Kapitel von Rabelais. Nichts ist ansteckender als solch eine Lustigkeit, und ich selbst begann aus Herzensgrunde zu lachen, wie ich niemals daheim gelacht habe. Um ein Gespräch mit der schalkhaften und amüsanten Person anzuknüpfen, fiel es mir ein, sie zu fragen, wo die großen Männer seien, von denen die Inschrift dieses Hauses der Nationaldankbarkeit rede. Bei dieser Frage erhob die biedere Lacherin ein noch schallenderes Gelächter, die Thränen kamen ihr in die Augen, sie musste sich den Bauch halten, um nicht zu ersticken, und bei jedem Wort Athem holend, antwortete sie: „Ach, Sie kommen zu einer schlechten Stunde hieher. Gegenwärtig sind die großen Männer sehr rar bei uns — die letzte Ernte hat keinen Ertrag geliefert, aber wir hoffen, dass die nächste wohl besser ausfallen wird; unsere großen Männer in spe wachsen vortrefflich und versprechen Viel. Wollen Sie diese großen Männer der Zukunft sehen, welche jetzt noch sehr winzig sind, so brauchen Sie sich nur nach einem Etablissement zu begeben, das hier ganz in der Nähe auf dem Boulevard Mont-Parnasse liegt, und das man die Grande-Chau-

mière heißt. Dort ist die Pflanz- und Tanzschule jener kleinen großen Männer, jener Knirpse des Ruhmes, die eines Tages der Stolz Frankreichs und die Freude des Menschengeschlechts sein werden; Sie treffen es gut, denn es ist heute ein Donnerstag . . .“ Die tolle Lacherin konnte nicht weiter reden, und als ich von ihr Abschied nahm, um mich nach dem angedeuteten Ort zu verfügen, hörte ich noch lange das Echo ihrer Lustigkeit.

In wenigen Minuten erreichte ich das provisorische Pantheon der künftigen großen Männer Frankreichs, welches man die Grande-Chaumière nennt. Es ist ein Name, mit welchem der republikanische Gedanke wahrscheinlich eine geheime Bedeutung verknüpft, denn le chaume (das Stroh) ist das Sinnbild des frugalen und arbeitsamen Lebens, und es wird das Symbol jener Proletarier, welche die stolzen Palläste des aristokratischen Hochmuths und Lasters zerstören werden, um an ihrer Stelle den Herd guter Sitten und der Tugend, die „große Strohhütte des Volkes,“ zu errichten. Ich trat in das Allerheiligste des Etablissements, welches diesen symbolischen Namen führt, und es thut mir fürwahr nicht leid um die zehn Sous, welche ich am Eingang bezahlen musste. Ich sah dort in der That die künftigen großen Män-

ner Frankreichs, die kleinen großen Männer, auf deren Stirn schon das Morgenroth ihres Ruhmes einen Abglanz warf, ich sah jene Helden der Zukunft, deren Leben und mehr oder minder herrliche Großthaten ein Plutarch beschreiben wird, der noch geboren werden soll, oder der zur Stunde an der Mutterbrust saugt, wenn er nicht vielleicht mit der Flasche genährt wird. All' diese Leute hingen der republikanischen Sache an und trugen das Kostüm einer unerschütterlichen Überzeugung, d. h. einen großen Filzhut und eine Tugendweste à la Robespierre, weit aufgeklappt und so weiß wie das Gewissen des Unbestechlichen! Chacun war dort mit seiner Chacune, und die jungen Jakobiner tanzten mit ihren jungen Jakobinerinnen. Es gab dort Catone des Rechts und Brutusse der Medicin; es gab dort Sempronias von der Nadel und Wams- oder Hosen-Portias, kurz, die Blüthe des Quartier-des-Ecoles. Diese Citoyennes Grisetten waren sehr vergnügt und so tugendhaft, wie das Klima des Pays latin es gestattet. Alle ohne Ausnahme waren enragierte Republikanerinnen; man sagt, dass sie oft ihre Liebhaber wechseln, aber niemals ihre Ansichten. Ich traf es gut, denn an jenem Tage war der Père La Hire, der Leiter des Etablissements, so zu sagen der Feldhüter dieser gro-

ßen Strohhütte, bougrement en colère, wie man zur Zeit des Père Duchêne ſagte. Dies Individuum, von athletiſcher Kraft und ein geborner Wütherich, amüſierte mich ſehr durch die naive Brutalität, mit welcher er den Anſtand ſeines Publikums überwachte. Eine arme Kleine, deren Halstuch ſich in der Hitze eines Kontretanzes ein biſschen verſchoben, ſchlich zitternd von dannen, als er ihr einen einzigen Drohblick zuwarf. Eine andere kleine Bürgerin, die er gleichfalls ein wenig zu dekolletiert fand, jagte er ſchimpflich fort. Dies Ungeheuer wuſſte nicht, daſs in Sparta die jungen Mädchen mit den jungen lacedämoniſchen Burſchen ſplitternackt tanzten, ohne daſs je die Keuſchheit in der Stadt Lykurg's große Gefahr gelaufen. Die Schamhaftigkeit eines Weibes iſt ein Wall für ihre Tugend, ſicherer als alle Kleider der Welt, wie wenig ausgeſchnitten dieſelben auch über dem Halſe. Der Père La Hire iſt der perſonificierte Schrecken für die Tänzer, welche die Schranken eines anſtändigen Kankans überſchreiten. Er packte zwei junge Robespierre bei den Krägen und, Beide mit ſeinen langen Händen vom Boden emporhebend, wie es einſt Herkules mit Antäus gethan, ſetzte er ſie vor die Thür; einen kleinen Saint-Juſt, der ſich beim Anblick dieſes tyranniſchen Aktes mauſig gemacht,

schmiss er ihnen nach. Letzterer stand auf, bürstete seinen langen Rock ab, zupfte seine hohe Kravatte zurecht, und protestierte gegen diese Verletzung der Menschheitsrechte, indem er den Père La Hire einen Polignac schalt*). Das Orchester spielte in diesem Augenblick die Marseillaise.

Ich verdankte diesem Zwischenfalle die Bekanntschaft einer jungen Person, die in meiner Nähe stand, und die ich gegen den neugierigen Haufen in Schutz nahm. Sie war sehr zierlich und klein, ihr Mund bildete ein Herz, ihre schwarzen Augen waren fast zu groß, und es lag etwas Trotziges in dem Schnitt ihrer Stülpnase, deren feingeformte Nüstern sich bei jedem Geschmetter der Musik vor Lust aufblähten. Man nannte sie Mademoiselle Josephine, oder Josephine, oder gar kurzweg Fifine. Als sie erfuhr, dass ich ein Deutscher sei, war sie hoch erfreut, und sie bat mich, ihr eine Bärenhaut zu schenken, denn seit Jahren, sagte sie, sei es ihr Wunsch, eine Bärenhaut zu besitzen, um dieselbe vor ihr Bett zu legen; es sei ihr beständiger Traum! Sie hielt mich mehr für einen Nordländer, als ich es wirklich war, und vermuthlich glauben diese Da-

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 245 des vorliegenden Bandes.

Der Herausgeber.

men, daſs man in meinem Vaterlande nur die Hand auszuſtrecken braucht, um einen Bären am Kragen zu erfaſſen und ihm ſeine Haut abzuziehn. Die Kleine war ſo harmlos, ihr Lächeln war ſo ſchmeichleriſch, ihre Redeweiſe ſo ſüß, ihr zwitſcherndes Geplauder hallte in meinem Herzen ſo lieblich wieder, daſs ich mit Freuden, ein ſo guter Patriot ich auch bin, der franzöſiſchen Hexe zu Gefallen die Häute ſämmtlicher Bären Deutſchlands geopfert hätte. Ich ſchrieb ſofort ihr Begehren in mein Notizbuch, und, ihre Adreſſe aufzeichnend, verſprach ich ihr, daſs ich mich bald mit meiner deutſchen Bärenhaut bei ihr einſtellen würde. Inzwiſchen bat ich ſie, mir die Ehre zu erweiſen, eine ſüdlichere Frucht von mir anzunehmen, nämlich eine Apfelſine. Sie nahm dieſelbe ohne weitere Ceremonie mit der Bemerkung an, daſs ſie, nächſt Schweinsfüßen à la sainte Ménéhould, juſt Apfelſinen am liebſten äße. „Was aber jene, die Schweinsfüße, betrifft," fügte ſie hinzu, „ſo verehre ich dieſelben bis zur Abgötterei, und für dies Gericht könnte ich eine Nichtswürdigkeit begehen." Während Mademoiſelle Joſephine langſam und mit Behagen ihre Apfelſine verſpeiſte, oder, um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, ſich mit derſelben identificierte, ſuchte ich ſie in eben ſo angenehmer wie belehrender Art

zu unterhalten. Von den Bärenhäuten kam ich auf die Zoologie, ja selbst auf die häklichste Frage der vergleichenden Anatomie, auf die Schwanzfrage, ob nämlich der erste Mensch mit einem Schwanze, wie die Affen, begabt gewesen, und ob die menschliche Race diese antediluvianische Zierat später durch eine mehr oder minder rühmliche Krankheit verloren? Mademoiselle Josephine war erstaunt über meine große Gelehrsamkeit, und sagte mir mehrmals: „Sie werden es weit bringen, mein Herr!“ Ich bezweifle nicht, dass sie mir recht hilfreich unter die Arme gegriffen, indem sie meine Talente im ganzen Faubourg Saint-Jacques und den angrenzenden Straßen herumposaunte. Durch die Weiber wird man berühmt in Paris.

Wie groß auch meine Dankbarkeit gegen sie sei, muss ich doch ehrlich bekennen, dass ich in meiner Unterhaltung mit Mademoiselle Josephine bemerkte, wie das arme Kind sehr unwissend war und nicht einmal die ethnographischen Elementarbegriffe kannte. Sie wusste zum Beispiel nicht, dass die Stadt Hamburg eine Republik, wie einstmals Athen, und dass sie bei Altona gelegen, wo sich Klopstock's Grab befindet. Eben so unbekannt war ihr der Unterschied zwischen den Preußen und den Russen, zwischen der Fuchtel und der Knute. Sie glaubte,

die Astronomie sei eine Erfindung des Herrn Arago, und als ich sie belehrte, daſs die Erde, der Ball, den wir bewohnen, sich beständig um die Sonne dreht, rief sie aus: „Wie entsetzlich! die bloße Vorstellung solch einer Dreherei macht mich schwindlig!“ Ihren feinen und zarten Körper durchflog ein Zittern, und sie frug: „Wer hat Ihnen denn gesagt, daſs die Erde sich um die Sonne dreht?“ Als ich antwortete: Ein Pole, Namens Kopernikus, zuckte sie die Achseln und rief: „Ein Pole? dann glaube ich kein Wort davon. Man darf niemals Dem trauen, was die Polen Einem sagen; sie haben nicht die Wahrheit erfunden. Ihr Deutsche seid, bei all eurem tiefen Wissen, zu leichtgläubig. Glauben denn bei euch die Frauen auch an dies alberne Geschwätz von einem Umdrehen der Erde, das Einem zugleich das Herz verdreht? Dann sind sie wohl nicht so nervös, wie wir Französinnen, und sie können deſshalb auch ernstere Studien vertragen; man hat mir gesagt, die deutschen Frauen wären tausendmal gebildeter, als wir, und sie wüſsten alle Mumien Ägyptens auswendig. In der That, wir jungen Mädchen in Frankreich sind schlecht erzogen, wir lernen gar Nichts, und ich, die mit Ihnen redet, denken Sie sich, ich habe gar keinen Unter-

richt genoſſen; Alles, was ich von der Naturgeſchichte weiß, habe ich von mir ſelbſt gelernt."

Als galanter Schmeichler hielt ich dieſe Geſtändniſſe nationaler Unwiſſenheit für Übertreibung, und ich ging ſelbſt ſo weit, die Bildung der deutſchen Damen etwas über Gebühr herabzuſetzen. Ich behauptete, dieſelbe ſei nicht ſo vollkommen, wie man ſich's im Auslande vorſtellt, ſie ſei ſogar recht mangelhaft, und ich hätte zum Beiſpiel in meiner Heimat ſogenannte wohlerzogene junge Mädchen geſehen, welche die ſchalkhaften Lieder Beranger's nicht zu ſingen verſtänden. „Ach, unmöglich!" rief Mademoiſelle Joſephine.

Mir fallen heute bei der Erinnerung an dieſe treffliche Perſon die Worte ein, welche Mephiſtofeles ſpricht, indem er Fauſt den Hexentrank überreicht:

„Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe."

Die Neuheit des Genres iſt der Hexentrank, welcher auf jeden Deutſchen, der zum erſten Mal nach Paris kommt, denſelben Zauber übt. Er vergafft ſich in das hübſche Geſicht der erſten, beſten Griſette, wie er von der Küche des ſchlechteſten Sudelkoches im Palais-Royal entzückt iſt, wo man

für zwei Franken per Kopf zu Mittag speist. Aber es sind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird Einem schlimm zu Muth, wenn man daran denkt, daſs man dies verdächtige, allzu stark gewürzte Mischimaschi verschluckt hat; denn wir haben später in Restaurants der guten Gesellschaft mit Damen der guten Gesellschaft diniert, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu schätzen, welche gar gekocht und kunstgerecht arrangiert sind, manchmal etwas Hautgout haben, aber stets vortrefflich schmecken.

Am Abend desselben Tages, an dem ich die Grande-Chaumière besucht hatte, wo ich die großen Männer Frankreichs noch in embryonischem Zustande sah, führte mich einer meiner Landsleute, der schon in der Welt bekannt war, in ein anderes Lokal, das einige Ähnlichkeit mit dem eben besprochenen hatte. Das weibliche Geschlecht befand sich dort in überwiegender Majorität. Ich machte daselbst die Bekanntschaft eines großen Mannes, welcher damals auf dem Gipfel seiner Größe stand. Seitdem ist sein Ruhm gesunken, aber in Frankreich hat Nichts Bestand, und die großen Männer treten schnell wieder ins Dunkel; sie erscheinen nur, um zu verschwinden. Der große Mann, von dem ich spreche,

war der berühmte Chicard*), der berühmte Lederhändler und Kankantänzer, eine vierschrötige Figur, deren roth aufgedunsenes Gesicht gegen die blendend weiße Kravatte vortrefflich abstach; steif und ernsthaft, glich er einem Mairie-Adjunkten, der sich eben anschickt, eine Rosière zu bekränzen. Ich bewunderte seinen Tanz, und ich sagte ihm, dass derselbe große Ähnlichkeit habe mit dem antiken Silenostanz, den man bei den Dionysien tanzte, und der von dem würdigen Erzieher des Bacchus, dem Silenos, seinen Namen empfangen. Auch Herr Chicard sagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Gelehrsamkeit und präsentierte mich einigen Damen seiner Bekanntschaft, die ebenfalls nicht ermangelten, mein gründliches Wissen herumzurühmen, so dass sich bald mein Ruf in ganz Paris verbreitete, und die Direktoren von Zeitschriften mich aufsuchten, um meine Kollaboration zu gewinnen.

Zu den Personen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris sah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieser jovialen, geistreichen Figur, die durch liebenswürdige Anregungen Viel dazu beitrug, die Stirne des deutschen

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 245 dieses Bandes.

Der Herausgeber.

Träumers zu entwölken*) und sein vergrämtes Herz in die Heiterkeit des französischen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die „Europe littéraire“ gestiftet, und als Direktor derselben kam er zu mir mit dem Ansuchen, einige Artikel über Deutschland in dem Genre der Frau von Staël für seine Zeitschrift zu schreiben. Ich versprach, die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, daſs ich sie in einem ganz entgegengesetzten Genre schreiben würde. „Das ist mir gleich,“ — war die lachende Antwort — „außer dem Genre ennuyeux gestatte ich, wie Voltaire, jedes Genre.“ Damit ich armer Deutscher nicht in das Genre ennuyeux verfiele, lud Freund Bohain mich oft zu Tische und begoſs meinen Geist mit Champagner. Niemand wusste besser, wie er, ein Diner anzuordnen, wo man nicht bloß die beste Küche, sondern auch die köstlichste Unterhaltung genoſs; Niemand wusste so gut, wie er, als Wirth die Honneurs zu machen, Niemand so gut zu repräsentieren, wie Victor Bohain — auch hat er gewiſs mit Recht seinen Aktionären der „Europe littéraire“ hunderttausend Franken Repräsentationskosten angerechnet. Seine Frau war

*) Der Schluſs dieses Satzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

ſehr hübſch und beſaß ein niedliches Windſpiel, welches Zi-Zi hieß. Zu dem Humor des Mannes trug ſogar ſein hölzernes Bein Etwas bei, und wenn er, allerliebſt um den Tiſch herumhumpelnd, ſeinen Gäſten Champagner einſchenkte, glich er dem Vulkan, als Derſelbe das Amt Hebe's verrichtete in der jauchzenden Götterverſammlung. Wo iſt er jetzt? Ich habe lange Nichts von ihm gehört. Zuletzt, vor etwa zehn Jahren, ſah ich ihn in einem Wirthshauſe zu Granville; er war von England, wo er ſich aufhielt, um die koloſſale engliſche Nationalſchuld zu ſtudieren und bei dieſer Gelegenheit ſeine kleinen Privatſchulden zu vergeſſen, nach jenem Hafenſtädtchen der Baſſe-Normandie auf einen Tag herübergekommen, und hier fand ich ihn an einem Tiſchchen ſitzend neben einer Bouteille Champagner und einem vierſchrötigen Spießbürger mit kurzer Stirn und aufgeſperrtem Maule, dem er das Projekt eines Geſchäftes auseinanderſetzte, woran, wie Bohain mit beredſamen Zahlen bewies, eine Million zu gewinnen war. Bohain's ſpekulativer Geiſt war immer ſehr groß, und wenn er ein Geſchäft erdachte, ſtand immer eine Million Gewinn in Ausſicht, nie weniger als eine Million. Die Freunde nannten ihn daher auch Meſſer Millione, wie einſt Marco Paolo in Venedig genannt wurde, als Der-

ſelbe nach ſeiner Rückkehr aus dem Morgenlande den maulaufſperrenden Landsleuten unter den Arkaden des Sankt Marco-Platzes von den hundert Millionen und wieder hundert Millionen Einwohnern erzählte, welche er in den Ländern, die er bereiſt, in China, der Tartarei, Indien u. ſ. w., geſehen habe. Die neuere Geographie hat den berühmten Venetianer, den man lange für einen Aufſchneider hielt, wieder zu Ehren gebracht, und auch von unſerm Pariſer Meſſer Millione dürfen wir behaupten, daſs ſeine induſtriellen Projekte immer großartig richtig erſonnen waren, und nur durch Zufälligkeiten in der Ausführung miſslangen; manche brachten große Gewinne, als ſie in die Hände von Perſonen kamen, die nicht ſo gut die Honneurs eines Geſchäftes zu machen, die nicht ſo prachtvoll zu repräſentieren wuſſten, wie Victor Bohain. Auch die „Europe littéraire“ war eine vortreffliche Konception, ihr Erfolg ſchien geſichert, und ich habe ihren Untergang nie begriffen. Noch den Vorabend des Tages, wo die Stockung begann, gab Victor Bohain in den Redaktionsſälen des Journals einen glänzenden Ball, wo er mit ſeinen dreihundert Aktionären tanzte, ganz ſo wie einſt Leonidas mit ſeinen dreihundert Spartanern den Tag vor der Schlacht bei den Thermopylen. Jedes-

mal, wenn ich in der Galerie des Louvre das Gemälde von David sehe, welches diese antik heroische Scene darstellt, denke ich an den erwähnten letzten Tanz des Victor Bohain; ganz ebenso, wie der todesmuthige König des David'schen Bildes, stand er auf einem Beine; es war dieselbe klassische Stellung. — Wanderer! wenn du in Paris die Chaussée d'Antin nach den Boulevards herabwandelst, und dich am Ende bei einem schmutzigen Thal, das die Rue basse du rempart geheißen, befindest, wisse! du stehst hier vor den Thermopylen der „Europe littéraire," wo Victor Bohain heldenkühn fiel mit seinen dreihundert Aktionären.

Die Aufsätze, die ich, wie gesagt, für jene ephemere Zeitschrift zu verfassen hatte und darin abdrucken ließ, gaben mir Veranlassung, in weiterer Ausführung über Deutschland mich auszusprechen, und mit Freuden begrüßte ich die Aufforderung des Direktors der „Revue des deux mondes," für sein Journal eine Reihe von Aufsätzen über die geistige Entwickelung meines Vaterlandes zu schreiben. Dieser Direktor war Nichts weniger als ein lustiger Kumpan, wie Messer Millione; sein Fehler war vielmehr ein übermäßiger Ernst. Es ist ihm seitdem durch gewissenhafte und ehrenwerthe Arbeit gelungen, seine Zeitschrift zu einer wahren

Revue beider Welten zu machen, d. h. zu einer Revue, die in allen civilisierten Ländern verbreitet ist, wo sie den Geist und die Größe der französischen Literatur repräsentiert. In dieser Revue also veröffentlichte ich meine neuen Arbeiten über die intellektuelle und sociale Geschichte meines Vaterlandes; Mademoiselle Josephine hatte wohl Recht, zu prophezeien, daſs ich es weit bringen würde. Der große Wiederhall, den diese Aufsätze fanden, gab mir den Muth, sie zu sammeln, sie zu vervollständigen, und es entstand dadurch das Buch, das du, theurer Leser! jetzt in Händen hast.

Ich wollte nicht bloß seinen Zweck, seine Tendenz, seine geheimste Absicht, sondern auch die Genesis des Buches hier offenbaren, damit Jeder um so sicherer ermitteln könne, wie viel Glauben und Zutrauen meine Mittheilungen verdienen. Ich schrieb nicht im Genre der Frau von Staël, und wenn ich mich auch bestrebte, so wenig ennuyant wie möglich zu sein, so verzichtete ich doch im Voraus auf alle Effekte des Stiles und der Phrase, die man bei Frau von Staël, dem größten Autor Frankreichs während dem Empire, in so hohem Grade antrifft. Ja, die Verfasserin der „Corinne“ überragt nach meinem Bedünken alle ihre Zeitgenossen, und ich kann das sprühende Feuerwerk

ihrer Darstellung nicht genug bewundern; aber dieses Feuerwerk lässt leider eine übelriechende Dunkelheit zurück, und wir müssen eingestehen*), ihr Genie ist nicht so geschlechtlos, wie nach der früheren Behauptung der Frau von Staël das Genie sein soll; ihr Genie ist ein Weib, besitzt alle Gebrechen und Launen des Weibes, und es war meine Pflicht als Mann, dem glänzenden Kankan dieses Genies zu widersprechen. Es war um so nothwendiger, da die Mittheilungen in ihrem Buch „De l'Allemagne“ sich auf Gegenstände bezogen, die den Franzosen unbekannt waren und den Reiz der Neuheit besaßen, z. B. Alles, was Bezug hat auf deutsche Philosophie und romantische Schule. Ich glaube, in meinem Buche absonderlich über erstere die ehrlichste Auskunft ertheilt zu haben, und die Zeit hat bestätigt, was damals, als ich es vorbrachte, unerhört und unbegreiflich schien.

Ja, was die deutsche Philosophie betrifft, so hatte ich unumwunden das Schulgeheimnis ausge-

---

*) Im Originalmanuskript lautete die nachfolgende Stelle ursprünglich etwas ausführlicher: „ihr Genie, obschon es die Hosen ihres schweizerischen Landsmanns Rousseau angezogen hat, ist doch ein weibliches Genie. Ach, es ist nicht so geschlechtlos, wie nach der ꝛc.“

Der Herausgeber.

plaudert, das, eingewickelt in ſcholaſtiſchen Formeln, nur den Eingeweihten der erſten Klaſſe bekannt war. Meine Offenbarungen erregten hier zu Lande die größte Verwunderung, und ich erinnere mich, daſs ſehr bedeutende franzöſiſche Denker mir naiv geſtanden, ſie hätten immer geglaubt, die deutſche Philoſophie ſei ein gewiſſer myſtiſcher Nebel, worin ſich die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen halte, und die deutſchen Philoſophen ſeien ekſtatiſche Seher, die nur Frömmigkeit und Gottesfurcht athmeten. Es iſt nicht meine Schuld, daſs Dieſes nie der Fall geweſen, daſs die deutſche Philoſophie juſt das Gegentheil iſt von Dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daſs unſre modernſten Philoſophen den vollſtändigſten Atheismus als das letzte Wort unſrer deutſchen Philoſophie proklamierten. Sie riſſen ſchonungslos und mit bacchantiſcher Lebensluſt den blauen Vorhang vom deutſchen Himmel, und riefen: „Sehet, alle Gottheiten ſind entflohen, und dort oben ſitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit.“

Ach! was damals ſo befremdlich klang, wird jetzt jenſeits des Rheins auf allen Dächern gepredigt, und der fanatiſche Eifer mancher dieſer Prädikanten iſt entſetzlich! Wir haben jetzt fanatiſche

Mönche des Atheismus, Großinquisitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen lassen würden, weil er doch im Herzen ein verstockter Deist gewesen. So lange solche Doktrinen noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen blieben und in einer vornehmen Koterie-Sprache besprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns standen, während wir bei unsern philosophischen Petits-Soupers blasphemierten, unverständlich war — so lange gehörte auch ich zu den leichtsinnigen Esprits forts, wovon die Meisten jenen liberalen Grands-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umsturzideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verscheuchen suchten. Als ich aber merkte, daſs die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich sah, daſs Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Taback zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, Das begriff ich

jetzt durch den Geruchssinn, durch das Missbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, Gottlob! ein Ende.

Um die Wahrheit zu sagen, es mochte nicht bloß der Ekel sein, was mir die Grundsätze der Gottlosen verleidete und meinen Rücktritt veranlasste. Es war hier auch eine gewisse weltliche Besorgnis im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich sah nämlich, dass der Atheismus ein mehr oder minder geheimes Bündnis geschlossen mit dem schauderhaft nacktesten, ganz feigenblattlosen, kommunen Kommunismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich Nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für seine Kapitalien zittert, oder mit dem Verdruss der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeschäften gehemmt zu werden fürchten; nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsre ganze moderne Civilisation, die mühselige Errungenschaft so vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelsten Arbeiten unsrer Vorgänger, durch den Sieg des Kommunismus bedroht sehen*). Fortgerissen von der Strömung großmüthiger Gesinnung,

*) Die folgenden drei Sätze sind in der französischen Ausgabe der Form nach etwas kürzer ausgedrückt.

Der Herausgeber.

mögen wir immerhin die Interessen der Kunst und Wissenschaft, ja alle unsre Partikularinteressen dem Gesammtinteresse des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern; aber wir können uns nimmermehr verhehlen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse, welche die Einen das Volk, die Andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souveränetät bereits längst proklamiert worden, zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritte dieses täppischen Souveräns. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbstaufopferung gehört zu unsern raffiniertesten Genüssen — die Emancipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens, und wir haben dafür gerungen und namenloses Elend ertragen, in der Heimath wie im Exil — aber die reinliche, sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand ins Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: Ich würde meine Hand waschen, wenn

mich das souveräne Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte.

O das Volk, dieser arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel schamloser, als die Höflinge von Byzanz und Versailles, ihm ihren Weihrauchkessel an den Kopf schlugen. Diese Hoflakaien des Volkes rühmen beständig seine Vortrefflichkeiten und Tugenden, und rufen begeistert: „Wie schön ist das Volk! wie gut ist das Volk! wie intelligent ist das Volk!“ — Nein, ihr lügt. Das arme Volk ist nicht schön; im Gegentheil, es ist sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit entstand durch den Schmutz und wird mit demselben schwinden, sobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majestät das Volk sich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht schaden, und wir werden dann ein Volk sehen, das hübsch propre ist, ein Volk, das sich gewaschen hat*). Das Volk, dessen Güte so sehr gepriesen wird, ist gar nicht gut; es ist manchmal so böse, wie einige andere Potentaten. Aber seine Bosheit kommt vom Hunger; wir müssen sorgen, daſs das souveräne Volk immer zu essen habe; sobald aller-

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

höchſt daſſelbe gehörig gefüttert und geſättigt ſein mag, wird es euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die Andern. Seine Majeſtät das Volk iſt ebenfalls nicht ſehr intelligent*); es iſt vielleicht dümmer, als die Andern, es iſt faſt ſo beſtialiſch dumm, wie ſeine Günſtlinge. Liebe und Vertrauen ſchenkt es nur Denjenigen, die den Jargon ſeiner Leidenſchaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haſſt, der die Sprache der Vernunft mit ihm ſpricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. iſt es in Paris, ſo war es in Jeruſalem. Laſſt dem Volk die Wahl zwiſchen dem Gerechteſte:: der Gerechten und dem ſcheußlichſten Straßenräuber, ſeid ſicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!“ — Der Grund dieſer Verkehrtheit iſt die Unwiſſenheit; dieſes Nationalübel müſſen wir zu tilgen ſuchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbröten und ſonſtigen Nahrungsmitteln unentgeltlich er-

*) „es iſt ſo ſtupid, wie ein Monarch eben ſein darf; es iſt manchmal ſo dumm wie jene Brutuſſe, die es zu ſeinen Mandatarien macht, wenn es ſich für einen Augenblick der abſoluten Gewalt bemächtigt.“ lautet der Schluß dieſes Satzes in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

theilt werde. — Und wenn Jeder im Volke in den Stand geſetzt iſt, ſich alle beliebigen Kenntniſſe zu erwerben, werdet ihr bald auch ein intelligentes Volk ſehen — Vielleicht wird daſſelbe am Ende noch ſo gebildet, ſo geiſtreich, ſo witzig ſein, wie wir es ſind, nämlich wie ich und du, mein theurer Leſer, und wir bekommen bald noch andre gelehrte Friſeure, welche Verſe machen wie Monſieur Basmin zu Toulouſe, und noch viele andre philoſophiſche Flickſchneider, welche ernſthafte Bücher ſchreiben, wie unſer Landsmann, der famoſe Weitling.

Bei dem Namen dieſes famoſen Weitling taucht mir plötzlich mit all ihrem komiſchen Ernſte die Scene meines erſten und letzten Zuſammentreffens mit dem damaligen Tageshelden wieder im Gedächtnis herauf. Der liebe Gott, der von der Höhe ſeiner Himmelsburg Alles ſieht, lachte wohl herzlich über die ſaure Miene, die ich geſchnitten haben muſs, als mir in dem Buchladen meines Freundes Campe zu Hamburg der berühmte Schneidergeſell entgegentrat und ſich als einen Kollegen ankündigte, der ſich zu denſelben revolutionären und atheiſtiſchen Doktrinen bekenne. Ich hätte wirklich in dieſem Augenblick gewünſcht, daſs der liebe Gott gar nicht exiſtiert haben möchte, damit er nur nicht die Verlegenheit und Beſchämung ſähe, worin mich

eine solche saubre Genossenschaft versetzte! Der liebe Gott hat mir gewiß alle meine alten Frevel von Herzen verziehen, wenn er die Demüthigung in Anschlag brachte, die ich bei jenem Handwerksgruß des ungläubigen Knotenthums, bei jenem kollegialischen Zusammentreffen mit Weitling empfand. Was meinen Stolz am meisten verletzte, war der gänzliche Mangel an Respekt, den der Bursche an den Tag legte, während er mit mir sprach. Er behielt die Mütze auf dem Kopf, und während ich vor ihm stand, saß er auf einer kleinen Holzbank, mit der einen Hand sein zusammengezogenes rechtes Bein in die Höhe haltend, so daß er mit dem Knie fast sein Kinn berührte; mit der andern Hand rieb er beständig dieses Bein oberhalb der Fußknöchel. Diese unehrerbietige Positur hatte ich anfangs den kauernden Handwerksgewöhnungen des Mannes zugeschrieben, doch er belehrte mich eines Bessern, als ich ihn befrug, warum er beständig in erwähnter Weise sein Bein riebe? Er sagte mir nämlich im unbefangen gleichgültigsten Tone, als handle es sich von einer Sache, die ganz natürlich, daß er in den verschiedenen deutschen Gefängnissen, worin er gesessen, gewöhnlich mit Ketten belastet worden sei; und da manchmal der eiserne Ring, welcher das Bein umschloß, etwas zu eng gewesen.

habe er an jener Stelle eine jückende Empfindung bewahrt, die ihn zuweilen veranlaſſe, ſich dort zu reiben. Bei dieſem naiven Geſtändnis muſs der Schreiber dieſer Blätter ungefähr ſo ausgeſehen haben, wie der Wolf in der äſopiſchen Fabel, als er ſeinen Freund den Hund befragt hatte, warum das Fell an ſeinem Halſe ſo abgeſcheuert ſei, und dieſer zur Antwort gab: „Des Nachts legt man mich an die Kette.“ — Ja, ich geſtehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider ſolchermaßen mit ſeiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten ſprach, womit ihn die deutſchen Schließer zuweilen beläſtigten, wenn er im Loch ſaß — „Loch! Schließer! Ketten!“ lauter fatale Koterieworte einer geſchloſſenen Geſellſchaft, womit man mir eine ſchreckliche Vertrautheit zumuthete. Und es war hier nicht die Rede von jenen metaphoriſchen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anſtand tragen kann, und die ſogar bei Leuten von gutem Ton in die Mode gekommen — nein, bei den Mitgliedern jener geſchloſſenen Geſellſchaft ſind Ketten gemeint in ihrer eiſernſten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eiſernen Ring ans Bein befeſtigt — und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von ſolchen Ketten ſprach. Nicht etwa die Furcht

vor dem Sprichwort: „Mitgefangen, mitgehangen!“ nein, mich ſchreckte vielmehr das Nebeneinandergehenktwerden.

Seltſame Widerſprüche in den Gefühlen des menſchlichen Herzens! Ich, der eines Tages zu Münſter mit inbrünſtigen Lippen die Reliquien des Schneiders Jan von Leyden geküſſt hatte, nebſt den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt und die man noch heut zu Tage in einer Niſche vor dem Rathhauſe zu Münſter aufbewahrt — ich, der dem todten Schneider einen enthuſiaſtiſchen Kultus gewidmet: ich empfand eine unüberwindliche Averſion vor der Annäherung des lebendigen Schneiders, des Mannes, welcher doch ein Apoſtel und Märtyrer derſelben Sache war, für die Jan von Leiden, der König von Zion, glorreichen Andenkens, gelitten. Ich vermag dies Phänomen, dieſe Verirrung des menſchlichen Geiſtes, nicht zu erklären, und ich beſchränke mich darauf, die Thatſache hier zu konſtatieren, eine wie ungünſtige und harte Deutung ein ſolches Geſtändnis auch erfahren mag.

Dieſer Weitling, der jetzt verſchollen, war übrigens ein Menſch von Talent; es fehlte ihm nicht an Gedanken, und ſein Buch, betitelt: „Die Garantien der Geſellſchaft,“ war lange Zeit der Ka-

techismus der deutſchen Kommuniſten. Die Anzahl dieſer Letztern hat ſich in Deutſchland während der letzten Jahre ungeheuer vermehrt, und dieſe Partei iſt zu dieſer Stunde unſtreitig eine der mächtigſten jenſeits des Rheines. Die Handwerker bilden den Kern einer Unglaubensarmee, die vielleicht nicht ſonderlich disciplíniert, aber in doktrineller Beziehung ganz vorzüglich einexerciert iſt. Dieſe deutſchen Handwerker bekennen ſich größtentheils zum kraſſeſten Atheismus, und ſie ſind gleichſam verdammt, dieſer troſtloſen Negation zu huldigen, wenn ſie nicht in einen Widerſpruch mit ihrem Princip, und ſomit in völlige Ohnmacht verfallen wollen. Dieſe Kohorten der Zerſtörung, dieſe Sapeure, deren Axt das ganze geſellſchaftliche Gebäude bedroht, ſind den Chartiſten Englands und den Gleichmachern und Umwälzern in andern Ländern unendlich überlegen, wegen der ſchrecklichen Konſequenz ihrer Doktrin; denn in dem Wahnſinn, der ſie antreibt, iſt, wie Polonius ſagen würde, Methode. Die engliſchen Chartiſten werden nur durch den Hunger, und nicht durch eine Idee, getrieben, und ſobald ſie ihren Hunger mit Roaſtbeef und Plumpudding und ihren Durſt mit gutem Ale geſtillt haben, werden ſie nicht mehr gefährlich ſein; geſättigt, fallen ſie wie Blutegel zur Erde. Die mehr oder minder geheimen Führer der

deutſchen Kommuniſten ſind große Logiker, von denen die ſtärkſten aus der Hegel'ſchen Schule hervorgegangen, und ſie ſind ohne Zweifel die fähigſten Köpfe und die energievollſten Charaktere Deutſchlands. Dieſe Doktoren der Revolution und ihre mitleidslos entſchloſſenen Jünger ſind die einzigen Männer in Deutſchland, denen Leben innewohnt, und ihnen gehört die Zukunft. Alle andern Parteien und ihre linkiſchen Vertreter ſind todt, mauſetodt und wohl eingeſargt unter der Kuppel der St. Paulskirche zu Frankfurt. Ich ſpreche hier weder Wünſche noch Beklagniſſe aus; ich berichte Thatſachen, und ich rede die Wahrheit.

Das Verdienſt, jene grauenhaften Erſcheinungen, welche erſt ſpäter eintrafen, in meinem Buche „De l'Allemagne" lange vorausgeſagt zu haben, iſt nicht von großem Belange. Ich konnte leicht prophezeien, welche Lieder einſt in Deutſchland gepfiffen und gezwitſchert werden dürften, denn ich ſah die Vögel ausbrüten, welche ſpäter die neuen Sangesweiſen anſtimmten. Ich ſah, wie Hegel mit ſeinem faſt komiſch ernſthaften Geſichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern ſaß, und ich hörte ſein Gackern. Ehrlich geſagt, ſelten verſtand ich ihn, und erſt durch ſpäteres Nachdenken gelangte ich zum Verſtändnis ſeiner Worte. Ich glaube, er

wollte gar nicht verſtanden ſein, und daher ſein verklauſulierter Vortrag, daher vielleicht auch ſeine Vorliebe für Perſonen, von denen er wuſſte, daſs ſie ihn nicht verſtänden, und denen er um ſo bereitwilliger die Ehre ſeines nähern Umgangs gönnte. So wunderte ſich Jeder in Berlin über den intimen Verkehr des tiefſinnigen Hegel mit dem verſtorbenen Heinrich Beer, einem Bruder des durch ſeinen Ruhm allgemein bekannten und von den geiſtreichſten Journaliſten gefeierten Giacomo Meyerbeer*). Jener Beer, nämlich der Heinrich, war ein ſchier unkluger Geſell, der auch wirklich ſpäterhin von ſeiner Familie für blödſinnig erklärt und unter Kuratel geſetzt wurde, weil er, anſtatt ſich durch ſein großes Vermögen einen Namen zu machen in der Kunſt oder Wiſſenſchaft, vielmehr für läppiſche Schnurrpfeifereien ſeinen Reichthum vergeudete und z. B. eines Tags für ſechstauſend Thaler Spazierſtöcke gekauft hatte. Dieſer arme Menſch, der weder für einen großen Tragödiendichter, noch für einen großen Sterngucker, oder für ein lorberbekränztes muſikaliſches Genie, einen Nebenbuhler von Mozart und Roſſini, gelten wollte und lieber ſein Geld

*) Die zwei folgenden Sätze fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

für Spazierstöcke ausgab — dieser aus der Art geschlagene Beer genoß den vertrautesten Umgang Hegel's, er war der Intimus des Philosophen, sein Pylades, und begleitete ihn überall wie sein Schatten. Der eben so witzige wie talentbegabte Felix Mendelssohn suchte einst dieses Phänomen zu erklären, indem er behauptete: Hegel verstände den Heinrich Beer nicht. Ich glaube aber jetzt, der wirkliche Grund jenes intimen Umgangs bestand darin, daß Hegel überzeugt war, Heinrich Beer verstände Nichts von Allem, was er ihn reden höre, und er konnte daher in seiner Gegenwart sich ungeniert allen Geistesergießungen des Moments überlassen. Überhaupt war das Gespräch von Hegel immer eine Art von Monolog, stoßweis hervorgeseufzt mit klangloser Stimme; das Barocke der Ausdrücke frappierte mich oft, und von letztern blieben mir viele im Gedächtnis. Eines schönen, hellgestirnten Abends standen wir Beide neben einander am Fenster, und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Mensch, ich hatte eben gut gegessen und Kaffe getrunken, und ich sprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte sie den Aufenthalt der Seligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne sind nur ein leuchtender Ausfatz am Himmel.“ Um Gotteswillen, rief ich,

es giebt also droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit seinen bleichen Augen stier ansah, sagte schneidend: „Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, dass Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?“ — Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um, doch er schien gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, dass nur Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whist einzuladen.

Wie schwer das Verständnis der Hegel'schen Schriften ist, wie leicht man sich hier täuschen kann, und zu verstehen glaubt, während man nur dialektische Formeln nachzukonstruieren gelernt, Das merkte ich erst viele Jahre später hier in Paris, als ich mich damit beschäftigte, aus dem abstrakten Schul-Idiom jene Formeln in die Muttersprache des gesunden Verstandes und der allgemeinen Verständlichkeit, ins Französische, zu übersetzen. Hier muss der Dolmetsch bestimmt wissen, was er zu sagen hat, und der verschämteste Begriff ist gezwungen, die mystischen Gewänder fallen zu lassen und sich in seiner Nacktheit zu zeigen. Ich hatte nämlich den Vorsatz gefasst, eine allgemein verständliche Darstellung der ganzen Hegel'schen Philosophie zu

verfassen, um sie einer neuern Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne“ als Ergänzung desselben einzuverleiben. Ich beschäftigte mich während zwei Jahren mit dieser Arbeit, und es gelang mir nur mit Noth und Anstrengung, den spröden Stoff zu bewältigen und die abstraktesten Partien so populär als möglich vorzutragen. Doch als das Werk endlich fertig war, erfasste mich bei seinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuskript mich mit fremden, ironischen, ja boshaften Augen ansähe. Ich war in eine sonderbare Verlegenheit gerathen; Autor und Schrift passten nicht mehr zusammen. Es hatte sich nämlich um jene Zeit der obenerwähnte Widerwille gegen den Atheismus schon meines Gemüthes bemeistert, und da ich mir gestehen musste, dass allen diesen Gottlosigkeiten die Hegel'sche Philosophie den furchtbarsten Vorschub geleistet, ward sie mir äußerst unbehaglich und fatal. Ich empfand überhaupt nie eine allzugroße Begeisterung für diese Philosophie, und von Überzeugung konnte in Bezug auf dieselbe gar nicht die Rede sein. Ich war nie abstrakter Denker *), und ich nahm die Syntheſe der Hegel-

*) „Ich war nie Selbstdenker,“ steht im Originalmanuskript. Der Ausdruck ward von Heine erst bei Revision der Korrekturbogen geändert. Der Herausgeber.

ſchen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit ſchmeichelten. Ich war jung und ſtolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daſs nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel reſidiert, ſondern ich ſelbſt hier auf Erden der liebe Gott ſei*). Dieſer thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluſs auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus ſteigerte; und ich machte damals einen ſolchen Aufwand von Großmuth und Selbſtaufopferung, daſs ich dadurch die brillanteſten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Geſetzen der Moral gehorchten, gewiſs außerordentlich verdunkelte. War ich doch ſelber jetzt das lebende Geſetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war die Urſittlichkeit, ich war unſündbar, ich war die inkar-

*) Hier findet ſich in der franzöſiſchen Ausgabe der Zwiſchenſatz: „Ich hatte niemals glauben wollen, daſs Gott Menſch geworden, ich hielt dies erhabene Dogma für Aberglauben, und ſpäter glaubte ich Hegel aufs Wort, als ich ihn ſagen hörte, daſs der Menſch Gott ſei. Dieſe Vorſtellung behagte mir, ich nahm ſie alles Ernſtes an, und ich führte meine göttliche Rolle mit ſo viel Anſtand, wie möglich, durch.“

Der Herausgeber.

verfaſſen, um ſie einer neuern Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne“ als Ergänzung deſſelben einzuverleiben. Ich beſchäftigte mich während zwei Jahren mit dieſer Arbeit, und es gelang mir nur mit Noth und Anſtrengung, den ſpröden Stoff zu bewältigen und die abſtrakteſten Partien ſo populär als möglich vorzutragen. Doch als das Werk endlich fertig war, erfaſſte mich bei ſeinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuſkript mich mit fremden, ironiſchen, ja boshaften Augen anſähe. Ich war in eine ſonderbare Verlegenheit gerathen; Autor und Schrift paſſten nicht mehr zuſammen. Es hatte ſich nämlich um jene Zeit der obenerwähnte Widerwille gegen den Atheismus ſchon meines Gemüthes bemeiſtert, und da ich mir geſtehen muſſte, daſs allen dieſen Gottloſigkeiten die Hegel'ſche Philoſophie den furchtbarſten Vorſchub geleiſtet, ward ſie mir äußerſt unbehaglich und fatal. Ich empfand überhaupt nie eine allzugroße Begeiſterung für dieſe Philoſophie, und von Überzeugung konnte in Bezug auf dieſelbe gar nicht die Rede ſein. Ich war nie abſtrakter Denker *), und ich nahm die Syntheſe der Hegel'-

*) „Ich war nie Selbſtdenker,“ ſteht im Originalmanuſkript. Der Ausdruck ward von Heine erſt bei Reviſion der Korrekturbogen geändert. Der Herausgeber.

ſchen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit ſchmeichelten. Ich war jung und ſtolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daſs nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel reſidiert, ſondern ich ſelbſt hier auf Erden der liebe Gott ſei*). Dieſer thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluſs auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus ſteigerte; und ich machte damals einen ſolchen Aufwand von Großmuth und Selbſtaufopferung, daſs ich dadurch die brillanteſten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Geſetzen der Moral gehorchten, gewiſs außerordentlich verdunkelte. War ich doch ſelber jetzt das lebende Geſetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war die Urſittlichkeit, ich war unſündbar, ich war die inkar-

*) Hier findet ſich in der franzöſiſchen Ausgabe der Zwiſchenſatz: „Ich hatte niemals glauben wollen, daſs Gott Menſch geworden, ich hielt dies erhabene Dogma für Aberglauben, und ſpäter glaubte ich Hegel aufs Wort, als ich ihn ſagen hörte, daſs der Menſch Gott ſei. Dieſe Vorſtellung behagte mir, ich nahm ſie alles Ernſtes an, und ich führte meine göttliche Rolle mit ſo viel Anſtand, wie möglich, durch.“

Der Herausgeber.

nierte Reinheit; die anrüchigsten Magdalenen wurden purificiert durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie keusche Rosen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Diese Restaurationen beschädigter Magdthümer, ich gestehe es, erschöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab, ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Hass. Ich rächte mich auch nicht mehr an meinen Feinden, da ich im Grunde keinen Feind mehr hatte, oder vielmehr Niemand als solchen anerkannte; für mich gab es jetzt nur noch Ungläubige, die an meiner Göttlichkeit zweifelten — Jede Unbill, die sie mir anthaten, war ein Sakrilegium, und ihre Schmähungen waren Blasphemien. Solche Gottlosigkeiten konnte ich freilich nicht immer ungeahndet lassen, aber alsdann war es nicht eine menschliche Rache, sondern die Strafe Gottes, die den Sünder traf. Bei dieser höhern Gerechtigkeitspflege unterdrückte ich zuweilen mit mehr oder weniger Mühe alles gemeine Mitleid*). Wie ich

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

keine Feinde besaß, so gab es für mich auch keine Freunde, sondern nur Gläubige, die an meine Herrlichkeit glaubten, die mich anbeteten, auch meine Werke lobten, sowohl die versificierten, wie die, welche ich in Prosa geschaffen, und dieser Gemeinde von wahrhaft Frommen und Andächtigen that ich sehr viel Gutes, zumal den jungen Devotinnen.

Aber die Repräsentationskosten eines Gottes, der sich nicht lumpen lassen will und weder Leib noch Börse schont, sind ungeheuer; um eine solche Rolle mit Anstand zu spielen, sind besonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Gesundheit. Leider geschah es, daß eines Tages — im Februar 1848 — diese beiden Requisiten mir abhanden kamen, und meine Göttlichkeit gerieth dadurch sehr ins Stocken. Zum Glück war das verehrungswürdige Publikum in jener Zeit mit so großen, unerhörten, fabelhaften Schauspielen beschäftigt, daß dasselbe die Veränderung, die damals mit meiner kleinen Person vorging, nicht besonders bemerken mochte. Ja, sie waren unerhört und fabelhaft, die Ereignisse in jenen tollen Februartagen, wo die Weisheit der Klügsten zu Schanden gemacht und die Auserwählten des Blödsinns aufs Schild gehoben wurden. Die Letzten wurden die Ersten, das Unterste kam zu oberst, sowohl die Dinge wie die

Gedanken waren umgestürzt, es war wirklich die verkehrte Welt. — Wäre ich in dieser unsinnigen, auf den Kopf gestellten Zeit ein vernünftiger Mensch gewesen, so hätte ich gewiss durch jene Ereignisse meinen Verstand verloren, aber verrückt, wie ich damals war, musste das Gegentheil geschehen, und sonderbar! just in den Tagen des allgemeinen Wahnsinns kam ich selber wieder zur Vernunft! Gleich vielen andren heruntergekommenen Göttern jener Umsturzperiode, musste auch ich kümmerlich abdanken und in den menschlichen Privatstand wieder zurücktreten. Das war auch das Gescheiteste, das ich thun konnte. Ich kehrte zurück in die niedre Hürde der Gottesgeschöpfe, und ich huldigte wieder der Allmacht eines höchsten Wesens, das den Geschicken dieser Welt vorsteht, und das auch hinfüro meine eignen irdischen Angelegenheiten leiten sollte. Letztere waren während der Zeit, wo ich meine eigne Vorsehung war, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und ich war froh, sie gleichsam einem himmlischen Intendanten zu übertragen, der sie mit seiner Allwissenheit wirklich viel besser besorgt. Die Existenz eines Gottes war seitdem für mich nicht bloß ein Quell des Heils, sondern sie überhob mich auch aller jener quälerischen Rechnungsgeschäfte, die mir so verhasst, und ich verdanke ihr die größten

Erſparniſſe. Wie für mich, brauche ich jetzt auch nicht mehr für Andre zu ſorgen, und ſeit ich zu den Frommen gehöre, gebe ich faſt gar Nichts mehr aus für Unterſtützung von Hilfsbedürftigen; — ich bin zu beſcheiden, als daſs ich der göttlichen Fürſehung, wie ehemals, ins Handwerk pfuſchen ſollte, ich bin kein Gemeindeverſorger mehr, kein Nachäffer Gottes, und meinen ehemaligen Klienten habe ich mit frommer Demuth angezeigt, daſs ich nur ein armſeliges Menſchengeſchöpf bin, eine ſeufzende Kreatur, die mit der Weltregierung Nichts mehr zu ſchaffen hat, und daſs ſie ſich hinfüro in Noth und Trübſal an den Herrgott wenden müſſten, der im Himmel wohnt, und deſſen Budget eben ſo unermeſſlich wie ſeine Güte iſt, während ich armer Exgott ſogar in meinen göttlichſten Tagen, um meinen Wohlthätigkeitsgelüſten zu genügeu, ſehr oft den Teufel an dem Schwanz ziehen muſſte.

Tirer le diable par la queue iſt in der That einer der glücklichſten Ausdrücke der franzöſiſchen Sprache, aber die Sache ſelbſt war höchſt demüthigend für einen Gott. Ja, ich bin froh, meiner angemaßten Glorie entledigt zu ſein, und kein Philoſoph wird mir jemals wieder einreden, daſs ich ein Gott ſei! Ich bin nur ein armer Menſch, der

obendrein nicht mehr ganz gesund*) und sogar sehr krank ist. In diesem Zustand ist es eine wahre Wohlthat für mich, dass es Jemand im Himmel giebt, dem ich beständig die Litanei meiner Leiden vorwimmern kann, besonders nach Mitternacht, wenn Mathilde sich zur Ruhe begeben, die sie oft sehr nöthig hat. Gottlob! in solchen Stunden bin ich nicht allein, und ich kann beten und flennen, so viel ich will, und ohne mich zu genieren, und ich kann ganz mein Herz ausschütten vor dem Allerhöchsten und ihm Manches vertrauen, was wir sogar unsrer eigenen Frau zu verschweigen pflegen**).

*) „ist, und sogar an einer Indisposition leidet, — einer sehr leichten zwar, wie meine Ärzte behaupten, die mich aber schon seit länger als sechs Jahren ans Bett fesselt." schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) In der französischen Ausgabe folgen hier noch die nachstehenden Sätze: „Wie thöricht und grausam sind also jene atheistischen Philosophen, jene kalten und gesunden Dialektiker, welche sich's angelegen sein lassen, den leidenden Menschen ihren himmlischen Trost, ihr einziges Beruhigungsmittel zu rauben. Man hat gesagt, die Menschheit sei krank, die Welt sei ein großes Hospital. Es wäre noch schrecklicher, wenn man sagen müsste, die Welt sei ein großes Hotel-Dieu ohne Gott (un grand Hôtel-Dieu sans Dieu)."

Der Herausgeber.

Nach obigen Geständnissen wird der geneigte Leser leichtlich begreifen, warum mir meine Arbeit über die Hegel'sche Philosophie nicht mehr behagte. Ich sah gründlich ein, dass der Druck derselben weder dem Publikum noch dem Autor heilsam sein konnte, ich sah ein, dass die magersten Spittelsuppen der christlichen Barmherzigkeit für die verschmachtende Menschheit noch immer erquicklicher sein dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegel'schen Dialektik; — ja, ich will Alles gestehen, ich bekam auf einmal eine große Furcht vor den ewigen Flammen — es ist freilich ein Aberglaube, aber ich hatte Furcht — und an einem stillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein starkes Feuer brannte, benutzte ich die schöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuskript über die Hegel'sche Philosophie in die lodernde Gluth, wie einst mein Freund Kitzler bei ähnlichem Anlasse gethan*); die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem sonderbaren kichernden Geknister

Gottlob, ich war sie los! Ach, könnte ich doch Alles, was ich einst über deutsche Philosophie

*) Vgl. Band VII, S. 211—218.

Der Herausgeber.

drucken ließ, in derſelben Weiſe vernichten! Aber Das iſt unmöglich, und da ich nicht einmal den Wiederabdruck bereits vergriffener Bücher verhindern kann, wie ich jüngſt betrübſamlichſt erfahren, ſo bleibt mir Nichts übrig, als öffentlich zu geſtehen, daſs meine Darſtellung der deutſchen philoſophiſchen Syſteme, alſo fürnehmlich die erſten drei Abtheilungen meines Buches „De l'Allemagne," die ſündhafteſten Irrthümer enthalten. Ich hatte die genannten drei Partien in einer deutſchen Verſion als ein beſonderes Buch drucken laſſen, und da die letzte Ausgabe deſſelben vergriffen war, und mein Buchhändler das Recht beſaß, eine neue Ausgabe zu veröffentlichen, ſo verſah ich das Buch mit einer Vorrede, woraus ich eine Stelle hier mittheile, die mich des traurigen Geſchäftes überhebt, in Bezug auf die erwähnten drei Partien der „Allemagne" mich beſonders auszuſprechen. Sie lautet, wie folgt: „Ehrlich geſtanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt laſſen könnte. Es haben ſich nämlich ſeit dem Erſcheinen deſſelben meine Anſichten über manche Dinge, beſonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und Manches, was ich behauptete, widerſpricht jetzt meiner beſſern Überzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, ſobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt,

und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, ſobald es ſeiner Lippe entſprungen und gar durch die Preſſe vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugniſſe mir mit zwingendem Einſpruch entgegentreten, wenn ich das Buch ungedruckt ließe und meinen Geſammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftſteller in ſolchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phraſe meine Zuflucht nehmen; aber ich haſſe im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchleriſchen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umſtänden das unveräußerliche Recht, ſeinen Irrthum offen zu geſtehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daſs Alles, was in dieſem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben ſo falſch wie unbeſonnen iſt. Eben ſo unbeſonnen wie falſch iſt die Behauptung, die ich der Schule nachſprach, daſs der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet ſei und ſich nur noch in der Erſcheinungswelt kümmerlich hinfriſte. Nein, es iſt nicht wahr, daſs die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Daſein Gottes, wie wir dieſelben ſeit Anſelm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Daſein Gottes ſelber ein

Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet. Diese spinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, sie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen ist; sie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'schen Schule, der grimme Ruge, behauptete einst steif und fest, oder vielmehr fest und steif, dass er mich mit seinem Portierstock in den Hallischen Jahrbüchern todtgeschlagen habe, und doch zur selben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, frisch und gesund und unsterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er selber konnte sich später nicht des ehrlichsten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geständnis machte, dass ich die fürchterlichen Todtschlagblätter, die Hallischen Jahrbücher, nie zu Gesicht bekommen hatte, und sowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Austern schluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch gesund und feist, ich stand im Zenith meines Fettes

und war ſo übermüthig wie der König Nebukadnezar vor ſeinem Sturze.

„Ach! einige Jahre ſpäter iſt eine leibliche und geiſtige Veränderung eingetreten. Wie oft ſeitdem denke ich an die Geſchichte dieſes babyloniſchen Königs, der ſich ſelbſt für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe ſeines Dünkels erbärmlich herabſtürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat geweſen ſein). In dem prachtvoll grandioſen Buch Daniel ſteht dieſe Legende, die ich nicht bloß dem guten Ruge, ſondern auch meinem noch viel verſtocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengſtenberg, und wie ſie ſonſt heißen mögen, dieſe gottloſen Selbſtgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es ſtehen überhaupt noch viele ſchöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geſchichte von dem verbotenen Baume im Paradieſe und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die ſchon ſechstauſend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'ſche Philoſophie vortrug. Dieſer Blauſtrumpf ohne Füße zeigte ſehr ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntnis, oder,

was Dasselbe ist, wie Gott im Menschen zum Bewusstsein seiner selbst gelange. — Diese Formel ist nicht so klar wie die ursprünglichen Worte: „Wenn ihr vom Baume der Erkenntnis genossen, werdet ihr wie Gott sein!“ Frau Eva verstand von der ganzen Demonstration nur das Eine, daſs die Frucht verboten sei, und weil sie verboten, aß sie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte sie von dem lockenden Apfel gegessen, so verlor sie ihre Unschuld, ihre naive Unmittelbarkeit, sie fand, daſs sie viel zu nackend sei für eine Person von ihrem Stande, die Stamm-Mutter so vieler künftigen Kaiser und Könige, und sie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradiese noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, so wie das Weib zum denkenden Selbstbewusstsein kommt, ist ihr erster Gedanke ein neues Kleid! Auch diese biblische Geschichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte sie als Motto diesem Buche voransetzen, in derselben Weise, wie man oft vor fürstlichen Gärten eine Tafel sieht mit der warnenden Aufschrift: „Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse.““

Nach der Stelle, welche ich hier citiert, folgen Geständnisse über den Einfluss, den die Lektüre der Bibel auf meine spätere Geistesevolution ausübte. Die Wiedererweckung meines religiösen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und dasselbe ward für mich eben so sehr eine Quelle des Heils, als ein Gegenstand der frömmigsten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Geistes mich hingegeben, mit allen möglichen Systemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu sein, wie Messaline nach einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demselben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom steht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem schwarzen Betbruder nieder in derselben Andacht —

Welche Demüthigung! mit all meiner Wissenschaft habe ich es nicht weiter gebracht, als der arme unwissende Neger, der kaum buchstabieren gelernt! Der arme Tom scheint freilich in dem heiligen Buche noch tiefere Dinge zu sehen, als ich, dem besonders die letzte Partie noch nicht ganz klar geworden. Tom versteht sie vielleicht besser, weil mehr Prügel darin vorkommen, nämlich jene unaufhörlichen Peitschenhiebe, die mich manchmal

bei der Lektüre der Evangelien und der Apostelgeschichte sehr unästhetisch anwiderten. So ein armer Negersklave liest zugleich mit dem Rücken, und begreift daher viel besser als wir. Dagegen glaube ich mir schmeicheln zu dürfen, daſs mir der Charakter des Moses in der ersten Abtheilung des heiligen Buches einleuchtender aufgegangen sei. Diese große Figur hat mir nicht wenig imponiert. Welche Riesengestalt! Ich kann mir nicht vorstellen, daſs Og, König von Basan, größer gewesen sei. Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Moses darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf die Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott spricht — Gott verzeih' mir die Sünde, manchmal wollte es mich bedünken als sei dieser mosaische Gott nur der zurückgestrahlte Lichtglanz des Moses selbst, dem er so ähnlich sieht, ähnlich in Zorn und in Liebe. Es wäre eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine solche Identität des Gottes und seines Propheten annähme — aber die Ähnlichkeit ist frappant.

Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war, und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Haſs gegen alle Bildlichkeit, ge-

gen die Plastik, nicht verzieh. Ich sah nicht, daſs Moſes, trotz ſeiner Befeindung der Kunſt, dennoch ſelber ein großer Künſtler war und den wahren Künſtlergeiſt beſaß. Nur war dieſer Künſtlergeiſt bei ihm, wie bei ſeinen ägyptiſchen Landsleuten, nur auf das Koloſſale und Unverwüſtliche gerichtet. Aber nicht wie dieſe Ägypter formierte er ſeine Kunſtwerke aus Backſtein und Granit, ſondern er baute Menſchenpyramiden, er meißelte Menſchenobelisken, er nahm einen armen Hirtenſtamm und ſchuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen ſollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muſter, ja der ganzen Menſchheit als Prototyp dienen konnte: er ſchuf Iſrael! Mit größerm Rechte, als der römiſche Dichter, darf jener Künſtler, der Sohn Amram's und der Hebamme Jochebed, ſich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!

Wie über den Werkmeiſter, hab' ich auch über das Werk, die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht geſprochen, und zwar gewiſs wieder meines helleniſchen Naturells wegen, dem der judäiſche Asceticismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat ſeitdem abgenommen. Ich ſehe jetzt, die Griechen waren nur ſchöne Jünglinge, die Juden aber

waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei den Kämpen der Revolution und ihrer demokratischen Principien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daſs seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, daſs er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geschichte des Mittelalters und selbst der modernen Zeit hat selten in ihre Tagesberichte die Namen solcher Ritter des heiligen Geistes eingezeichnet, denn sie fochten gewöhnlich mit verschlossenem Visier. Eben so wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigentliches Wesen, sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein, und, wie im Mittelalter, sind sie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweissagt, daſs es alsdann nur noch einen Hirten und eine Herde geben wird, und der Ge-

rechte, der für das Heil der Menschheit geduldet, seine glorreiche Anerkennung empfängt.

Man sieht, ich, der ich ehemals den Homer zu citieren pflegte, ich citiere jetzt die Bibel, wie der Onkel Tom. In der That, ich verdanke ihr Viel. Sie hat, wie ich oben gesagt, das religiöse Gefühl wieder in mir erweckt; und diese Wiedergeburt des religiösen Gefühls genügte dem Dichter der vielleicht weit leichter als andre Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und seinem Geist erschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenschlüssels. Die thörichtsten und widersprechendsten Gerüchte sind in dieser Beziehung über mich in Umlauf gekommen. Sehr fromme, aber nicht sehr gescheite Männer des protestantischen Deutschlands haben mich dringend befragt, ob ich dem lutherisch evangelischen Bekenntniss, zu welchem ich mich bisher nur in lauer, officieller Weise bekannte, jetzt, wo ich krank und gläubig geworden, mit größerer Sympathie als zuvor zugethan sei? Nein, ihr lieben Freunde, es ist in dieser Beziehung keine Änderung mit mir vorgegangen, und wenn ich überhaupt dem evangelischen Glauben angehörig bleibe, so geschieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher nie allzu sehr

genierte. Freilich, ich gestehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande bestimmt losgesagt, wenn nicht die dortigen Behörden Jedem, der sich zu keiner von den staatlich privilegierten positiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten. Wie Henri IV. einst lachend sagte: „Paris faut bien une messe," so konnte ich mit Fug sagen: „Berlin vaut bien un prêche," und ich konnte mir, nach wie vor, das sehr aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrierte Christenthum gefallen lassen, das man damals sogar ohne Gottheit Christi, wie Schildkrötensuppe ohne Schildkröte, in den Berliner Kirchen haben konnte. Zu jener Zeit war ich selbst noch ein Gott, und keine der positiven Religionen hatte mehr Werth für mich als die andre; ich konnte aus Kourtoisie ihre Uniformen tragen, wie z. B. der russische Kaiser sich in einen preußischen Gardeofficier verkleidet, wenn er dem König von Preußen die Ehre erzeigt, einer Revüe in Potsdam beizuwohnen.

Jetzt, wo durch das Wiedererwachen des religiösen Gefühls, so wie auch durch meine körperlichen Leiden, mancherlei Veränderung in mir

vorgegangen — entspricht jetzt die lutherische Glaubensuniform einigermaßen meinem innersten Gedanken? In wie weit ist das officielle Bekenntnis zur Wahrheit geworden? Solcher Frage will ich durch keine direkte Beantwortung begegnen, sie soll mir nur eine Gelegenheit bieten, die Verdienste zu beleuchten, die sich der Protestantismus, nach meiner jetzigen Einsicht, um das Heil der Welt erworben; und man mag danach ermessen, inwiefern ihm eine größere Sympathie von meiner Seite gewonnen ward.

Früherhin, wo die Philosophie ein überwiegendes Interesse für mich hatte, wusste ich den Protestantismus nur wegen der Verdienste zu schätzen, die er sich durch die Eroberung der Denkfreiheit erworben, die doch der Boden ist, auf welchem sich später Leibnitz, Kant und Hegel bewegen konnten — Luther, der gewaltige Mann mit der Axt, musste diesen Kriegern vorangehen und ihnen den Weg bahnen. In dieser Beziehung habe ich auch die Reformation als den Anfang der deutschen Philosophie gewürdigt und meine kampflustige Parteinahme für den Protestantismus justificiert. Jetzt, in meinen spätern und reifern Tagen, wo das religiöse Gefühl wieder überwältigend in mir aufwogt und der gescheiterte Metaphysiker sich an die Bibel

festklammert: jetzt würdige ich den Protestantismus ganz absonderlich ob der Verdienste, die er sich durch die Auffindung und Verbreitung des heiligen Buches erworben. Ich sage: die Auffindung, denn die Juden, die dasselbe aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet und es im Exile gleichsam wie ein portatives Vaterland mit sich herumschleppten das ganze Mittelalter hindurch, sie hielten diesen Schatz sorgsam verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutschen Gelehrten, Vorgänger und Beginner der Reformation, hinschlichen, um Hebräisch zu lernen, um den Schlüssel zu der Truhe zu gewinnen, welche den Schatz barg. Ein solcher Gelehrter war der fürtreffliche Reuchlinus, und die Feinde Desselben, die Hochstraaten & Comp. in Köln, die man als blödsinnige Dunkelmänner darstellte, waren keineswegs so ganz dumme Tröpfe, sondern sie waren fernsichtige Inquisitoren, welche das Unheil, das die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift für die Kirche herbeiführen würde, wohl voraussahen; daher ihr Verfolgungseifer gegen alle hebräischen Schriften, die sie ohne Ausnahme zu verbrennen riethen, während sie die Dolmetscher dieser heiligen Schriften, die Juden, durch den verhetzten Pöbel auszurotten suchten. Jetzt, wo die Motive jener Vorgänge aufgedeckt liegen, sieht man,

wie Jeder im Grunde Recht hatte. Die Kölner Dunkelmänner glaubten das Seelenheil der Welt bedroht, und alle Mittel, ſowohl Lüge als Mord, dünkten ihnen erlaubt, zumal in Betreff der Juden. Das arme niedre Volk, die Kinder des Erb-Elends, haſſte die Juden ſchon wegen ihrer aufgehäuften Schätze, und was heut zu Tage der Haſs der Proletarier gegen die Reichen überhaupt genannt wird, hieß ehemals Haſs gegen die Juden. In der That, da dieſe Letztern, ausgeſchloſſen von jedem Grundbeſitz und jedem Erwerb durch Handwerk, nur auf den Handel und die Geldgeſchäfte angewieſen waren, welche die Kirche für Rechtgläubige verpönte, ſo waren ſie, die Juden, geſetzlich dazu verdammt, reich, gehaſſt und ermordet zu werden. Solche Ermordungen freilich trugen in jenen Zeiten noch einen religiöſen Deckmantel, und es hieß, man müſſe Diejenigen tödten, die einſt unſern Herrgott getödtet. Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben, und deſſen ganzes Leben nur Gottesandacht athmete, ward als Deicide verſchrieen! Die blutige Parodie eines ſolchen Wahnſinns ſahen wir beim Ausbruch der Revolution von Sankt Domingo, wo ein Negerhaufen, der die Pflanzungen mit Mord und Brand heimſuchte, einen ſchwarzen Fanatiker an ſeiner Spitze hatte, der ein unge-

heures Krucifix trug und blutdürftig ſchrie: „Die Weißen haben Chriſtum getödtet, laſſt uns alle Weißen todtſchlagen!“

Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt ſie auch deſſen Wort, die Bibel; ſie haben ſie gerettet aus dem Bankerott des römiſchen Reichs, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten ſie das theure Buch, bis es der Proteſtantismus bei ihnen aufſuchte und das gefundene Buch in die Landesſprachen überſetzte und in alle Welt verbreitete. Dieſe Verbreitung hat die ſegensreichſten Früchte hervorgebracht, und dauert noch bis auf heutigen Tag, wo die Propaganda der Bibelgeſellſchaft eine providentielle Sendung erfüllt, die bedeutſamer iſt und jedenfalls ganz andre Folgen haben wird, als die frommen Gentlemen dieſer brittiſchen Chriſtenthums-Speditions-Societät ſelber ahnen. Sie glauben eine kleine enge Dogmatik zur Herrſchaft zu bringen und, wie das Meer, auch den Himmel zu monopoliſieren, denſelben zur brittiſchen Kirchendomäne zu machen — und ſiehe! ſie fördern, ohne es zu wiſſen, den Untergang aller proteſtantiſchen Sekten, die alle in der Bibel ihr Leben haben und in einem allgemeinen Bibelthume aufgehen. Sie fördern die große Demokratie, wo jeder Menſch nicht bloß König,

ſondern auch Biſchof in ſeiner Hausburg ſein ſoll; indem ſie die Bibel über die ganze Erde verbreiten, ſie, ſo zu ſagen, der ganzen Menſchheit durch merkantiliſche Kniffe, Schmuggel und Tauſch in die Hände ſpielen und der Exegeſe der individuellen Vernunft überliefern, ſtiften ſie das große Reich des Geiſtes, das Reich des religiöſen Gefühls, der Nächſtenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatiſche Begriffsformeln gelehrt werden kann, ſondern durch Bild und Beiſpiel, wie Dergleichen enthalten iſt in dem ſchönen heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel.

Es iſt für den beſchaulichen Denker ein wunderbares Schauſpiel, wenn er die Länder betrachtet, wo die Bibel ſchon ſeit der Reformation ihren bildenden Einfluß ausgeübt auf die Bewohner, und ihnen in Sitte, Denkungsart und Gemüthlichkeit jenen Stempel des paläſtiniſchen Lebens aufgeprägt hat, der in dem alten wie in dem neuen Teſtamente ſich bekundet. Im Norden von Europa und Amerika, namentlich in den ſkandinaviſchen und angloſächſiſchen, überhaupt in germaniſchen und einigermaßen auch in celtiſchen Landen, hat ſich das Paläſtinathum ſo geltend gemacht, daſs man ſich dort unter Juden verſetzt zu ſehen glaubt. Z. B.

die protestantischen Schotten, sind sie nicht Hebräer, deren Namen überall biblisch, deren Cant sogar etwas jerusalemitisch-pharisäisch klingt, und deren Religion nur ein Judenthum ist, welches Schweinefleisch frisst? So ist es auch mit manchen Provinzen Norddeutschlands und mit Dänemark; ich will gar nicht reden von den meisten neuen Gemeinden der vereinigten Staaten, wo man das alttestamentalische Leben pedantisch nachäfft. Letzteres erscheint hier wie daguerreotypiert, die Konturen sind ängstlich richtig, doch Alles ist grau in grau, und es fehlt der sonnige Farbenschmelz des gelobten Landes. Aber die Karikatur wird einst schwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nämlich die Sittlichkeit des alten Judenthums, wird in jenen Ländern eben so gotterfreulich blühen, wie einst am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palmen und Kamele nöthig, um gut zu sein*), und Gutsein ist besser denn Schönheit.

Vielleicht liegt es nicht bloß in der Bildungsfähigkeit der erwähnten Völker, daß sie das jüdische Leben in Sitte und Denkweise so leicht in sich aufgenommen. Der Grund dieses Phänomens ist viel-

*) Der Schluß dieses Satzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

leicht auch in dem Charakter des jüdiſchen Volks zu ſuchen, das immer ſehr große Wahlverwandtſchaft mit dem Charakter der germaniſchen und einigermaßen auch der celtiſchen Race hatte. Judäa erſchien mir immer wie ein Stück Occident, das ſich mitten in den Orient verloren. In der That, mit ſeinem ſpiritualiſtiſchen Glauben, ſeinen ſtrengen, keuſchen, ſogar ascetiſchen Sitten, kurz mit ſeiner abſtrakten Innerlichkeit, bildete dieſes Land und ſein Volk immer den ſonderbarſten Gegenſatz zu den Nachbarländern und Nachbarvölkern, die, den üppig bunteſten und brünſtigſten Naturkulten huldigend, im bacchantiſchen Sinnenjubel ihr Daſein verluderten. Iſrael ſaß fromm unter ſeinem Feigenbaum und ſang das Lob des unſichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beſchreibung uns noch jetzt das Haar ſich ſträubt! Bedenkt man dieſe Umgebung, ſo kann man die frühe Größe Iſrael's nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Iſrael's, während nicht bloß in ſeiner Umgebung, ſondern bei allen Völkern des Alterthums, ſogar bei den philoſophiſchen Griechen, die Sklaverei juſtificiert war und in Blüthe ſtand, will ich gar nicht

reden, um die Bibel nicht zu kompromittieren bei den jetzigen Gewalthabern. Es giebt wahrhaftig keinen Socialiſten, der terroriſtiſcher wäre, als unſer Herr und Heiland, und bereits Moſes war ein ſolcher Socialiſt, obgleich er als ein praktiſcher Mann beſtehende Gebräuche, namentlich in Bezug auf das Eigenthum, nur umzumodeln ſuchte. Ja, ſtatt mit dem Unmöglichen zu ringen, ſtatt die Abſchaffung des Eigenthums tollköpfig zu dekretieren, erſtrebte Moſes nur die Moraliſation deſſelben, er ſuchte das Eigenthum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und Solches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahrs, wo jedes alienierte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbeſitz war, an den urſprünglichen Eigenthümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weiſe daſſelbe veräußert worden. Dieſe Inſtitution bildet den entſchiedenſten Gegenſatz zu der „Verjährung“ bei den Römern, wo nach Ablauf einer gewiſſen Zeit der faktiſche Beſitzer eines Gutes von dem legitimen Eigenthümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn Letzterer nicht zu beweiſen vermag, während jener Zeit eine ſolche Reſtitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Dieſe letzte Bedingnis ließ der Chikane offnes Feld, zumal in

einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz blühte und dem ungerechten Besitzer alle Mittel der Abschreckung, besonders dem Armen gegenüber, der die Streitkosten nicht erschwingen kann, zu Gebote stehn. Der Römer war zugleich Soldat und Advokat, und das Fremdgut, das er mit dem Schwerte erbeutet, wusste er durch Zungendrescherei zu vertheidigen. Nur ein Volk von Räubern und Kasuisten konnte die Präskription, die Verjährung, erfinden und dieselbe konsakrieren in jenem abscheulichsten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Kodex des römischen Civilrechts, der leider noch jetzt herrschend ist.

Ich habe oben von der Verwandtschaft gesprochen, welche zwischen Juden und Germanen, die ich einst „die beiden Völker der Sittlichkeit“ nannte, stattfindet, und in dieser Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethischen Unwillen, womit das alte deutsche Recht die Verjährung stigmatisiert; in dem Munde des niedersächsischen Bauers lebt noch heute das rührend schöne Wort: „Hundert Jahr' Unrecht machen nicht ein Jahr Recht.“ Die mosaische Gesetzgebung protestiert noch entschiedener durch die Institution des Jubeljahrs. Moses wollte nicht das Eigenthum abschaffen, er wollte vielmehr, dass Jeder dessen be-

säße, damit Niemand durch Armuth ein Knecht mit knechtischer Gesinnung sei. Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke, und dieser athmet und flammt in allen seinen Gesetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sklaverei selbst hasste er über alle Maßen, schier ingrimmig, aber auch diese Unmenschlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, sie wurzelte noch zu sehr im Leben jener Urzeit, und er musste sich darauf beschränken, das Schicksal der Sklaven gesetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienstzeit zu beschränken. Wollte aber ein Sklave, den das Gesetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlassen, so befahl Moses, dass der unverbesserliche servile Lump mit dem Ohr an den Thürpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde, und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen. O Moses, unser Lehrer, Mosche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unsre gemüthlichen Sklaven in schwarzrothgoldner Livrée*) mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Thor!

---

*) „welche die Wonne der Knechtschaft besingen, mit ihren langen Ohren festnagle an das Schlossthor ihres

Ich verlaſſe den Ocean allgemeiner religiös-moraliſch-hiſtoriſcher Betrachtungen, und lenke mein Gedankenſchiff wieder beſcheiden in das ſtille Binnenlandgewäſſer, wo der Autor ſo treu ſein eignes Bild abſpiegelt.

Ich habe oben erwähnt, wie proteſtantiſche Stimmen aus der Heimat in ſehr indiskret geſtellten Fragen die Vermuthung ausdrückten, als ob bei dem Wiedererwachen meines religiöſen Gefühls auch der Sinn für das Kirchliche in mir ſtärker geworden. Ich weiß nicht, in wie weit ich merken ließ, daſs ich weder für ein Dogma, noch für irgend einen Kultus außerordentlich ſchwärme und ich in dieſer Beziehung Derſelbe geblieben bin, der ich immer war. Ich mache dieſes Geſtändnis jetzt auch, um einigen Freunden, die mit großem Eifer der römiſch-katholiſchen Kirche zugethan ſind, einen Irrthum zu benehmen, in den ſie ebenfalls in Bezug auf meine jetzige Denkungsart verfallen ſind. Sonderbar! zur ſelben Zeit, wo mir in Deutſchland der Proteſtantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangeliſche Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete ſich auch das Gerücht, als ſei ich zum ka-

---

Herren, Sr. Majeſtät des Königs von Preußen!" ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

tholischen Glauben übergetreten, ja, manche gute Seelen versicherten, ein solcher Übertritt habe schon vor vielen Jahren stattgefunden, und sie unterstützten ihre Behauptung mit der Angabe der bestimmtesten Details, sie nannten Zeit und Ort, sie gaben Tag und Datum an, sie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Protestantismus abgeschworen und den alleinseligmachenden römisch-katholisch-apostolischen Glauben angenommen haben sollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Mesner bei dieser Feierlichkeit spendierte.

Wie sehr solches Gerücht Konsistenz gewonnen, ersehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe fast in eine wehmüthige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude sehe, die sich in manchen Zuschriften so rührend ausspricht. Reisende erzählen mir, dass meine Seelenrettung sogar der Kanzelberedsamkeit Stoff geliefert. Junge katholische Geistliche wollen ihre homiletischen Erstlingsschriften meinem Patronate anvertrauen. Man sieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wahn ist so ehrlich gemeint — und was man auch den Zeloten des Katholicismus nachsagen mag, Eins ist gewiss: sie sind keine Egoisten, sie

bekümmern sich um ihre Nebenmenschen; leider oft ein bisschen zu viel. Jene falschen Gerüchte kann ich nicht der Böswilligkeit, sondern nur dem Irrthum zuschreiben; die unschuldigsten Thatsachen hat hier gewiss nur der Zufall entstellt. Es hat nämlich ganz seine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war in der That an dem genannten Tage in der genannten Kirche, die sogar einst eine Jesuitenkirche gewesen, nämlich in Saint-Sulpice, und ich habe mich dort einem religiösen Akte unterzogen — Aber dieser Akt war keine gehässige Abjuration, sondern eine sehr unschuldige Konjugation; ich ließ nämlich dort meine Ehe mit meiner Gattin nach der Civiltrauung auch kirchlich einsegnen, weil meine Gattin, von erzkatholischer Familie, ohne solche Ceremonie sich nicht gottgefällig genug verheirathet geglaubt hätte. Und ich wollte um keinen Preis bei diesem theuren Wesen in den Anschauungen der angebornen Religion eine Beunruhigung oder Störnis verursachen.

Es ist übrigens sehr gut, wenn die Frauen einer positiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangelischer Konfession mehr Treue zu finden, lasse ich dahingestellt sein. Jedenfalls ist der Katholicismus der Frauen für den Gemahl sehr heilsam. Wenn sie einen Fehler begangen haben,

behalten sie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und sobald sie vom Priester Absolution erhielten, sind sie wieder trällernd aufgeheitert und verderben sie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängerisches Nachgrübeln über eine Sünde, die sie sich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkische Übertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung ist die Beichte hier so nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimnis nicht lange lastend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müssen, ist es besser, sie gestehen gewisse Dinge nur ihrem Beichtiger, als daſs sie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzsucht oder Gewissensbissigkeit dem armen Gatten die fatalen Geständnisse zu machen!

Der Unglauben ist in der Ehe jedenfalls gefährlich, und so freigeistisch ich selbst gewesen, so durfte doch in meinem Hause nie ein frivoles Wort gesprochen werden. Wie ein ehrsamer Spießbürger lebte ich mitten in Paris, und deſshalb, als ich heirathete, wollte ich auch kirchlich getraut werden, obgleich hier zu Lande die gesetzlich eingeführte Civilehe hinlänglich von der Gesellschaft anerkannt ist. Meine liberalen Freunde grollten mir deſshalb und

überschütteten mich mit Vorwürfen, als hätte ich der Klerisei eine zu große Konceſſion gemacht. Ihr Murrſinn über meine Schwäche würde ſich noch ſehr geſteigert haben, hätten ſie gewuſſt, wie viel größere Konceſſionen ich damals der ihnen verhaſſten Prieſterſchaft machte. Als Proteſtant, der ſich mit einer Katholikin verheirathete, bedurfte ich, um von einem katholiſchen Prieſter kirchlich getraut zu werden, eine beſondere Dispens des Erzbiſchofs, der dieſe aber in ſolchen Fällen nur unter der Bedingung ertheilt, daſs der Gatte ſich ſchriftlich verpflichtet, die Kinder, die er zeugen würde, in der Religion ihrer Mutter erziehen zu laſſen. Es wird hierüber ein Revers ausgeſtellt, und wie ſehr auch die proteſtantiſche Welt über ſolchen Zwang ſchreit, ſo will mich bedünken, als ſei die katholiſche Prieſterſchaft ganz in ihrem Rechte, denn wer ihre einſegnende Garantie nachſucht, muſs ſich auch ihren Bedingungen fügen. Ich fügte mich denſelben ganz de bonne foi, und ich wäre gewiſs meiner Verpflichtung redlich nachgekommen. Aber unter uns geſagt, da ich wohl wuſſte, daſs Kinderzeugen nicht meine Specialität iſt, ſo konnte ich beſagten Revers mit deſto leichterm Gewiſſen unterzeichnen, und als ich die Feder aus der Hand legte, kicherten in meinem Gedächtnis die Worte der ſchönen

Ninon de Lenclos: „O, le beau billet qu'a Lechastre!“

Ich will meinen Bekenntniſſen die Krone aufſetzen, indem ich geſtehe, daſs ich damals, um die Dispens des Erzbiſchofs zu erlangen, nicht bloß meine Kinder, ſondern ſogar mich ſelbſt der katholiſchen Kirche verſchrieben hätte — Aber der Ogre de Rome, der wie das Ungeheuer in den Kindermärchen ſich die künftige Geburt für ſeine Dienſte ausbedingt, begnügte ſich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und ſo blieb ich ein Proteſtant, nach wie vor, ein proteſtierender Proteſtant, und ich proteſtiere gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu ſein, dennoch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.

Ja, ich, der ich immer ſelbſt das aberwitzigſte Gerede, ohne mich viel darum zu bekümmern, über mich hingehen ließ, ich habe mich zu obiger Berichtigung verpflichtet geglaubt, um der Partei des edlen Atta Troll, die noch immer in Deutſchland herumtroddelt, keinen Anlaſs zu gewähren, in ihrer täppiſch treuloſen Weiſe meinen Wankelmuth zu bejammern und dabei wieder auf ihre eigne, unwandelbare, in der dickſten Bärenhaut eingenähte Charakterfeſtigkeit zu pochen. Gegen den armen Ogre de Rome, gegen die römiſche Kirche, iſt alſo

dieſe Reklamation nicht gerichtet. Ich habe längſt aller Befehdung derſelben entſagt, und längſt ruht in der Scheide das Schwert, das ich einſt zog im Dienſte einer Idee, und nicht einer Privatleidenſchaft. Ja, ich war in dieſem Kampf gleichſam ein Officier de fortune, der ſich brav ſchlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre Vertreter. Von fanatiſcher Feindſchaft gegen die römiſche Kirche kann bei mir nicht die Rede ſein, da es mir immer an jener Borniertheit fehlte, die zu einer ſolchen Animoſität nöthig iſt. Ich kenne zu gut meine geiſtige Taille, um nicht zu wiſſen, daſs ich einem Koloſſe, wie die Peterskirche iſt, mit meinem wüthendſten Anrennen wenig ſchaden dürfte; nur ein beſcheidener Handlanger konnte ich ſein bei dem langſamen Abtragen ſeiner Quadern, welches Geſchäft freilich doch noch viele Jahrhunderte dauern mag. Ich war zu ſehr Geſchichtskundiger, als daſs ich nicht die Rieſenhaftigkeit jenes Granitgebäudes erkannt hätte; — nennt es immerhin die Baſtille des Geiſtes, behauptet immerhin, dieſelbe werde jetzt nur noch von Invaliden vertheidigt; aber es iſt darum nicht minder wahr, daſs auch dieſe Baſtille nicht ſo leicht einzunehmen wäre und noch mancher junge

Anstürmer an seinen Wällen den Hals brechen wird. Als Denker, als Metaphysiker, musste ich immer der Konsequenz der römisch-katholischen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich rühmen, weder das Dogma, noch den Kultus je durch Witz und Spötterei bekämpft zu haben, und man hat mir zugleich zu viel Ehre und zu viel Unehre erzeigt, wenn man mich einen Geistesverwandten Voltaire's nannte. Ich war immer ein Dichter, und deßhalb musste sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren, und nicht selten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnisvoll selige Überschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie; auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, und meine erste Gedichtesammlung enthält Spuren dieser schönen Madonnaperiode, die ich in spätern Sammlungen lächerlich sorgsam ausmerzte.

Die Zeit der Eitelkeit ist vorüber, und ich erlaube Jedem, über diese Geständnisse zu lächeln.

Ich brauche wohl nicht erst zu gestehen, daß in derselben Weise, wie kein blinder Haß gegen die

römiſche Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche Ranküne gegen ihre Prieſter in meinem Gemüthe niſten konnte; wer meine ſatiriſche Begabnis und die Bedürfniſſe meines parodierenden Übermuths kennt, wird mir gewiſs das Zeugnis ertheilen, daſs ich die menſchlichen Schwächen der Kleriſei immer ſchonte, obgleich in meiner ſpätern Zeit die fromm-thuenden, aber dennoch ſehr biſſigen Ratten, die in den Sakriſteien Baierns und Öſterreichs herum-raſcheln, das verfaulte Pfaffengeſchmeiß, mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigſten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Prieſterſtand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienſte gedachte, die er ſich einſt um mich erwarb. Denn katholiſche Prieſter waren es, denen ich als Kind meinen erſten Unterricht verdankte; ſie leiteten meine erſten Geiſtesſchritte. Auch in der höhern Unterrichtsan-ſtalt zu Düſſeldorf, welche unter der franzöſiſchen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer faſt lauter katholiſche Geiſtliche, die ſich alle mit ernſter Güte meiner Geiſtesbildung annahmen; ſeit der preußiſchen Invaſion, wo auch jene Schule den preußiſch-griechiſchen Namen Gymnaſium annahm, wurden die Prieſter allmählich durch weltliche Leh-rer erſetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher

abgeschafft, die kurzgefaſſten, in lateiniſcher Sprache geſchriebenen Leitfaden und Chreſtomathien, welche noch aus den Jeſuitenſchulen herſtammten, und ſie wurden ebenfalls erſetzt durch neue Grammatiken und Kompendien, geſchrieben in einem ſchwindſüchtigen, pedantiſchen Berlinerdeutſch, in einem abſtrakten Wiſſenſchaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war, als das leichtfaſſliche, natürliche und geſunde Jeſuitenlatein. Wie man auch über die Jeſuiten denkt, ſo muſs man doch eingeſtehen, ſie bewährten immer einen praktiſchen Sinn im Unterricht, und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des Alterthums ſehr verſtümmelt mitgetheilt, ſo haben ſie doch dieſe Alterthumskenntnis ſehr verallgemeinert, ſo zu ſagen demokratiſiert, ſie ging in die Maſſen über, ſtatt daſs bei der heutigen Methode der einzelne Gelehrte, der Geiſtesariſtokrat, das Alterthum und die Alten beſſer begreifen lernt, aber der großen Volksmenge ſehr ſelten ein klaſſiſcher Brocken, irgend ein Stück Herodot oder eine Äſopiſche Fabel oder ein Horaziſcher Vers im Hirntopfe zurückbleibt, wie ehemals, wo die armen Leute an den alten Schulbrotkruſten ihrer Jugend ſpäter noch lange zu knuſpern hatten. „So ein biſschen Latein ziert den ganzen Menſchen,“ ſagte mir einſt ein alter Schuſter, dem aus der

Zeit, wo er mit dem ſchwarzen Mäntelchen in das Jeſuitenkollegium ging, ſo mancher ſchöne Ciceronianiſche Paſſus aus den Catilinariſchen Reden im Gedächtniſſe geblieben, den er gegen heutige Demagogen ſo oft und ſo ſpaßhaft glücklich citierte. Pädagogik war die Specialität der Jeſuiten, und obgleich ſie dieſelbe im Intereſſe ihres Ordens treiben wollten, ſo nahm doch die Leidenſchaft für die Pädagogik ſelbſt, die einzige menſchliche Leidenſchaft, die ihnen blieb, manchmal die Oberhand, ſie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Vernunft zu Gunſten des Glaubens, und ſtatt die Menſchen wieder zu Kindern zu machen, wie ſie beabſichtigten, haben ſie im Gegentheil, gegen ihren Willen, durch den Unterricht die Kinder zu Menſchen gemacht. Die größten Männer der Revolution ſind aus den Jeſuitenſchulen hervorgegangen, und ohne die Disciplin dieſer letztern wäre vielleicht die große Geiſterbewegung erſt ein Jahrhundert ſpäter ausgebrochen.

Arme Väter von der Geſellſchaft Jeſu! Ihr ſeid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei geworden, man hat jedoch nur eure Gefährlichkeit, aber nicht eure Verdienſte begriffen. Was mich betrifft, ſo konnte ich nie einſtimmen in das Zetergeſchrei meiner Genoſſen, die bei dem

Namen Loyola immer in Wuth geriethen, wie Ochsen, denen man einen rothen Lappen vorhält! Und dann, ohne im Geringsten die Hut meiner Parteiinteressen zu verabsäumen, musste ich mir in der Besonnenheit meines Gemüthes zuweilen gestehen, wie es oft von den kleinsten Zufälligkeiten abhing, dass wir dieser, statt jener Partei zufielen und uns jetzt nicht in einem ganz entgegengesetzten Feldlager befänden. In dieser Beziehung kommt mir oft ein Gespräch in den Sinn, das ich mit meiner Mutter führte vor etwa acht Jahren, wo ich die hochbetagte Frau, die schon damals achtzigjährig, in Hamburg besuchte. Eine sonderbare Äußerung entschlüpfte ihr, als wir von den Schulen, worin ich meine Knabenzeit zubrachte, und von meinen katholischen Lehrern sprachen, worunter sich, wie ich jetzt erfuhr, manche ehemalige Mitglieder des Jesuitenordens befanden. Wir sprachen Viel von unserm alten lieben Schallmeyer, dem in der französischen Periode die Leitung des Düsseldorfer Lyceums als Rektor anvertraut war, und der auch für die oberste Klasse Vorlesungen über Philosophie hielt, worin er unumwunden die freigeistigsten griechischen Systeme auseinandersetzte, wie grell diese auch gegen die orthodoxen Dogmen abstachen, als deren Priester er selbst zuweilen in geistlicher

Amtstracht am Altar fungierte. Es ist gewiſs bedeutsam, und vielleicht einſt vor den Aſſiſen im Thale Joſaphat kann es mir als Circonstance atténuante angerechnet werden, daſs ich ſchon im Knabenalter den beſagten philoſophiſchen Vorleſungen beiwohnen durfte. Dieſe bedenkliche Begünſtigung genoſs ich vorzugsweiſe, weil der Rektor Schallmeyer ſich als Freund unſerer Familie ganz beſonders für mich intereſſierte; einer meiner Öhme, der mit ihm zu Bonn ſtudiert hatte, war dort ſein akademiſcher Pylades geweſen, und mein Großvater errettete ihn einſt aus einer tödlichen Krankheit. Der alte Herr beſprach ſich deſshalb ſehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in ſolcher Unterredung war es, wie mir meine Mutter ſpäter in Hamburg erzählte, daſs er ihr den Rath ertheilte, mich dem Dienſte der Kirche zu widmen und nach Rom zu ſchicken, um in einem dortigen Seminar katholiſche Theologie zu ſtudieren; durch die einflusreichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälaten des höchſten Ranges beſaß, verſicherte er im Stande zu ſein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir Dieſes meine Mutter erzählte, bedauerte ſie ſehr, daſs ſie dem Rathe des geiſtreichen alten Herrn nicht Folge ge-

leiſtet, der mein Naturell frühzeitig durchſchaut hatte und wohl am richtigſten begriff, welches geiſtige und phyſiſche Klima demſelben am angemeſſenſten und heilſamſten geweſen ſein möchte. Die alte Frau bereute jetzt ſehr, einen ſo vernünftigen Vorſchlag abgelehnt zu haben; aber zu jener Zeit träumte ſie für mich ſehr hochfliegende weltliche Würden, und dann war ſie eine Schülerin Rouſſeau's, eine ſtrenge Deiſtin, und es war ihr auch außerdem nicht recht, ihren älteſten Sohn in jene Soutane zu ſtecken, welche ſie von deutſchen Prieſtern mit ſo plumpem Ungeſchick tragen ſah. Sie wuſſte nicht, wie ganz anders ein römiſcher Abbate dieſelbe mit einem graciöſen Schick trägt und wie kokett er das ſchwarzſeidne Mäntelchen achſelt, das die fromme Uniform der Galanterie und der Schöngeiſterei iſt im ewig ſchönen Rom.

O, welch ein glücklicher Sterbliche iſt ein römiſcher Abbate, der nicht bloß der Kirche Chriſti, ſondern auch dem Apoll und den Muſen dient. Er ſelbſt iſt ihr Liebling, und die drei Göttinnen der Anmuth halten ihm das Tintenfaſs, wenn er ſeine Sonette verfertigt, die er in der Akademie der Arkadier mit zierlichen Kadenzen recitiert. Er iſt ein Kunſtkenner, und er braucht nur den Hals einer jungen Sängerin zu betaſten, um vorausſagen zu

können, ob sie einst eine Celeberrima cantatrice, eine Diva, eine Weltprimadonna sein wird. Er versteht sich auf Antiquitäten, und über den ausgegrabenen Torso einer griechischen Bacchantin schreibt er eine Abhandlung im schönsten Ciceronianischen Latein, die er dem Oberhaupte der Christenheit, dem Pontifex maximus, wie er ihn nennt, ehrfurchtsvoll widmet. Und gar, welcher Gemäldekenner ist der Signor Abbate, der die Maler in ihren Ateliers besucht und ihnen über ihre weiblichen Modelle die feinsten anatomischen Beobachtungen mittheilt. Der Schreiber dieser Blätter hätte ganz das Zeug dazu gehabt, ein solcher Abbate zu werden und im süßesten dolce far niente dahin zu schlendern durch die Bibliotheken, Galerien, Kirchen und Ruinen der ewigen Stadt, studierend im Genusse und genießend im Studium, und ich hätte Messe gelesen vor den auserlesensten Zuhörern, ich wäre auch in der heiligen Woche als strenger Sittenprediger auf die Kanzel getreten, freilich auch hier niemals in ascetische Roheit ausartend — ich hätte am meisten die römischen Damen erbaut, und wäre vielleicht durch solche Gunst und Verdienste in der Hierarchie der Kirche zu den höchsten Würden gelangt, ich wäre vielleicht ein Monsignore geworden, ein Violettstrumpf, sogar der

rothe Hut konnte mir auf den Kopf fallen — und wie das Sprüchlein heißt:

Es ist kein Pfäfflein noch so klein,
Es möchte gern ein Päpstlein sein —

so hätte ich am Ende vielleicht gar jenen erhabensten Ehrenposten erklommen — denn obgleich ich von Natur nicht ehrgeizig bin, so würde ich dennoch die Ernennung zum Papste nicht ausgeschlagen haben, wenn die Wahl des Konklaves auf mich gefallen wäre. Es ist Dieses jedenfalls ein sehr anständiges und auch mit gutem Einkommen versehenes Amt, das ich gewiss mit hinlänglichem Geschick versehen konnte. Ich hätte mich ruhig niedergesetzt auf den Stuhl Petri, allen frommen Christen, sowohl Priestern als Laien, das Bein hinstreckend zum Fußkuss. Ich hätte mich ebenfalls mit gehöriger Seelenruhe durch die Pfeilergänge der großen Basilika in Triumph herumtragen lassen, und nur im wackelndsten Falle würde ich mich ein bisschen festgeklammert haben an der Armlehne des goldnen Sessels, den sechs stämmige karmoisinrothe Kamerièren auf ihren Schultern tragen, während nebenher glatzköpfige Kapuciner mit brennenden Kerzen und galonnierte Lakaien wandeln, welche ungeheuer große Pfauenwedel emporhalten und das Haupt

des Kirchenfürſten befächeln — wie gar lieblich zu ſchauen iſt auf dem Proceſſionsgemälde des Horace Vernet. Mit einem gleichen unerſchütterlichen ſacerdotalen Ernſte — denn ich kann ſehr ernſt ſein, wenn es durchaus nöthig iſt — hätte ich auch vom Lateran herab der ganzen Chriſtenheit den jährlichen Segen ertheilt; in pontificalibus, mit der dreifachen Krone auf dem Kopfe, und umgeben von einem Generalſtab von Rothhüten und Biſchofsmützen, Goldbrokatgewändern und Kutten von allen Kouleuren, hätte ſich Meine Heiligkeit auf dem hohen Balkon dem Volke gezeigt, das tief unten in unabſehbar wimmelnder Menge mit gebeugten Köpfen und knieend hingelagert — und ich hätte ruhig die Hände ausgeſtreckt und den Segen ertheilt, der Stadt und der Welt.

Aber, wie du wohl weißt, geneigter Leſer, ich bin kein Papſt geworden, auch kein Kardinal, nicht mal ein römiſcher Nuntius, und, wie in der weltlichen, ſo auch in der geiſtlichen Hierarchie habe ich weder Amt noch Würden errungen. Ich habe es, wie die Leute ſagen, auf dieſer ſchönen Erde zu Nichts gebracht. Es iſt Nichts aus mir geworden, Nichts als ein Dichter.

Nein, ich will keiner heuchleriſchen Demuth mich hingebend, dieſen Namen geringſchätzen. Man

iſt Viel, wenn man ein Dichter iſt, und gar wenn man ein großer lyriſcher Dichter iſt in Deutſchland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philoſophie und im Liede, alle andern Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falſchen Beſcheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verleugnen. Keiner meiner Landsleute hat in ſo frühem Alter, wie ich, den Lorber errungen, und wenn mein Kollege Wolfgang Goethe wohlgefällig davon ſingt, „daſs der Chineſe mit zitternder Hand Werthern und Lotten auf Glas male,“ ſo kann ich, ſoll doch einmal geprahlt werden, dem chineſiſchen Ruhm einen noch weit fabelhaftern, nämlich einen japaniſchen entgegenſetzen. Als ich mich etwa vor zwölf Jahren hier im Hôtel des Princes bei meinem Freunde H. Wöhrman aus Riga befand, ſtellte mir Derſelbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen, dreißig Jahre dort in Nangaſaki zugebracht und begierig wünſchte, meine Bekanntſchaft zu machen. Es war der Dr. Bürger, der jetzt in Leyden mit dem gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgiebt. Der Holländer erzählte mir, daſs er einen jungen Japaneſen Deutſch gelehrt, der ſpäter meine Gedichte in japaniſcher Überſetzung drucken ließ, und dieſes ſei das erſte europäiſche Buch geweſen,

das in japaniſcher Sprache erſchienen — übrigens fände ich über dieſe kurioſe Übertragung einen weitläuftigen Artikel in der engliſchen Review von Calcutta. Ich ſchickte ſogleich nach mehren Cabinets de lecture, doch keine ihrer gelehrten Vorſteherinnen konnte mir die Review von Calcutta verſchaffen, und auch an Julien und Paultier wandte ich mich vergebens, an jene gelehrten Widerſacher, welche die Wiſſenſchaft mit zwei großen Entdeckungen bereichert: Herr Julien, der berühmte Sinologe, hat entdeckt, daſs Herr Paultier kein Chineſiſch verſteht, während Herr Paultier, der große Indianiſt, entdeckte, daſs Herr Julien kein Sanskrit verſteht; ſie haben über dies, für das Publikum höchſt wichtige und höchſt intereſſante Thema viele Bücher veröffentlicht.

Seitdem habe ich über meinen japaniſchen Ruhm keine weitern Nachforſchungen angeſtellt. In dieſem Augenblick iſt er mir eben ſo gleichgültig wie etwa mein finnländiſcher Ruhm. Ach! der Ruhm überhaupt, dieſer ſonſt ſo ſüße Tand, ſüß wie Ananas und Schmeichelei, er ward mir ſeit geraumer Zeit ſehr verleidet; er dünkt mich jetzt bitter wie Wermuth. Ich kann wie Romeo ſagen: „Ich bin der Narr des Glücks.“ Ich ſtehe jetzt vor dem großen Breinapf, aber es fehlt mir der Löffel. Was nützt

es mir, daſs bei Feſtmahlen aus goldnen Pokalen und mit den beſten Weinen meine Geſundheit getrunken wird, wenn ich ſelbſt unterdeſſen, abgeſondert von aller Weltluſt, nur mit einer ſchalen Tiſane meine Lippen netzen darf! Was nützt es mir, daſs begeiſterte Jünglinge und Jungfrauen meine marmorne Büſte mit Lorberen umkränzen, wenn derweilen meinem wirklichen Kopfe von den welken Händen einer alten Wärterin eine ſpaniſche Fliege hinter die Ohren gedrückt wird!*) Was nützt es mir, daſs alle Roſen von Schiras ſo zärtlich für mich glühen und duften — ach, Schiras iſt zweitauſend Meilen entfernt von der Rue d'Amſterdam, wo ich in der verdrießlichen Einſamkeit meiner Krankenſtube Nichts zu riechen bekomme, als etwa die Parfüms von gewärmten Servietten. Ach! der Spott Gottes laſtet ſchwer auf mir. Der große Autor des Weltalls, der Ariſtophanes des Himmels, wollte dem kleinen irdiſchen, ſogenannten deutſchen Ariſtophanes recht grell darthun, wie die witzigſten Sarkasmen deſſelben nur armſelige Spötteleien geweſen im Vergleich mit den ſeinigen, und wie kläglich ich ihm nachſtehen muſs im Humor, in der koloſſalen Spaßmacherei.

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Ja, die Lauge der Verhöhnung, die der Meister über mich herabgeußt, ist entsetzlich, und schauerlich grausam ist sein Spaß. Demüthig bekenne ich seine Überlegenheit, und ich beuge mich vor ihm im Staube. Aber wenn es mir auch an solcher höchsten Schöpfungskraft fehlt, so blitzt doch in meinem Geiste die ewige Vernunft, und ich darf sogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und einer ehrfurchtsvollen Kritik unterwerfen. Und da wage ich nun zunächst die unterthänigste Andeutung auszusprechen, es wolle mich bedünken, als zöge sich jener grausame Spaß, womit der Meister den armen Schüler heimsucht, etwas zu sehr in die Länge; er dauert schon über sechs Jahre, was nachgerade langweilig wird. Dann möchte ich ebenfalls mir die unmaßgebliche Bemerkung erlauben, daſs jener Spaß nicht neu ist und daſs ihn der große Aristophanes des Himmels schon bei einer andern Gelegenheit angebracht, und also ein Plagiat an hoch sich selber begangen habe. Um diese Behauptung zu unterstützen, will ich eine Stelle der Limburger Chronik citieren. Diese Chronik ist sehr interessant für Diejenigen, welche sich über Sitten und Bräuche des deutschen Mittelalters unterrichten wollen. Sie beschreibt, wie ein Modejournal, die Kleidertrachten, sowohl die männlichen

als die weiblichen, welche in jeder Periode aufkamen. Sie giebt auch Nachricht von den Liedern, die in jedem Jahre gepfiffen und gesungen wurden, und von manchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgetheilt. So vermeldet sie von Anno 1480, dass man in diesem Jahre in ganz Deutschland Lieder gepfiffen und gesungen, die süßer und lieblicher als alle Weisen, so man zuvor in deutschen Landen kannte, und Jung und Alt, zumal das Frauenzimmer, sei ganz davon vernarrt gewesen, so dass man sie von Morgen bis Abend singen hörte; diese Lieder aber, setzt die Chronik hinzu, habe ein junger Klerikus gedichtet, der von der Misselsucht behaftet war und sich, vor aller Welt verborgen, in einer Einöde aufhielt. Du weißt gewiss, lieber Leser, was für ein schauderhaftes Gebreste im Mittelalter die Misselsucht war, und wie die armen Leute, die solchem unheilbaren Siechthum verfallen, aus jeder bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen waren und sich keinem menschlichen Wesen nahen durften. Lebendigtodte, wandelten sie einher, vermummt vom Haupt bis zu den Füßen, die Kapuze über das Gesicht gezogen, und in der Hand eine Klapper tragend, die sogenannte Lazarusklapper, womit sie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen Jeder zeitig aus dem Wege gehen konnte.

Der arme Klerikus, von deſſen Ruhm als Liederdichter die obgenannte Limburger Chronik geſprochen, war nun ein ſolcher Miſſelſüchtiger, und er ſaß traurig in der Öde ſeines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutſchland ſeine Lieder ſang und pfiff! O, dieſer Ruhm war die uns wohlbekannte Verhöhnung, der grauſame Spaß Gottes, der auch hier derſelbe iſt, obgleich er diesmal im romantiſchern Koſtüme des Mittelalters erſcheint. Der blaſierte König von Judäa ſagte mit Recht: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne“ — Vielleicht iſt dieſe Sonne ſelbſt ein alter aufgewärmter Spaß, der, mit neuen Strahlen geflickt, jetzt ſo impoſant funkelt!

Manchmal in meinen trüben Nachtgeſichten glaube ich den armen Klerikus der Limburger Chronik, meinen Bruder in Apoll, vor mir zu ſehen, und ſeine leidenden Augen lugen ſonderbar ſtier hervor aus ſeiner Kapuze; aber im ſelben Augenblick huſcht er von dannen, und verhallend, wie das Echo eines Traumes, hör' ich die knarrenden Töne der Lazarusklapper.

Waterloo.

Früher unterdrückte Blätter aus den „Geständniſſen“.

Es ſind nicht bloß die Franzoſen und der Kaiſer, welche zu Waterloo unterlagen — die Franzoſen ſtritten dort freilich für ihren eignen Herd, aber ſie waren zu gleicher Zeit die heiligen Kohorten, welche die Sache der Revolution vertraten, und ihr Kaiſer kämpfte hier nicht ſowohl für ſeine Krone, als auch für das Banner der Revolution, das er trug; er war der Gonfaloniere der Demokratie, wie Wellington der Fahnenjunker der Ariſtokratie war, als Beider Heere auf dem Blachfelde von Waterloo ſich gegenüber ſtanden — Und dieſe letztere ſiegte, die ſchlechte Sache des verjährten Vorrechts, der ſervile Knechtſinn und die Lüge triumphierten, und es waren die Intereſſen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderſchaft, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menſchheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren.

Wir in Deutschland, wir waren nicht die Düpes jener plenipotentiaren Tartüffe, welche, mit der rohen Übermacht die feige Heuchelei verbindend, in ihren Proklamationen erklärten, daſs sie nur gegen einen einzigen Menschen, der Napoleon Bonaparte heiße, den Krieg führten: wir wuſsten sehr gut, daſs man, wie das Sprichwort sagt, auf den Sack schlägt und den Esel meint, daſs man in jenem einzigen Mann auch uns schlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daſs der„ Bellerophon" auch uns transportierte, daſs Hudson Lowe auch uns quälte, daſs der Marterfelsen von Sankt Helena unser eignes Golgatha war, und unsre erste Leidensstation Waterloo hieß!

Waterloo! fataler Name! Es vergingen viele Jahre, und wir konnten diesen Namen nicht nennen hören, ohne daſs alle Schlangen des ohnmächtigen Zorns in unsrer Brust aufzischten, und uns die Ohren gellten wie vom Hohngelächter unsrer Feinde. Ihren Speichel fühlten wir alsdann auf den erröthenden Wangen — Gottlob, der schnöde Zauber ist jetzt gebrochen, und die herzzerreißende, verzweiflungsvolle Bedeutung jenes Namens ist jetzt verschwunden!

Welchem mirakulosen Ereignisse wir die Befreiung vom Waterloo-Alp verdanken, ist bekannt. Schon durch die Juliusrevolution ward uns eine große Satisfaktion gewährt, sie war jedoch nicht komplet;

es war nur Balsam für die alte Wunde, die aber noch nicht vernarben konnte. Die Franzosen hatten freilich die ältere Bourbonenlinie weggejagt, welche mit dem doppelten Unglück behaftet war, das sie den Besiegten von den fremden Siegern aufgedrungen worden, nachdem dieses alte, abgelebte Königsgeschlecht vorher die schrecklichste Beleidigung in Frankreich erduldet hatte. Die schmachvolle Hinrichtung des gutmüthigen und menschenfreundlichen Ludwig's XVI., dieses schauderhafte Vergehen, konnte zwar bei den Beleidigten Verzeihung finden, aber nimmermehr bei den Beleidigern; denn der Beleidiger verzeiht nie. Der 21. Januar war in der That ein zu unvergemliches Datum, als daſs ein Franzose ruhig schlafen konnte, so lange ein Bourbone von der ältern Linie auf dem Throne Frankreichs saß; diese Linie war unmöglich geworden, und musste früh oder spät, gleich einem Geschwür aus dem französischen Staatskörper ausgeschnitten werden, ganz so wie es den Stuarts in England geschah, als dort ähnliche Ursachen der Scham und des Mistrauens obwalteten. Ludwig Philipp und seine Familie war möglich, weil sein Vater an dem Nationalvergehen Theil genommen, und er selbst zu den Vorkämpen der Revolution einst gehörte. Ludwig Philipp war ein großer und edler König. Er besaß alle bürgerlichen Tugenden eines

Bourgeois und kein einziges Laſter eines Grand Seigneur. Er ſaß gut zu Pferd, und hatte zu Jemappes und Valmy gefochten. Frau von Genlis leitete ſeine Erziehung, und er war wiſſenſchaftlich gebildet wie ein Gelehrter, auch konnte er im Falle der Noth durch Unterricht in der Mathematik ſein Brod verdienen, oder einem Bedienten, den der Schlag getroffen, gleich zur Ader laſſen, weßhalb er auch ein Feldſcherer-Etui beſtändig bei ſich trug. Er war höflich großmüthig, und verzieh eben ſo wohl ſeinen legitimiſtiſchen Verleumdern, wie ſeinen republikaniſchen Meuchelmördern; er fürchtete nicht die Kugeln, womit die eigne Bruſt bedroht war, doch als es galt, auf das Volk ſchießen zu laſſen, überſchlich ihn die alte philantropiſche Weichherzigkeit, und er warf die Krone von ſich, ergriff ſeinen Hut und nahm ſeinen alten Regenſchirm und ſeine Frau unter den Arm und empfahl ſich. Er war ein Menſch. Fabelhaft groß war ſein Reichthum, und doch blieb er arbeitſam wie der ärmſte Handwerker. Er war vacciniert; iſt auch nie von den Pocken heimgeſucht worden. Er war gerecht, und brach nie den Eid, den er den Geſetzen geſchworen. Er gab den Franzoſen achtzehn Jahre Frieden und Freiheit. Er war genügſam, keuſch, und hatte nur eine einzige Geliebte, welche Marie Amalie hieß. Er war tolerant und liebte die

Jeſuiten nicht. Er war das Muſter eines Königs, ein Marc Aurel mit einem modernen Toupet, ein gekrönter Weiſer, ein ehrlicher Mann — Und dennoch konnten ihn die Franzoſen auf die Länge nicht behalten, denn er war nicht nationalen Urſprungs, er war nicht der Erwählte des Volks, ſondern einer kleinen Koterie von Geldmenſchen, die ihn auf den vakanten Thron geſetzt, weil er ihnen die beſte Garantie ihrer Beſitzthümer dünkte, und weil bei dieſer Beſetzung keine große Einrede von Seiten der europäiſchen Ariſtokratie zu befürchten ſtand, die ja einſt nicht ſo ſehr aus Liebe für Ludwig XVIII., als vielmehr aus Haſs gegen Napoleon, den Einzigen, gegen den ſie Krieg zu führen vorgab, die Reſtauration betrieben hatte. Ganz recht war es freilich den Fürſten des Nordens nicht, daſs ihre Protegés ſo ohne Umſtände fortgejagt wurden, aber ſie hatten Dieſelben nie wahrhaft geliebt; Ludwig Philipp's Quaſi-Legitimität, ſeine erlauchte Geburt und ſein ſanftes Dulden erweichte endlich die hohen Unzufriedenen, und ſie ließen ſich den galliſchen Hahn gefallen — weil er kein Adler war.

Obgleich wir gern zugeben, daſs man dem König Ludwig Philipp großes Unrecht gethan, daſs man ihn mit dem unwürdigſten Undank behandelt, daſs er ein wahrer Märtyrer war, und daſs die Februarrevolution überhaupt ſich als ein beklagenswerthes Ereignis aus-

wies, das unſäglich viel Unheil über die Welt brachte, ſo müſſen wir nichtsdeſtoweniger geſtehen, daſs ſie wieder für die Franzoſen, deren Nationalgefühl dadurch erhoben worden, ſo wie auch für die Demokratie im Allgemeinen, deren ideales Bewuſstſein ſich daran ſtärkte, eine große Genugthuung war. Doch vollſtändig war dieſe letztere noch nicht, und ſie ſchlug bald über in eine klägliche Demüthigung. Dieſes verſchuldeten jene ungetreuen Mandatare des Volks, die den großen Akt der Volksſouveränität, der ihnen die unumſchränkteſte Macht verlieh, durch ihr Ungeſchick oder ihre Feigheit oder ihr Doppelſpiel verzettelten. Ich will nicht ſagen, daſs ſie ſchlechte Menſchen waren; im Gegentheil, es wäre uns beſſer ergangen, wenn wir entſchiedenen Böſewichtern in die Hände gefallen wären, die energiſch und konſequent gehandelt und vielleicht viel Blut vergoſſen, aber etwas Großes für das Volk gethan hätten. Ein ungeheures Verbrechen begingen jene guten Leute und ſchlechten Muſikanten, die ſich aus Ehrgeiz im Augenblick des entſetzlichſten Sturmes ans Steuerruder des Staates drängten, und, ohne die geringſten Kenntniſſe politiſcher Nautik, das Kommando des Schiffes übernahmen, als einzige Bouſſole nur ihre Eitelkeit konſultierend. Unvermeidlich war der Schiffbruch.

Gleich in der erſten Stunde der proviſoriſchen

Regierung, die ſich eben dieſen Namen gab, offenbarte ſich das Unvermögen der kleinen Menſchen. Schon dieſer Name „Proviſoriſche Regierung“ bekundete officiell ihr Zagnis und annullierte von vornherein Alles, was ſie etwa Tüchtiges für das vertrauende Volk, das ihnen die höchſte Gewalt ertheilte und ſie mit einer Leibgarde von 300,000 Mann beſchützte, thun konnten. Nie hat das Volk, das große Waiſenkind, aus dem Glückstopf der Revolution miſerablere Nieten gezogen, als die Perſonen waren, welche jene proviſoriſche Regierung bildeten. Es befanden ſich unter ihnen miſerable Komödianten, die bis aufs Haar, bis auf die Farbe des Barthaars, jenen Heldenbrüdern des Liebhabertheaters glichen, das uns Shakſpeare im „Sommernachtstraum“ ſo ergötzlich vorführt. Dieſe tüppiſchen Geſellen hatten in der That vor Nichts mehr Angſt, als daß man ihr Spiel für Ernſt halten möchte, und Snug der Tiſchler verſichere, im Beraus, daß er kein wirklicher Löwe, ſondern nur ein proviſoriſcher Löwe, nur Snug der Tiſchler ſei, der ſich das Publikum vor ſeinem Brüllen nicht zu fürchten brauche, da es nur ein proviſoriſches Brüllen ſei — und dabei, in ſeiner Eitelkeit, hatte er Luſt, alle Rollen zu ſpielen, und die Hauptſache war für ihn die Farbe des Bartes, womit eine Rolle tragiert werden müſſe, ob es ein zinnoberrother oder ein trikolorer Bart ſei.

Wahrlich, die auswärtigen Mächte hatten keinen Grund, sich vor diesen provisorischen Löwen zu fürchten — sie waren wohl im Beginn etwas verdutzt, aber sie fassten sich bald, als sie sahen, welche Thiere in der Löwenhaut steckten, und sie brauchten keineswegs die Februarrevolution als eine politische Beleidigung, als eine patzige Herausforderung anzusehen — denn sie konnten mit Recht sagen: „Es ist uns gleich, wer in Frankreich regiert. Wir haben zwar Anno 1815 die ältern Bourbonen auf den Thron gesetzt, aber es geschah nicht aus Zärtlichkeit für Diese, sondern aus Haß gegen den Napoleon Bonaparte, mit welchem wir damals Krieg führten, und den wir bei Waterloo erschlugen, und zu Sankt Helena, Gott sei Dank! begruben — So lange er lebte, hatten wir keine ruhige Stunde — Nun, da Dieser todt ist, und unter den provisorischen Regierungslöwen Keiner sich befindet, der uns wieder unsre liebe Nachtruhe rauben könnte, so ist es uns gleichgültig, wer in Frankreich herrscht. Es kümmert uns gar nicht, wer dort regiert, ob Louis Blanc oder der General Tom Pouce, der Zwerg beider Welten, der noch weit berühmter ist als Erstlerer, aber freilich eben so wenig wie sein Mitzwerg Louis Blanc in der Winzigkeit einen Vergleich aushalten könnte mit dem seligen Bogulawski, den man in eine Pastete buk und auf die Tafel des Kurfürsten

von Sachsen setzte — der tapfere Pole biss und hieb sich aber mit seinen Zähnen und seinem kleinen Säbel aus dem Backwerk heraus und spazierte auf der kurfürstlichen Tafel als Sieger einher, ein Heldenstück, welches vielleicht eurem Homunkulus Louis Blanc nicht gelingen dürfte, der sich schwerlich so heroisch aus der Februarpastete wieder herausfrisst."

Ich bemerke ausdrücklich, dass es die auswärtigen Fürsten sind, die sich in so wegwerfender Weise über Louis Blanc äußern. Mit größerer Anerkennung würde ich selbst von diesem Tribunen reden, der während seiner ephemeren Machthaberei sich zwar nicht durch Intelligenz, aber desto mehr durch eine fast deutsche Sentimentalität auszeichnete. In allen seinen Reden war er immer von den schönen Gefühlswallungen seines Herzens überwältigt, er wiederholte darin beständig, dass er bis zu Thränen gerührt sei, und er flennte dabei so beträchtlich, dass diese wässrigte Gemüthlichkeit ihm auch jenseits des Rheins eine gewisse Popularität erwarb, indem nämlich die deutschen Ammen und Kindermägde ihren kleinen Schreihälsen, die beständig weinen, den Namen des larmoyanten französischen Demagogen ertheilten. Es haben Viele über das kindische Äußere Desselben gescherzt. Ich aber habe niemals sein Köpfchen betrachten können, ohne von einem gewissen Erstaunen er-

griffen zu ſein; nicht weil ich etwa das viele Wiſſen des Männchens bewundert hätte — nein, er iſt im Gegentheil von aller Wiſſenſchaft gänzlich entblößt — ich war vielmehr verwundert, wie in einem ſo kleinen Köpfchen ſo viel Unwiſſenheit Platz finden konnte; ich begriff nie, wie dieſer bornierte, winzige Schädel jene koloſſalen Maſſen von Ignoranz zu enthalten vermochte, die er in ſo reicher, ja verſchwenderiſcher Fülle bei jeder Gelegenheit auskramte — da zeigt ſich die Allmacht Gottes! Trotz allem Mangel an Wiſſenſchaft und Gelahrtheit bekundet Herr Louis Blanc dennoch ein wahrhaftes Talent für Geſchichtſchreibung. Nur iſt zu bedauern, daſs er juſt jene Titanenkämpfe beſchreiben wollte, welche wir die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution nennen. Es iſt Schade, daſs er nicht lieber einen Stoff wählte, dem er gewachſen wäre, der ſeiner Statur angemeſſener, z. B. die Kriege der Pygmäen mit den Kranichen, wovon uns Herodot berichtet.

Sowohl in Bezug auf Talent als auch Geſinnung, ſo klein er war, überragte Louis Blanc dennoch mehre ſeiner Kollegen von jener proviſoriſchen Regierung, welche den nordiſchen Potentaten ſo wenig Furcht einjagte. Alles, was dieſe Fürſten ſagten, iſt reine Wahrheit. Unter den Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung war kein Einziger, der im Mindeſten Ähn-

lichkeit hatte mit jenem Störenfried, mit jenem Unfugstifter, jenem schrecklichen korsikanischen Taugenichts, der in allen Hauptstädten der Welt die Wache prügelte, überall die Fenster einwarf, die Laternen zerschlug und unsre ehrwürdigen Monarchen wie alte Portiers behandelte, indem er sie des Nachts aus dem Schlafe klingelte und ihr Silberhaar verlangte. Unsre gekrönten Pipelets konnten ruhig ihren Nachtschlaf genießen während der Herrschaft der provisorischen Regierung in Frankreich —

Nein, unter den Helden dieser Tafelrunde glich Keiner einem Napoleon, Keiner von ihnen war jemals so unartig gewesen, die Schlacht von Marengo zu gewinnen, Keiner von ihnen hatte die Impertinenz gehabt, bei Jena die Preußen zu schlagen, Keiner von ihnen erlaubte sich bei Austerlitz oder bei Wagram irgend einen Exceß des Sieges, Keiner von ihnen gewann die Schlacht bei den Pyramiden — Was man auch dem Herrn de Lamartine, dem Flügelmann der Februarhelden, vorwerfen mag, man kann ihm doch nicht nachsagen, daß er bei den Pyramiden die Mameluken niedergemetzelt habe — Es ist wahr, er unternahm eine Reise in den Orient, und in Ägypten kam er den Pyramiden vorüber, von deren Spitze circa vierzig Jahrhunderte ihn betrachten konnten, wenn sie wollten, doch auf die Pyramiden selbst machte der An-

blick seiner berühmten Person keinen sonderlichen Eindruck, sie blieben unbewegt, sintemalen sie fast blasiert sind in Bezug auf große Männer, deren größte ihnen zu Gesicht gekommen, z. B. Moses, Pythagoras, Plato, Julius Cäsar, Christus und Napoleon, welcher Letztere auf einem Kamel ritt — Es ist möglich, daß Herr de Lamartine ebenfalls auf einem Kamel durch das Nilthal geritten, aber sicherlich hat er dort keine Schlacht geliefert und keine Mameluken verschluckt — Nein, dieser Kamelreuter war ein Chamäleon, aber kein Napoleon, er war kein Mamelukenfresser, er war immer zahm und sanftmäulig, und als er im Februar 1848 die Rolle eines provisorischen Löwen zu spielen hatte, brüllte er so zärtlich, so süßlich, so schmachtend, wie in der Shakspeare'schen Komödie Snug der Tischler zu brüllen versprach, um nicht die Damen zu erschrecken — In den Kanzleien des Nordens erschrak wirklich Niemand beim Empfang der melodischen Manifeste des neuen französischen ministre des affairs étrangères, den man mit Recht einen ministre étranger aux affaires nannte, und seine diplomatischen Meditationen und Harmonien belustigten sehr die Fürsten der absoluten Prosa —

In der That, diese Letzteren waren sehr beruhigt über die Absichten des Löwen, welcher damals die Marseillaise des Friedens gezwitschert hatte, und sie

waren vollkommen überzeugt, daſs er kein Napoleon war, kein Kanonendonnergott, kein Gott des Blitzes, kein Blitz Gottes — Sie hatten vielleicht ſchon lange vor uns die Bemerkung gemacht, daſs jener zweideutige Mann nicht bloß kein Blitz, ſondern gerade das Gegentheil, nämlich ein' Blitzableiter war, und ſie begriffen, von welchem Nutzen ihnen ein ſolcher ſein konnte zu einer Zeit, wo das ungeheuerlichſte Volksgewitter das alte gothiſche Geſellſchaftsgebäude zu zerſchmettern drohte —

Nicht ich habe Herrn de Lamartine einen Blitzableiter genannt; er ſelbſt hat ſich das Brandmal dieſes Namens aufgedrückt. Denn wie es allen Schwätzern ergeht, denen nie die Plappermühle ſtille ſteht, entſchlüpften ihm einſt die naiven Worte: man beſchuldigte ihn, mit den Rädelsführern der republikaniſchen Partei gegen die Ordnung der Dinge konſpiriert zu haben, ja, er habe mit ihnen konſpiriert, aber wie der Blitzableiter mit dem Blitze konſpiriere. Dieſer falſche Bruder war bei all' ſeiner Duplicität auch die Unfähigkeit ſelbſt, und da er für einen Dichter gilt, ſo konnten jetzt wieder die proſaiſchen Weltleute darüber ſpötteln, was dabei herauskomme, wenn man einem Dichter die Staatsangelegenheiten anvertraue. Nein, ihr irrt euch; die großen Dichter waren oft auch große Staatsmänner; die Muſen ſind ganz un-

ſchuldig an der gouvernementalen Ineptie des zweideutigen Mannes, und es iſt noch eine Frage, ob Das überhaupt Poeſie iſt, was bei ihm die Franzoſen bewundern. Seine Schönrednerei, ſeine brillante Suade erinnert vielmehr an einen Rhetor als einen Dichter. So viel iſt gewiſs, der chantre d'Eloah ſündigte nicht durch Überfluſs an Poeſie; er iſt nur ein lyriſcher Ehrgeizling, der uns in Verſen immer gelangweilt und in Proſa immer dupiert hat.

Ich brauche wohl nicht beſonders zu erörtern, daſs erſt am 20. December 1852 das franzöſiſche Volk die vollſtändige Genugthuung empfing, wodurch die alte Wunde ſeines gekränkten Nationalgefühls vernarben kann. Ich empfinde in tiefſter Seele dieſen Triumph, da ich einſt die Niederlage ſo ſchmerzlich mitempfunden. Ich bin ſelbſt ein Veteran, ein Krüppel mit beleidigtem Herzen, und begreife den Jubel armer Stelzfüße. Dazu habe ich auch die Schadenfreude, daſs ich die Gedanken leſe auf den Geſichtern unſrer alten Feinde, die gute Miene zum böſen Spiel machen. Es iſt nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem franzöſiſchen Thron ſitzt, ſondern derſelbe Napoleon Bonaparte iſt es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat, gegen den ſie den Krieg geführt und den ſie entſetzt und getödtet zu haben behauptete: er lebt noch immer, regiert noch immer — denn wie einſt der

König im alten Frankreich nie ſtarb, ſo ſtirbt im neuen Frankreich auch der Kaiſer nicht — und eben indem er ſich jetzt Napoleon III. nennen läſſt, proteſtirt er gegen den Anſchein, als habe er je aufgehört zu regieren, und indem die auswärtigen Mächte den heutigen Kaiſer unter dieſem Namen anerkannten, verſöhnen ſie das franzöſiſche Nationalgefühl durch einen eben ſo klugen wie gerechten Widerruf früherer Beleidigung.

Die Konſequenzen einer ſolchen Rehabilitation ſind unendlich, und werden gewiſs heilſam ſein für alle Völker Europas, namentlich für die Deutſchen. Es iſt nur Schade, daſs viele der alten Waterloo-Helden dieſe Zeit nicht erlebt. Ihr Achilles, der Herzog von Wellington, hatte davon ſchon einen Vorgeſchmack, und bei dem letzten Waterloo-Dinner, das er mit ſeinen Myrmidonen am Jahrestag der Schlacht feierte, ſoll er miſerabler und katzenjämmerlicher als je ausgeſehen haben. Er iſt auch bald hernach verreckt, und John Bull ſteht an ſeinem Grab, kratzt ſich hinter den Ohren und brummt: „So hab' ich mich nun umſonſt in die ungeheure Schuldenlaſt geſtürzt, die mich zwingt, wie ein Galeerenſklave zu arbeiten — was nutzt mir jetzt die Schlacht bei Waterloo?" Ja, dieſe hat jetzt ihre frühere ſchnöde Bedeutung verloren, und Waterloo iſt nur der Name einer ver-

lorenen Schlacht, nichts mehr, nichts weniger, wie etwa Crecy und Azincourt, oder, um deutsch zu reden, wie Jena und Austerlitz.

Verschiedenartige Geschichtsauffassung.

Das Buch der Geschichte findet mannigfaltige Auslegungen. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten treten hier besonders hervor. — Die Einen sehen in allen irdischen Dingen nur einen trostlosen Kreislauf; im Leben der Völker wie im Leben der Individuen, in diesem, wie in der organischen Natur überhaupt, sehen sie ein Wachsen, Blühen, Welken und Sterben: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. „Es ist nichts Neues unter der Sonne!" ist ihr Wahlspruch; und selbst dieser ist nichts Neues, da schon vor zwei Jahrtausenden der König des Morgenlandes ihn hervor geseufzt. Sie zucken die Achsel über unsere Civilisation, die doch endlich wieder der Barbarei weichen werde; sie schütteln den Kopf über unsere Freiheitskämpfe, die nur dem Aufkommen neuer Tyrannen förderlich seien; sie lächeln über alle Bestrebungen eines politischen Enthusiasmus, der die Welt besser

und glücklicher machen will, und der doch am Ende erkühle und Nichts gefruchtet; — in der kleinen Chronik von Hoffnungen, Nöthen, Mißgeschicken, Schmerzen und Freuden, Irrthümern und Enttäuschungen, womit der einzelne Mensch sein Leben verbringt, in dieser Menschengeschichte sehen sie auch die Geschichte der Menschheit. In Deutschland sind die Weltweisen der historischen Schule und die Poeten aus der Wolfgang-Goethe'schen Kunstperiode ganz eigentlich dieser Ansicht zugethan, und Letztere pflegen damit einen sentimentalen Indifferentismus gegen alle politischen Angelegenheiten des Vaterlandes allersüßlichst zu beschönigen. Eine zur Genüge wohlbekannte Regierung in Norddeutschland weiß ganz besonders diese Ansicht zu schätzen, sie läßt ordentlich Menschen darauf reisen, die unter den elegischen Ruinen Italiens die gemüthlich beschwichtigenden Fatalitätsgedanken in sich ausbilden sollen, um nachher, in Gemeinschaft mit vermittelnden Predigern christlicher Unterwürfigkeit, durch kühle Journalaufschläge das dreitägige Freiheitsfieber des Volkes zu dämpfen. Immerhin, wer nicht durch freie Geisteskraft emporsprießen kann, Der mag am Boden ranken; jener Regierung aber wird die Zukunft lehren, wie weit man kommt mit Ranken und Ränken.

Der oben besprochenen, gar fatalen fatalistischen

Anſicht ſteht eine lichtere entgegen, die mehr mit der Idee einer Vorſehung verwandt iſt, und wonach alle irdiſchen Dinge einer ſchönen Vervollkommenheit entgegen reifen, und die großen Helden und Heldenzeiten nur Staffeln ſind zu einem höheren gottähnlichen Zuſtande des Menſchengeſchlechtes, deſſen ſittliche und politiſche Kämpfe endlich den heiligſten Frieden, die reinſte Verbrüderung und die ewigſte Glückſeligkeit zur Folge haben. Das goldne Zeitalter, heißt es, liege nicht hinter uns, ſondern vor uns; wir ſeien nicht aus dem Paradieſe vertrieben mit einem flammenden Schwerte, ſondern wir müſſten es erobern durch ein flammendes Herz, durch die Liebe; die Frucht der Erkenntnis gebe uns nicht den Tod, ſondern das ewige Leben. — „Civiliſation" war lange Zeit der Wahlſpruch bei den Jüngern ſolcher Anſicht. In Deutſchland huldigte ihr vornehmlich die Humanitätsſchule. Wie beſtimmt die ſogenannte philoſophiſche Schule dahin zielt, iſt männiglich bekannt. Sie war den Unterſuchungen politiſcher Fragen ganz beſonders förderlich, und als höchſte Blüthe dieſer Anſicht predigt man eine idealiſche Staatsform, die, ganz baſiert auf Vernunftgründen, die Menſchheit in letzter Inſtanz veredeln und beglücken ſoll. — Ich brauche wohl die begeiſterten Kämpen dieſer Anſicht nicht zu nennen. Ihr Hochſtreben iſt jedenfalls erfreulicher,

als die kleinen Windungen niedriger Ranken; wenn wir ſie einſt bekämpfen, ſo geſchehe es mit dem koſtbarſten Ehrenſchwerte, während wir einen rankenden Knecht nur mit der wahlverwandten Knute abfertigen werden.

Beide Anſichten, wie ich ſie angedeutet, wollen nicht recht mit unſeren lebendigſten Lebensgefühlen überein klingen; wir wollen auf der einen Seite nicht umſonſt begeiſtert ſein und das Höchſte ſetzen an das unnütz Vergängliche; auf der anderen Seite wollen wir auch, daſs die Gegenwart ihren Werth behalte, und daſs ſie nicht bloß als Mittel gelte und die Zukunft ihr Zweck ſei. Und in der That, wir fühlen uns wichtiger geſtimmt, als daſs wir uns nur als Mittel zu einem Zwecke betrachten möchten; es will uns überhaupt bedünken, als ſeien Zweck und Mittel nur konventionelle Begriffe, die der Menſch in die Natur und in die Geſchichte hinein gegrübelt, von denen aber der Schöpfer nichts wuſſte, indem jedes Erſchaffnis ſich ſelbſt bezweckt und jedes Ereignis ſich ſelbſt bedingt, und Alles, wie die Welt ſelbſt, ſeiner ſelbſt willen da iſt und geſchieht. — Das Leben iſt weder Zweck noch Mittel; das Leben iſt ein Recht. Das Leben will dieſes Recht geltend machen gegen den erſtarrenden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieſes Geltendmachen iſt die Revolution. Der ele-

gische Indifferentismus der Historiker und Poeten soll unsere Energie nicht lähmen bei diesem Geschäfte; und die Schwärmerei der Zukunftbeglücker soll uns nicht verleiten, die Interessen der Gegenwart und das zunächst zu verfechtende Menschenrecht, das Recht zu leben, aufs Spiel zu setzen. — Le pain est le droit du peuple, sagte Saint-Just, und Das ist das größte Wort, das in der ganzen Revolution gesprochen worden.

Loeve-Veimars.

Als ich das Übersetzungstalent des seligen Loeve-Veimars für verschiedene Artikel benutzte, musste ich bewundern, wie Derselbe während solcher Kollaboration mir nie meine Unkenntnis der französischen Sprachgewohnheiten oder gar seine eigne linguistische Überlegenheit fühlen ließ. Wenn wir nach langstündigem Zusammenarbeiten endlich einen Artikel zu Papier gebracht hatten, lobte er meine Vertrautheit mit dem Geiste des französischen Idioms so ernsthaftig, so scheinbar erstaunt, dass ich am Ende wirklich glauben

mußte, Alles selbst übersetzt zu haben, um so mehr, da der feine Schmeichler sehr oft versicherte, er verstünde das Deutsche nur sehr wenig.

Es war in der That eine sonderbare Marotte von Loeve-Veimars, daß Derselbe, der das Deutsche eben so gut verstand wie ich, dennoch allen Leuten versicherte, er verstünde kein Deutsch. In den eben erschienenen „Memoiren eines Bourgeois de Paris" befindet sich in dieser Beziehung eine sehr ergötzliche Anekdote.*)

Mit großem Leidwesen habe ich erfahren, daß Loeve-Veimars, der unlängst gestorben, von seinen Nekrologen in der Presse sehr unglimpflich besprochen worden, und daß sogar der alte Kamerad, der lange Zeit jeden Montag sein brillanter Nebenbuhler war, mehr Nesseln als Blumen auf sein Grab gestreut hat. Und was hatte er ihm vorzuwerfen? Er sprach von dem erschrecklichen Lärm, welchen auf dem Pavé der idyllisch ruhigen Rue des Prêtres die

*) Dr L. Véron erzählt nämlich auf S. 97 des dritten Bandes seiner oben erwähnten Memoiren, er habe einst die berühmte Tänzerin Fanny Elsler zu Tische geladen und Herrn Loeve-Veimars den Platz neben ihr angewiesen mit der Bemerkung: „Sie können Deutsch reden." Loeve-Veimars antwortete lachend: „Ich verstehe kein Wort Deutsch, aber Fräulein Elsler versteht Französisch, und ich behalte meinen Platz."
Anm. des Herausgebers.

heran raſſelnde Karoſſe des Barons Loeve-Veimars verurſachte, als Derſelbe nach ſeiner Rückkehr aus Bagdad einen Beſuch bei der Redaktion des „Journal des Débats" abſtattete. Und die Karoſſe war ſtattlich armoiriert, die koſtbar angeſchirrten Pferde waren gris-pommelé, und der Jäger, der vom Hinterbrett herabſpringend mit unverſchämter Heftigkeit die gellende Hausklingel zog, der lange Burſche trug einen hellgrünen Rock mit goldnen Treſſen, an ſeinem Bandelier hing ein Hirſchfänger, auf dem Haupte ſaß ein Officierhut mit ebenfalls grünen Hahnenfedern, die keck und ſtolz flatterten.

Ja, Das iſt wahr, dieſer Jäger war prächtig. Er hieß Gottlieb, trank viel Bier, roch außerordentlich ſtark nach Tabak, ſuchte ſo dumm als möglich auszuſehen; und behauptete, der franzöſiſchen Sprache unkundig zu ſein, im Gegenſatz zu ſeinem Herrn, der ſich, wie ich oben erwähnt, immer ein Air gab, als verſtünde er kein Wort Deutſch. Nebenbei geſagt, trotz ſeines radebrechenden Franzöſiſch und ſeiner gemeinen Manieren hatte ich Monſieur Gottlieb, der durchaus ein Deutſcher ſein wollte, im Verdacht, niemals ſchwäbiſche Original-Klöße gegeſſen zu haben und gebürtig zu ſein aus Meaux, Departement de Seine & Oiſe.

Ich, der ich den Lebenden ſelten Schmeicheleien

ſage, empfinde auch keinen Beruf, den Abgeſchiedenen zu ſchmeicheln, die wir nur dadurch am beſten würdigen, wenn wir die Wahrheit ſagen. Und wahrlich, unſer armer Loeve braucht dieſe nicht zu fürchten. Dazu kommt, daſs ſeine guten Handlungen immer durch glaubwürdige Zeugniſſe konſtatiert ſind, während alles böſsliche Gerücht, das über ihn in Umlauf war, immer unerwieſen blieb, auch unerweislich war, und ſchon mit ſeinem Naturell in Widerſpruch ſtand. Das Schlimmſte, was man gegen ihn vorbrachte, war nur die Eitelkeit, ſich zum Baron zu machen — aber Wem hat er dadurch Schaden zugefügt? In all' dieſer adligen Oſtentation ſehe ich kein ſo großes Verbrechen, und ich begreife nicht, wie dadurch der alte Kamerad, der ſonſt ſo liebenswürdig menſchlich intelligent war, einen ſo grämlichen Anfall von puritaniſchem Zelotismus bekommen konnte. Der illüſtre Biograph Debureau's und des todten Eſels ſchien vergeſſen zu haben, daſs er ſelber ſeine eigne Karoſſe beſaß, daſs er ebenfalls zwei Pferde hatte in ſeinen Ställen, auch mit einem galonierten Kutſcher behaftet war, der ſehr viel Hafer fraß, daſs er ebenfalls ein Halbdutzend Bediente, Müßiggänger in Livree, beſoldete, was ihn freilich nicht verhinderte, jedesmal, wenn bei ihm geklingelt ward, ſelbſt heran zu ſpringen und die Thüre aufzumachen — Er trug dabei auf dem Haupte eine

lilienweiße Nachtmütze, das baumwollene Nest, worin die tollen Einfälle des großen französischen Humoristen lustig zwitscherten —

In der That, Letzterer hätte geringeren Geistern die posthumen Ausfälle gegen Loeve-Veimars überlassen sollen. Mancher darunter, der Demselben sein Hauptvergehen, die Baronisirung, vorwarf, würde sich vielleicht ebenfalls mit einem mittelalterlichen Titel affübliert haben, wenn er nur den Muth seiner Eitelkeit besessen hätte. Loeve-Veimars aber hatte diesen Muth, und wenn man auch heimlich lächelte, so intimidierte er doch die öffentlichen Lacher, und die Hozier unserer Tage mäkelten nicht zu sehr an seinem Stammbaum, da er immer stählerne Urkunden in Bereitschaft hielt, welche aus dem Archiv von Lepage hervorgegangen.

Ja, jedenfalls die ritterliche Bravour konnte unserem Loeve nicht abgesprochen werden, und wenn er wirklich kein Baron war — worüber ich nie nachforschte — so war ich doch überzeugt, daſs er verdiente, ein Baron zu sein. Er hatte alle guten Eigenschaften eines Grand Seigneur. In hohem Grade besaß er z. B. die der Freigebigkeit. Er übte sie bis zum Exceſs, und er mahnte mich in dieser Beziehung zuweilen an die arabischen Ritter der Wüste, welche vielleicht zu seinen Ahnherren gehörten, und bei denen

die Freigebigkeit als die höchste Tugend gerühmt ward. Ist sie es wirklich? Ich erinnere mich immer, mit welchem Entzücken ich in den arabischen Märchen, die uns Galland übersetzt hat, die Geschichte von dem jungen Menschen las, der den großen Reichthum, den ihm sein Vater hinterlassen, durch übertriebene Freigebigkeit vergeudet hatte, so daß ihm am Ende von allen seinen Schätzen nur eine außerordentlich schöne Sklavin übrig geblieben. In Letztere war er sterblich verliebt; doch als ein unbekannter Beduine, der sie gesehen, ihre Schönheit mit Begeistrung bewunderte, überwältigte ihn die angeborene Großmuth und höflich sagte er: „Wenn diese Dame dir so außerordentlich gefällt, so nimm sie hin als Geschenk.“ Trotz seiner großen Leidenschaft für die Sklavin, welche in Thränen ausbrach, befahl er ihr, dem Unbekannten zu folgen, doch Dieser war der berühmte Kalif Harun al Raschid, der in der Verkleidung eines Beduinen nächtlich in Bagdad umher zog, um sich inkognito mit eignen Augen über Menschen und Dinge zu unterrichten, und der Kalif war von der Großmuth des freigebigen jungen Menschen so sehr erbaut, daß er ihm nicht bloß seine Geliebte zurück schickte, sondern ihn auch zu seinem Großvesier machte und mit neuen Reichthümern und einem prächtigen Palast, dem schönsten in Bagdad, beschenkte.

Bagdad, der Schauplatz der meisten Märchen der Scheherezade, die Hauptstadt von „Tausend und eine Nacht", diese Stadt, deren Name schon einen phantastischen Zauber ausübt, war lange Zeit der Aufenthaltsort unseres Loeve-Veimars, der von 1838—1848 als französischer Konsul dort residierte. Niemand hat dort mit größerer Klugheit und Würde die Ehre Frankreichs vertreten, und eben bei den Orientalen war seine natürliche Prunksucht am rechten Platze, und er imponierte ihnen durch Verschwendung und Pracht. Wenn er in seiner Litère, oder in einem verschlossenen, reich geschmückten Palankin durch die Straßen von Bagdad getragen ward, umgab ihn seine Dienerschaft in den abenteuerlichsten Kostümen, einige Dutzend Sklaven aus allen Ländern und von allen Farben, Bewaffnete in den sonderbarsten Armaturen, Pauken- und Zinken- und Tamtam-Schläger, die, auf Kamelen oder reich karapaconierten Maulthieren sitzend, einen ungeheuren Lärm machten, und dem Zuge voran ging ein langer Bursche, der in einem Kaftan von Goldbrokat stak, auf dem Haupte einen indischen Turban trug, der mit Perlenschnüren, Edelsteinen und Maraboutfedern geschmückt, und dieser hielt in der Hand einen langen goldnen Stab, womit er das andringende Volk fort trieb, während er in arabischer Sprache schrie: „Platz für den allmächtigen, weisen

und herrlichen Stellvertreter des großen Sultan Ludwig Philipp!“ Jener Anführer des Gefolges war aber kein Anderer, als unſer Monſieur Gottlieb, der diesmal nicht mehr einen Deutſchen, ſondern einen Ägypter oder Äthiopen vorſtellte, diesmal auch vorgab, keine einzige von allen europäiſchen Sprachen zu verſtehen; und gewiſs in den Straßen von Bagdad noch weit mehr Spektakel machte, als in der friedlichen Rue des Prêtres zu Paris bei Gelegenheit jener Viſite, worüber der alte Kamerad ſich ſo miſsſlaunig in ſeinen Montagsfeuilleton vernehmen ließ.

In der That, durch ſeine äußere Erſcheinung imponierte Loeve-Veimars minder den Orientalen, die vielmehr eine große Amtswürde gern durch eine große Korpulenz und ſogar Obeſität repräſentiert ſehen. Dieſe Vorzüge mangelten aber dem franzöſiſchen Konſul, der von ſehr ſchmächtiger und eben nicht ſehr großer Geſtalt war, obgleich er auch durch ſeine Äußerlichkeit den Grand Seigneur nicht verleugnete. Ja, wie er, wenn es wirklich kein Baron war, doch es zu ſein verdiente durch ſeinen Charakter, ſo trug auch ſeine leibliche Erſcheinung alle Merkmale adliger Art und Weiſe. Auch in ſeinem Äußern war etwas Edelmänniſches: eine feine, aalglatte, zierliche Geſtalt, vornehme weiße Hände, deren diaphane Nägel mit beſonderer Sorgfalt geglättet waren, ein zartes, faſt

weibisches Gesichtchen mit stechend blauen Augen, und Wangen, deren rosige Blüthe mehr ein Produkt der Kunst als der Natur, und blondes Haar, das äußerst spärlich die Glatze bedeckte, aber durch alle möglichen Öle, Kämme und Bürsten sehr sorgfältig unterhalten wurde. Mit einer glücklichen Selbstzufriedenheit zeigte Loeve seinen Freunden zuweilen den Kasten, worin jene Kosmetika, die unzähligen Kämme und Bürsten von allen Dimensionen, und die dazu gehörigen Schwämme und Schwämmchen enthalten waren. Es war die Freude eines Kindes, das seine Spielsachen mustert — aber war das ein Grund, so bitterböse über ihn Zeter zu schreien? Er gab sich für keinen Cato aus, und unsere Catonen hatten kein Recht, von ihm jene Tugenden zu verlangen, mit welchen sie in ihren Journalen sich so republikanisch drapieren. Loeve-Weimars war kein Aristokrat, seine Gesinnung war vielmehr demokratisch, aber seine Gefühlsweise war, wie gesagt, die eines Gentilhomme. . . . .

. . . . . .

Eingangsworte zur Überſetzung eines lappländiſchen Gedichts.

Lappland bildet die äußerſte Spitze der ruſſiſchen Beſitzungen im Norden, und die vornehmen oder wohlhabenden Lappländer, welche an der Schwindſucht leiden, pflegen nach St. Petersburg zu reiſen, um hier die Annehmlichkeiten eines ſüdlichen Klimas zu genießen. Bei manchen dieſer kranken Exulanten geſellen ſich dann zu dem phyſiſchen Siechthum auch wohl die moraliſchen Krankheiten der europäiſchen Civiliſation, mit welcher ſie in Kontakt kommen. Sie beſchäftigen ſich jetzt mit Politik und Religion. Die Lektüre der „Soirées de St. Petersbourg“, die ſie für ein nützliches Handbuch hielten, für einen Guide dieſer Hauptſtadt, belehrt ſie, daß der Stützpunkt der bürgerlichen Geſellſchaft der Henker ſei; doch die Reaktion bleibt nicht aus, und von der Bourreaukratie des de Maiſtre ſpringen ſie über zum herbſten Kommunismus, ſie erklären alle Rennthiere und Seehunde als Staatseigenthum, ſie leſen Hegel und werden Atheiſten; doch bei zunehmender

Rückgratschwindsucht lenken sie wieder gelinde ein und schlagen über in weinerlichen Pietismus, werden Mucker, wo nicht gar Anhänger der Sionsmutter. — Dem französischen Leser sind diese zwei Religionssekten vielleicht wenig bekannt; in Deutschland sind sie es leider desto mehr, in Deutschland ihrer eigentlichen Heimat. Die Mucker herrschen vorzüglich in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie, wo die höchsten Beamten zu ihnen gehörten. Sie huldigen der Lehre, daſs es nicht hinreichend sei, sein Leben ohne Sünde zu verbringen, sondern daſs man auch mit der Sünde gekämpft und ihr widerstanden haben müsse; der Sieger, und sei er auch mit Sündenwunden bedeckt, wäre gottgefälliger, als der unverwundete Rekrut der Tugend, der nie in der Schlacht gewesen. Deſshalb in ihren Zusammenkünften, oder auch in einem Tête-à-tête von Personen beider Geschlechter, suchen sie sich wechselseitig, durch wollüstige Betastungen, zur Sünde zu reizen, doch sie widerstehen allen Anfechtungen der Sünde — Ist es nicht der Fall, je nun, so werden ein andermal die Angriffe, das ganze Manöver, wiederholt.

Die Sekte von der Sionsmutter hatte ihren Hauptsitz in einer westpreußischen Provinz, nämlich im Wupperthale des Großherzogthums Berg, und das Princip ihrer Lehre hat eine gewisse Hegel'sche

Färbung. Er beruht auf der Idee: nicht der einzelne Menſch, ſondern die ganze Menſchheit ſei Gott; der Sohn Gottes, der erwartete Heiland unſerer Zeit, der ſogenannte Sion, könne daher nicht von einem einzelnen Menſchen, ſondern er könne nur von der ganzen Menſchheit gezeugt werden, und ſeine Gebärerin, die Sionsmutter, müſſe daher nicht von einem einzelnen Menſchen, ſondern von der Geſammtheit der Menſchen, von der Menſchheit, befruchtet werden. Dieſe Idee einer Befruchtung durch die Geſammtheit der Menſchen ſuchte nun die Sionsmutter ſo nahe als möglich zu verwirklichen, ſie ſubſtituirte ihr die Vielheit der Menſchen und es entſtand eine myſtiſche Polyandrie, welcher die preußiſche Regierung durch Gendarmen ein Ende machte. Die Sionsmutter im Wupperthale war eine vierzigjährige, bläſsliche und krankhafte Perſon. Sie verſchwand vom Schauplatz, und ihre Miſsion iſt gewiſs auf eine Andre übergegangen. — Wer weiß, die Sionsmutter lebt vielleicht hier unter uns zu Paris, und wir, die wir ihre heilige Aufgabe nicht kennen, verläſtern ſie und ihren Eifer für das Heil der Menſchheit.

Unter die Krankheiten, denen die Lappländer ausgeſetzt ſind, welche nach Petersburg kommen, um die Milde eines ſüdlichen Klimas zu genießen, ge-

hört auch die Poeſie. Einer ſolchen Kontagion verdanken wir das nachſtehende Gedicht, deſſen Verfaſſer ein junger Lappländer iſt, der wegen Rückenmarkſchwindſucht nach Petersburg emigrierte und dort vor geraumer Zeit geſtorben. Er hatte viel Talent, war befreundet mit den ausgezeichnetſten Geiſtern der Hauptſtadt, und beſchäftigte ſich viel mit deutſcher Philoſophie, die ihn bis an den Rand des Atheismus brachte. Durch die beſondere Gnade des Himmels ward er aber noch zeitig aus dieſer Seelengefahr gerettet, er kam noch vor ſeinem Tode zur Erkenntnis Gottes, was ſeine Unglaubensgenoſſen ſehr ſkandaliſierte: der ganze hohe Klerus des Atheismus ſchrie Anathem über den Renegaten der Gottloſigkeit. Unterdeſſen aber nahmen ſeine körperlichen Leiden zu, ſeine Finanzen nahmen ab, und die wenigen Rennthiere, welche ſein Vermögen ausmachten, waren bald bis zum letzten aufgegeſſen. Im Hoſpitale, dem letzten Aſyl der Poeten, ſprach er zu einem der zwei Freunde, die ihm treu geblieben: „Leb wohl! Ich verlaſſe dieſe Erde, wo das Geld und die Intrige zur Alleinherrſchaft gelangt — Nur Eins that mir weh: ich ſah, daſs man durch Geld und Intrige auch den Ruhm eines Genies erlangen, als ſolches gefeiert werden kann, nicht bloß von einer kleinen Anzahl Unmündiger, ſondern von

den Begabteſten von der ganzen Zeitgenoſſenſchaft und bis zum äußerſten Winkel der Welt.“ In dieſem Augenblicke klang unter den Fenſtern des Hoſpitales ein Leierkaſten, dudelnd: „Das Gold iſt nur Chimäre,“ die berühmte Melodie von Meyerbeer — Der Kranke lächelte, verhüllte das Haupt und ſtarb.

Albert Methfeſſel.

Hamburg, Mitte Oktober 1823.

Unſre gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des braven, groben, herzensbiedern, kenntnisvollen und anticatalaniſtiſchen Schwenke einen noch unvergeſſenen Verluſt erlitt, ſcheint jetzt hinlänglichen Erſatz dafür zu finden, indem ſich einer der ausgezeichnetſten Muſiker hier niederlaſſen will. Das iſt Albert Methfeſſel, deſſen Liedermelodien durch ganz Deutſchland verbreitet ſind, von allen Volksklaſſen geliebt werden, und ſowohl im Kränzchen ſanftmüthiger Philiſterlein als in der wilden Kneipe zechender Burſche klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu ſeiner Zeit manches

hübſche Lied aus dem Methfeſſel'ſchen Kommersbuche ehrlich mitgeſungen, hat ſchon damals Mann und Buch hochgeſchätzt. Wahrlich, man kann jene Komponiſten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodien geben, die von der Art ſind, daſs ſie ſich Eingang bei dem Volk verſchaffen, und rechte Lebensluſt und wahren Frohſinn verbreiten. Die meiſten Komponiſten ſind innerlich ſo erkünſtelt, verſumpft und verſchroben, daſs ſie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das Natürliche, das organiſch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete iſt es eben, was den Liedermelodien jenen Zauber verleiht, der ſie allen Gemüthern einprägt und ſie populär macht. Einige unſerer Komponiſten ſind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben, daſs ſie dergleichen ſchlichte Liederkompoſitionen liefern könnten; aber theils dünken ſie ſich zu vornehm dazu, theils gefallen ſie ſich in abſichtlichen Naturabweichungen, und fürchten, daſs man ſie nicht für wirkliche Künſtler halten möchte, wenn ſie nicht muſikaliſche Kunſtſtücke machen. Das Theater iſt die nächſte Urſache, warum das Lied vernachläſſigt wird; Alles, was nur den Generalbaſs ſtudiert oder halb ſtudiert oder gar nicht ſtudiert hat, ſtürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen!

Weichmüthige Blüthenseelen wollen kolossale Elephanten-Musik hervor posaunen und pauken; handfeste Kraftkerle wollen süße Rossini'sche Rosinen-Musik oder gar noch überzuckerte Rosinen-Musik hervor hauchen. Gott besser's! — Wir wollen daher Komponisten wie Methfessel ehren — und ihn ganz besonders — und seine Liedermelodien dankbar anerkennen.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.